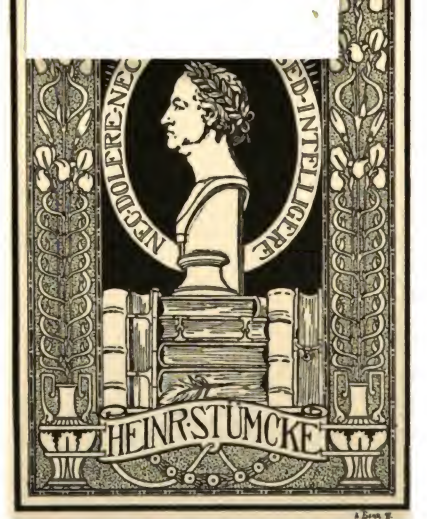
Neue litterarische blätter


Dei
Sub Numine
Viget


NEC·DOLERE·NEC
SED·INTELLIGERE
HEINR·STÜMCKE



Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift

für

Freunde zeitgenössischer Litteratur

und

Monatsblatt der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama."

Begründet und herausgegeben

von

Franziskus Hähnel.

II. Jahrgang.

(Oktober 1893 bis September 1894.)

BREMEN.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter.)

1894.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Psychodramatische Dichtungen.

II. Aufsätze, Studien, Skizzen etc.

III. Dichtungen.

IV. Dichter der Gegenwart.

Biograph. Skizzen vom Herausgeber.

V. Litterarische Rundschau.

VI. Litterarische Zeitungsschau.

VII. Eingesandte Neuerscheinungen.

VIII. Leitartikel.

IX. Beurteilungen.

(Die Autoren der besprochenen Werke in alphabetischer Reihenfolge, der Name des Rezensenten in Klammern, wo fehlend, lieferte der Herausgeber die Besprechung. Abkürzungen: G. — Gedichte, Dr. — Drama, E. — Epos, N. — Novelle, R — Roman.)

X. Zur Antikritik.



2. Jahrgang. Bremen, den 1. Oktober 1893. Nr. 1.



Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Helft eine allgemeine Anteilnahme an dem dichterischen Schaffen der Gegenwart zum Wohle des deutschen Vaterlandes wecken!

„Es giebt nur eine Poesie, die echte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die grössten Vorteile; daher denn auch die höheren, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen!“ **Goethe,** Ausw. Litteratur und Volkspoesie

„Was alle Dichter singen, wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen, die sie lesen und hören, die grösste Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im Marmorblock daläge!“
Herder, Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste.

Es ist eine allgemeine Klage der gegenwärtig lebenden Schriftsteller, dass sie nur in seltenen Fällen auf einen Absatz ihrer Werke im weiteren Publikum rechnen könnten und es ist ausserordentlich beklagenswert, dass selbst unsere bedeutendsten Dichter wenig oder gar nicht weiteren Kreisen bekannt sind. Oder sollte ich mich irren, sollten z. B. Bücher des prächtigen Detlev von Liliencron auf dem Tische einer jeden gebildeten Familie zu finden sein, sollte wirklich die Mehrzahl der Gebildeten aus den Werken der Poesie und Kunst noch jene Erquickung zu schöpfen bestrebt sein, die uns unnennbare Kraft im Daseinskampfe verleiht, die unser Fühlen verklärt und uns allen Menschen, ob reich, ob arm, ob hoch, ob niedrig, näher bringt, — sollte ich mich irren? Sollten jene Familien wirklich so selten geworden sein, bei denen in stiller Abendstunde alle auf die lesenden Worte des Hausvaters oder der Mutter lauschen? Sollte wirklich nicht die Pflege der Poesie im deutschen Hause eine Heimstätte haben, sollten nicht die deutschen Dichter der Gegenwart doch dem deutschen Volke seine Propheten sein, die die Gegenwart verklären durch den Sonnenschein der Dichtkunst?

Ich will diese Frage heute weder bejahen, noch verneinen, mag es der geneigte Leser thun, aber die obige Klage ist leider ebenso berechtigt als wahr. Es ist offenbar eine gewisse Abneigung gegen alles neu Erstehende auf litterarischem Gebiete in Vieler Herzen geschlichen, eine Abneigung, die von den verschiedensten Erscheinungen des litterarischen Lebens erzeugt ward.

Schriftsteller und Verleger sind geneigt, die Ursache allein in der Interesselosigkeit des Publikums zu sehen, und doch möchte ich nicht ohne weiteres dieses dafür verantwortlich machen.

Eine Anteilnahme kann da nicht erwartet

werden, wo sie nicht geweckt ward. Haben wirklich unsere Schule, unsere Presse, ja auch unsere Schriftsteller jeder Zeit das Ihrige gethan, dieses Interesse zu wecken und wo es geweckt war, wach zu erhalten und in ein Herzensbedürfnis umzuwandeln? Auch diese Fragen in schlichter Weise zu beantworten, wird der Herausgeber in seinen nächsten Eingangsworten bemüht sein.

Es wird wohl kaum einen wahrhaft Gebildeten geben, der nicht sehnlichst wünschte, in allen Kreisen unseres Volkes eine rege Anteilnahme an dem litterarischen Schaffen der Gegenwart erweckt zu sehen. Ein Scherflein dazu beizutragen, werden die „N. l. Bl.“ nach wie vor mit heissem Bemühen bestrebt sein, unbekümmert um jene litterarischen Bewegungen, die mehr den Litteraturhistoriker späterer Zeiten interessieren, als ein weiteres Publikum. Für uns „giebt es nur **eine** Poesie, die echte, wahre“ und ihr zu dienen im Verein mit unsern Lesern, soll uns eine heilige Aufgabe sein, ihr zu dienen, indem wir ihr Freunde zu erwecken suchen im ganzen deutschen Vaterlande.

Br. **F. H.**

Aus der Litteratur der Gegenwart.

Wolf Isebrand.

Psychodramatische Dichtung
aus dem Kampf der Dithmarschen am Dusend-Düvels-Warf bei Hemmingstedt im Februar 1500
in freien Rythmen von **Erich Bardewiek.**

Motto:

„Aus Vaterland, ans teure schliess' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“
Fr. v. Schiller, Tell II, 1.

Heiss mich nicht feige, langer Reimar
Von Wimerstedt, wenn ich euch nicht
Durch Nacht und Nebel
Im Sturmlauf vor die Feinde jage! . . . .
Wolf Isebrand feig', ein Dithmarsch feig'? —
Wär' nur der Morgen da, du solltest
Ins Aug' mir schau'n, und wehe dann,
Wenn auch das deine nur zu zucken wagte — — —
Brauchst mir die Schwielenhand nicht mehr zu drücken,
Als Scherz muss für das Wort ich dankbar sein. —
Ich zürne nicht . . . . . . Mich friert . . . . .
Die Knochen klappern
Am Leibe mir; denn seit drei Stunden stehe
Ich auf der Wacht, indes die Treuen
Des Diut Gau's die Schanze werfen,
Die Schanze, d'ran wir siegen oder fallen . . .
Ist das ein milder Hornung dieses Jahr,
Der heil'ge Oswald segnet heut' die Marschen;
Denn unser Unglück wär' ein harter Frost . . . .
Jetzt, Reimar, wird's noch besser,
Flocken fallen sacht,
Sacht auf die Heide . . . .
Das wird — das Leichentuch der grossen Garde
Des Slenz von Cöln. — — —
Lass nur die Mannen noch die Schanze wühlen
Am Dusend-Düvels-Warf; schon grant's
Im Osten . . . . — O Reimar,
Ich sehne mich nach Freiheit und nach Frieden,
Den unser Landbuch endlich uns verhiess.
Noch nimmer hat ein Edeling bei uns gesiegt,
So oft man uns auch unterjochen wollte . . . .
Ich schwör's beim heil'gen Oswald,
Nur wenn der letzte Dithmarsch erst gefallen,
Mag uns der Dänenkönig stolz beherrschen . . . —
Und doch, hast recht, vor uns ein Stündchen
Im Norden, dazwischen nur das Moor
Von Hemmingstedt, zweimal zehntausend Feinde,
Und hier am Warf dreihundert treue Mannen.
Doch allzu ungleich ist der Kampf noch nicht,
Des Moors nicht kundig, werden unsere Feinde
Was es an Tücken bietet, bald erfahren;
Die Landsknechtschar ficht nur um schnöden Sold,
Wir ringen um die Freiheit, — die Freiheit! —
So recht Dithmarschen!
Das nenn' ich eine Schanze werfen
In dunkler Nacht! Nicht tausend Teufel
Verderben ohne unsern Willen diesen Wall
Von Erdenschlamm und Heidgestrüpp'! . . . . .
Nun noch die zehn Kartaunen aufgepflanzt
Und auch die Hakenbüchsen gut verteilt,
Zum Feuergruss bereit! — —
Weil uns der Däne frech in Meldorf überraschte,
Glaubt' er die Strasse frei und uns verloren.
Hört ihr's, wie es in Hemmingstedt
Die ganze Nacht durch jubeltoll erklingt? —
Sie lärmen, als ob uns're Marschen schon
Ihr dänisch Land! —
Ja Rache auch, ihr Mannen
Für Weib und Kind! Die uns gefallen,
Sie fordern hundertfach ein Opfer!
Und wenn die Garde schussweit nachgekommen
Am ersten Graben vor dem Düvels-Warf,
Dann Feuer gleich aus hundert Hakenbüchsen
Und den Kartaunengruss. —
Indes die einen laden, andre hundert,
Die Pferde schont zunächst, doch keinen Mann! . . . . . .
Doch eilt, euch gut zu decken! —
Du, Ole Jensen, nimmst die Seitenwacht nach rechts,
Am linken Teil der Schanze bleib' ich selbst . . .
Für dich, mein edler Reimar, habe ich
Ein tapfer Stückchen aufgespart:
Wähl' zehn Getreue dir und eil' durch's Moor
Nach Westen hin zum Mielendeich, dort wo
Des Meeres Nordpiep in die Marsch einbricht;
Durchbrecht den Deich, so schnell ihr's könnt

Und leitet in die Gräben dann die Flut,
Die jetzt, uns günstig, naht. Doch Eile
Thut not, nach einer Stunde ist es Tag,
Dann mag's zum Tanze geh'n
Auf Schanzenhöh' und Mooresgrund!
Der heil'ge Oswald wird euch schützen
Und bei uns sein . . . .
Da eilt er hin. — im Morgenwinde flattert
Sein langes gold'nes Haar, ein echter Dithmarsch,
Wie wen'ge nur. — — — Wenn nur der Schneefall anhält,
Die grossen Tapfen in der Heide zu vernichten. — —
Von Hemmingstedt herüber wird's lebendig,
Ein wüst Geschrei aus vielen tausend Kehlen
Schallt dumpf herüber — —
„Nu wahr di Buer, de Garde kummt!" . . . . .
Reich' mir mein Faustrohr, Dirck,
Dem ersten Edeling, der durch die Heide naht,
Zum Marschengruss das Blei ins Herz! Dank dir,
Nun sorg, dass eher nicht der Feind uns sicht,
Als bis mein Schuss euch ruft . . . . . —
Wild klopft mein Herz im heil'gen Freiheitsdrang,
Der heut'ge Tag wird über uns entscheiden,
Ob dänisch wir, ob freie Bauern noch!
Hilf uns im Streite, heil'ger Oswald,
Lass Freiheit uns und Frieden wiederfinden! . . .
Noch ist vom Warf aus nichts zu seh'n,
Nur das Gebrüll der Feldkartannen kündet
Das Nah'n der grossen Garde . . . — Es wird
Ein Regentag, — ein Bundsgenosse mehr! —
Bedeckt die Büchsen mit dem Wams, ihr Mannen,
Heut' gilt ein jeder Schuss! — —
Was, Ole Jensen,
Von Oldenvörden her ein Weib? Führt sie sofort
Zu mir, dass von der Schanze Deckung sie erhalte. —
Ein Weib aus Oldenvörden? — — — Dort wohnte mir
Ein' Lieb' einst, o so schön
Wie Morgensonnenglut
Auf Meeresspiegel, — doch seit Jahren
Liess mir das Richteramt im Dint's Gau
Nicht Zeit und Ruh', — — — — sie ist's — Telse
Von Oldenvörden, — — Telse, Telse,
Was treibt im Morgengrauen dich hinaus
Ins tückisch arge Moor? — . . . . .
Nein Telse, heute ist's kein Spiel für Weiber,
Und trieb dich heisse Sehnsucht auch zu mir,
In treuer Liebe weis' ich dich zurück . . . . .
An meiner Seite sterben? — Telse, Telse,
Zum Sterben soll's, wenn der dort droben will,
Heut' nimmer geh'n! Wir wollen einen Fang
Im Marschenreiche thun, dass späte Enkel
Darob noch Freudenlieder singen . . . . . .
Lass' meine Hand, du heldenmütig Mädchen,
Fest wie der Fels im Wogenbraus, —
Magst denn d'rum sein, doch eines bitt' ich dich,
Bleib' hier im Schutze uns'rer Schanze . . . . .
Hört, treue Mannen: dieses tapf're Mädchen
Befehl' ich eurem Schutz', und sollt' der Feinde
Geschoss in unser'n Reihen wüten, Telse
Von Oldenvörden wird die Wunden kühlen,
Wenn's nicht zu spät! . . . .
Jetzt fühl' ich doppelt Kraft zum heil'gen Streite,
Für uns're Freiheit und für unser Recht
Und für meine Marschenlieb'! . . . .
Dank, Dirck, für deine Warnung,
Der Feind in Sicht, — in euren Bau
Ihr Heidefüchse! . . . .
Wie eine dunkle Riesenschlange wälzt
Es sich von Norden her — — —
Der Plan gelingt — —, sie kommen gerad'
Zum Dusend-Düvels-Warf! . . . .
Ein Fähnlein Hakenschützen zieht voran,
Den Moorgrund untersuchend . . . .
Hei, wie sie wettern, — echte Landsknechtrecken . . . .
Ein ehrlich Grab soll ihnen werden,
Wenn sie gefallen; im Moore
Mag nur der Edeling verfaulen . . . . .
Sie scheinen ihres Siegs gewiss,
Es folgt der Kern und mächtig flattert
Der Danebrog in seiner Mitte . . . . . .
Dirck, Kopf weg — — sie merken Unrat,
Die Schanze scheint den Rittern nicht geheuer.
Die Herzen fest nun im Kartannenprall,
Gleich soll es nicht an einer Antwort fehlen . . .
Die Kugeln klatschen in den Heideschlamm,
Schwarz spritzt es auf bis hoch zu uns'rer Schanze.
Nun wird es Zeit, Dithmarschen,
Ich nehme meinen Mann aufs Korn, — — —
Ein herrenloses Pferd stürzt in den Graben,
Nun Feuer, jeder Schuss zum Ziel,
Und Lücken reisse der Kartannen Glut! —
Brav, Mannen, — — der ganze Vortrab fiel
Und Schrecken kroch den ander'n in die Knochen — —
Sie waten vorwärts, einmal noch — — —
Doch wo ist Telse? — — Telse! —
Man kann vor Pulverqualm
Nicht bis zum Schanzenende schau'n . . . . .
Ein Windhauch — — Telse, Telse!
Hoch in der Hand die heil'ge Marschenfahne
Stürzt sie mit hundert Bauern von der Schanze
Ins Kampfgewühl? —
Da schlägt kein Hieb vergebens! Ihr Mannen,
Den Danebrog hält Telse in der Rechten,
Der heil'ge Oswald selber kämpft für uns, —
Sieg, Sieg und Freiheit!
Jetzt von der Schanze, Schwert heraus,
Schont weder Mann, noch Ross!
Nu wahr di Garde, de Buer de kummt!
So recht, — im Sensenhieb nach links und rechts, —
Ein — tapfer Mähen! — Das für — uns're Freiheit, —
Das — für Meldorf — das für Hemmingstedt!
Hei Slenz von Cöln —
Der Schuss aus eurem Faustrohr war nicht übel,
Doch traf er nicht! — Hier nehmt den Dank! —
Wolf Isebrand trotzt deinem Heldenmute — —
— Er sinkt. — — der grosse Gardenführer sinkt
Ins kühle Moor — — Weiter, weiter,
Hei Bauern, es gilt der Freiheit! — —
Die dänischen Geschütze, — — genommen,
Sieg, Sieg, — rollt in den Graben
Die Kartanne! — —

Hei, wie sie fliehen,
Da Slenz von Cöln gefallen, —
Wacker, Mannen, — — —
Gleich kommt uns Hilfe — — —
Hört ihr's von Westen brausen?
Das ist das Meer, das heil'ge, grosse Meer,
Vom Schutzpatron gesendet! —
Hat's oft auch uns die Fluren wild verwüstet,
Heut' grüsse ich dich, stolze Wogenflut, —
Die Gräben füllen sich — — —
Bei Gott, — dort Telse kühn voran —
Sie kennt das Moor und seine Tiefen, —
Voll heil'ger Glut sie folgen alle — — . . . .
Lasst keinen mehr nach Hemmingstedt entkommen,
Für alle Zeiten sei die Freiheit uns erhalten
Durch diesen Tag! — — —
Ein Rudel Edelinge naht — D'rauflos,
Der lange Reimar treibt sie uns entgegen, —
Hei, dort der Graben, — die Pferde straucheln,
Nun thut das Eure, Bauern,
Lasst sie nur trinken, Marschenwasser schlucken,
Die Nimmersatten haben's so gewollt . . . .
Ich eile, die Zerstreuten hier zu sammeln . . .
Was, Direk, der Dänenkönig Johann fort, entfloh'n?
Der ist aus Hemmingstedt nicht ausgerückt,
Nur immer schlau, — so mag er denn entwischen,
Er wird des Tages denken
Am Dusend-Düvels-Warf, wird nie vergessen,
Dass nur ein Frevler eines Volkes Freiheit raubt . . . . . . —
Ja, Gott zum Grusse, Reimar
Von Wimerstedt, reich' mir die treuen Hände
Und lass dir danken, wie es Deutsche pflegen . .
Was flattert über uns zum Segensgrusse?
O, Telse, Telse, stolzes Heldenmädchen! . . .
Die Feindesfahne über unser'n Häuptern
Soll uns erinnern an den Siegestag,
Soll uns erinnern an die freien Bauern,
Die für die Freiheit gegen Tausende
Mit Hunderten ihr Leben wagten,
Soll uns erinnern an die edle Maid,
Die für den Heimatgau in Lieb' erglüht,
Das Banner kühn voran den Mannen trug! . . .
An meiner Brust, Geliebte, ruhe aus!
Treu waren wir dem Land der Väter,
Treu seiner Freiheit, — treu warst du
Der Liebe! . . . . .
Nun auf, nach Meldorf, unsern Sieg zu künden,
Und diesen „Danebrog" bewahr' für
Kind und Kindeskinder
Das Gotteshaus zu Oldenvörden!

Den Namenlosen.

Ich trauerte gar oft in tiefem Leid
Weil immerdar die Menschheit nur gedacht
In ihrem engen Sinn voll Dankbarkeit
Der stolzen Sieger in der Lebensschlacht;
Der Helden, denen auch ihr Werk gelungen,
Die siegen mussten aus Notwendigkeit,
Die lächelnd jeden Widerstand bezwungen,
Weil sie den Kampf gewagt zur rechten Zeit.
Ich trauerte, weil sie die Grossen heissen,
Ich musste and're Männer höher preisen.

Denn heisser liebte ich die Wollenden,
Die wildes Feuer in dem Busen trugen,
Die finster mit dem Schicksal Grollenden,
Die sich mit übermächt'gen Feinden schlugen;
Die Alles wagten und in edelm Wahn
Sich in den Strahlen bess'rer Zukunft sonnten,
Kometengleich beschreibend ihre Bahn
So erdenfern, dass sie nicht siegen konnten,
Und die in ihrem Traum von besser'n Welten
Auf uns'rer kleinen Erde jäh zerschellten.

Wer waren sie? Kein Buch nennt ihre Namen,
Denn Untergang, Vernichtung war ihr Loos;
Zu klein war das Geschlecht, zu dem sie kamen,
D'rum wurden sie auch nicht auf Erden gross —
Vergessen ist das Leid, dass sie erfuhren,
Ihr Lebenswerk verwehte wie ein Lied;
Vielleicht folgt einst die Menschheit ihren Spuren,
Und weiss nicht, dass sie alte Strassen zieht.

Frankfurt a. M. **Arthur Pfungst.**

Einem toten Freunde.

I.

Rauh ist die Luft und grau ist der Tag;
Gelehnt an's Fenster lausch' ich stumm
Des Lebens fernem Wogenschlag,
Der Weltstadt dröhnendem Gesumm.

Vor wenig Monden stand ich hier, —
Leicht war der Abschied, den ich nahm;
Noch spür' ich Deinen Handdruck schier; —
Heut' grüsst' statt Deiner mich der Gram . . .

Die Bücher da — Dein Schreibzeug dort,
Und hier die altvertraute Schrift; —
Gingst Du nicht eben von uns fort
Und legtest Feder hin und Stift? —

Wie haben wir so manche Nacht
Verplaudert hier beim Glase Wein;
Wie hast Du einsam oft gewacht
Mit Deinen Sorgen hier allein!

Wie hast Du schmerzlich Dir das Hirn
Zermartert hier im Tagesfrohn;
Wie spielten wechselnd um die Stirn
Dir Hoffnung hier und Groll und Hohn!

Groll mit Dir selbst und dem Geschick,
Das Dich in eine Wüste stiess,
Nachdem Dir ward ein flücht'ger Blick
Vergönnt ins Schönheitsparadies;

Hohn für die Talmiritterschaft
Des Geistes, der Gunst und Gold beschert,
Dieweil sich Deine Künstlerkraft
In schnöder Fesseln Bann verzehrt. —

Du wusstest längst, dass Thoren nur
Sich opfern für das Ideal,
Und dennoch folgtest Du der Spur
Der Schönheit treu durch Not und Qual.

Du kämpftest ohne Rast und Ruh'
Mit Deinem Schicksal als ein Held,
Und unter Scherzen hehltest Du
Dein herb Martyrium der Welt.

Vielleicht, dass Dir in and'rer Zeit
Des Volkes Gunst, das Glück geblüht,
Doch Hoffnung sind für Dich und Leid
In Asche wie Dein Leib verglüht.

Die Kette brach, Dein Geist ist frei
Vom Wahn, der schreckend ihn verwirrt: —
Vergessen und vergeben sei,
Was Du gefehlt, was Du geirrt!

Wenn schnöde Pharisäerhand
Dein freigewähltes Grab entweiht,
Wer Dich geliebt, wer Dich gekannt,
Dem bleibst Du wert in Ewigkeit!

II.

Den knisternden Flammen
Darbiet' ich, was Du zu vernichten geboten;
In Asche zusammen
Sinken die Blätter, Dir nach, zu den Toten . . .

Hoffen und Wähnen,
Träumen und Sinnen und rastloses Mühen,
Verhohlene Thränen, —
Spurlos muss alles verlodern, verglühen.

In schweigender Trauer
Vollend' ich das Werk, zu dem ich erkoren,
Und Grabesschauer
Wühlen durch's Herz mir, — verloren, verloren!

Gera. **Reinhold Fuchs.**

Empor.

Ich halte die Hände
Krampfhaft geballt,
Das Haupt
Zurückgeworfen
In die Schultern
Und blicke aufwärts
Mit irrem
Geblendetem Auge
Wahnsinnig trunken
Empor zum Lichte! . . . . .
Gleissend erglüht es
Und wirft seine Strahlen
Durch's Auge hinein
In der Seele
Lichtleere Tiefen . . . .
Die Sehnsucht
Krampft zusammen die Brust,
Und die Angst,
Die Todesangst hält am Busen
Die Eisenfaust
Und presst und schnürt . . . .
Aber die Hoffnung
Hält mein Haupt,
Indes die Kniee
Wanken und brechen,
Mit letzter Kraft
Emporgerichtet
Zum Lichte,
Zur Sonne!
Empor!
— — — — — — — — — — —
Empor!
— — — — — — — — — — —

Wien. **Paul Wilhelm.**

Ketten.

Nicht unbezwingbar sind die Eisenglieder,
Die ein Gefang'ner tief im Kerker trägt,
Doch jene Kette löst sich nimmer wieder,
Die Du einst achtlos um Dein Herz gelegt.

Du hörst sie klirren nachts in Deinen Träumen,
Ja selbst im Taumel wilder Leidenschaft,
Und magst Du auch wie ein Titan Dich bäumen,
In Ohnmacht wird verbluten Deine Kraft.

Flieh' in die keusche Wildnis der Savannen,
Birg Dich in Höhlen und durchmiss die See,
Die Kette wird Dein zuckend Herz umspannen
Und schleift Dir nach als unentrinnbar Weh.

Theresienthal b. Zwiesel. **Heriberta v. Poschinger.**

Krönung.

Siehst Du im Sonnengold die Wogen blinken?
Besteig' das Boot und lass im Winde schwellen
Die Segel, dass sie Dich geschwinde schnellen
Dahin, wo grüner Wälder Bogen winken.

Dort ruht ein Haus in Träumen hinter Bäumen;
Der Springbronn mit den glatten Stein-Najaden
Scheint Dich zur Rast im Schatten einzuladen:
Süss bei der Welle Schäumen lässt sich's träumen.

Dann thut sich auf des Hauses hohe Pforte,
Ein Weib erscheint, gestaltet reich und prächtig;
Aus ihrem Munde liebeweich und mächtig
Hörst Du entzückt sinnvolle frohe Worte.

Die Muse ist's! — Lacht sie Dir hold gewogen,
Wird sie Dich krönen und zum Ritter schlagen:
Du darfst der Schönen schlanke Zither tragen,
Die sie Dir huldvoll beut, aus Gold gebogen!

Berlin. **Richard Zoozmann.**

Federzeichnung.

Da sitz' ich nun und thue nichts,
Die Phantasie nur spinnt am Wocken,
Die Goldflut warmen Sonnenlichts
Durchströmt des Weinbergs grüne Locken.

Jung-Wein erschauert. Würz'ger Duft
Verspricht viel künft'ge Siegesthaten,
Helljubelnd platzen in der Luft
Der Lerchen kecke Liedgranaten.

Im Thal der Rhein. Ein Silberreif,
Den sich die Flur ums Haupt gewunden,
Am Himmelszelt ein lichter Streif,
Wie eine Wiege sel'ger Stunden.

Du Sommerfrieden, o wie spricht's
Aus Dir mit leisen Feierglocken, —
Da sitz' ich nun und thue nichts,
Die Phantasie nur spinnt am Wocken.

Königswinter a/Rhein. Georg Barthel Roth.

„So kam das Glück"

Ich sass vor'm Jahr in einsamer Zelle,
Ein stiller, armer, verlass'ner Geselle,
Allein in der weiten, unendlichen Welt.
Der gaukelnde Frohsinn mied meine Schwelle.
Mein Sinn war tot. Keine Freudenwelle
Hat je meine Brust aufjauchzend geschwellt.

Da kam in der Weihnacht goldenen Tagen,
Vom rauhen Nord über Schnee getragen,
Wie eine verwehte Rose das Glück —
Ich warf das bitt're Weltentsagen
Mit kühnem, neuerwachendem Wagen
Ins Dunkel vergangenen Leides zurück.

Und mit dem blühenden Lenz um die Wette
Schloss mir das Glück eine blühende Kette
Von Ranken und Rosen um's Lebensgeäst —
Aus meines Herzens verlassener Stätte
Ward eine strahlende Lichtermette —
Ich feierte Lenzes- und Liebesfest.

Noch heute sitz' ich in einsamer Zelle,
Ein stiller, armer, verlass'ner Geselle,
Doch anders schau' ich hinaus in die Welt.
Ich grüsse den Lichtstrahl, der über die Schwelle
Mit voller, blendender Sonnenhelle
Zu meinen Füssen golden fällt.

Wohl reicht mein Blick nicht zu jenen Räumen,
Wo meiner in holden Sehnsuchtsträumen
Die herrlichste Braut treu-innig gedenkt.
Doch um mich seh' ich von Blütenbäumen
Das Glück wie flüssiges Silber schäumen.
Nun weiss ich, dass mir's die Götter geschenkt.

Grosszschocher. Wilhelm Schindler.

Hafenlegende.

Der Schiffer schaukelt aus dem Hafen,
Vom Steuer sieht er noch das Haus,
Wo er die letzte Nacht geschlafen.
Dann führt der Sturm ihn frisch hinaus.

Und Jahr auf Jahr zerweht im Winde,
Wie oft hat er zurückgedacht,
Zurückgedacht der alten Linde,
Die Haus und Weib und Kind bewacht.

Und draussen, fern in heissen Zonen
Häuft Reichtum sich um seinen Mast,
Die treue Arbeit muss sich lohnen,
Fast sinkt, zu schwer, die gold'ne Last.

Sein Anker fällt am Heimatstrande,
Dort hat der Krieg sein Dach zerstört,
Im Dorfe riecht es noch vom Brande,
Sein Kind ist tot, sein Weib bethört.

Und lange starrt er auf die Stelle,
Wo einst sein kurzes Lindenglück,
Wo einst ihm eine liebe Schwelle —
Dann speit er aus und kehrt zurück.

Und lässt ein Boot sich fertig machen,
Und rudert weg in Wahn und Weh.
Verloren treibt ein leerer Nachen,
Mövenumschrie'n, auf weiter See.

Altona. Detlev von Liliencron.

Die Hoffnung.

Im Myrtenkranz, im Brautgeschmeid'
Beim Fenster sitzt die junge Maid.

Und blickt hinaus wohl Tag für Tag —
Wo nur der Liebste bleiben mag?

Und Jahr um Jahr, ein Traum, verrinnt,
Ihr Haar zu silbern schon beginnt.

Die Myrte welkt, die es bekränzt,
Die Thräne feucht im Auge glänzt.

Ein Frieren zieht durch ihr Gebein,
Sie aber fügt sich willig d'rein,

Und denkt: „so wandelt sacht die Zeit
Das Brautgewand zum Sterbekleid",

Und harrt im Schmucke, Tag für Tag,
Ob der Erlöser kommen mag.

Horn. (N.-Oesterr.) **Hanns Weber.**

Letzte Liebe.

(An Magdalene Baronesse von M.)

Dir war ein schöner Traum gestorben,
Als ich mein Haupt zu Deinem bog,
Mir war ein junges Glück verdorben,
Das rasch erblüht — wohl rasch zerflog. —

Das gleiche Leid schlug gleiche Saiten
In uns'rer Seelenharfe an,
Und rasch sah ich vorübergleiten,
Was rauh des Lebens Parze spann.

Du hast mit jungen Frühlingsblüten
Auf's Neue meinen Pfad gesäumt;
Wir haben — ob die Rosen glühten —
Dem toten Glücke nachgeträumt! —

Hamm (Westfalen). **Uhlmann-Bixterheide.**

Sündige Liebe.

I.

Oft reckt sich ein düsterer Schatten
Und legt sich dunkelnd um mich.
Es raunt mir mit Geisterstimme:
Du liebst mich nicht wie ich Dich!

Sonst littest Du nicht da draussen
Dies Grauen der Einsamkeit,
Es jagte empor Dich nächtens
Durch Länder und Meere weit.

Es triebe Dich friedlos, mächtig
Entgegen dem sündigen Glück,
Du könntest es nimmer tragen,
Du kämest zu mir zurück.

Und ob Dich die Welt auch schmähte,
Und ob Du auch brächst Dein Wort,
Es risse Dich Deine Liebe
Durch Schrecken der Hölle fort.

Du flögst ans Herz mir mit Jauchzen,
Du hättest die Welt durch mich,
Du hättest das Glück der Erde,
Und liebtest mich, wie ich Dich!

II.

Sie sagen, es sei Sünde,
Dass ich Dich lieben muss,
Und sündig sei mein Herzschlag
Und sündig sei mein Kuss.

Vor all' den strengen Richtern
Senk' ich mein Angesicht,
Wie könnt' ich frei mich sprechen,
Doch Eines fass' ich nicht:

Wenn, was ich heiss empfinde,
Nur dunkle Höllenmacht,
Warum die sünd'ge Liebe
So fromm das Herz mir macht;

Warum ich betend sinke
Andächtig auf meine Knie',
Gott und die Menschen liebe,
So rein, so warm, wie nie.

Höckerndorf bei Stettin. **Konrad Telmann.**

Im schwarzen Garten.

Wie weich und lau und dunkel uns umgiebt
Der Sommerabend, draussen vor dem Thor
Die alten Linden duften süsseschwer.
Längst ist darin verstummt der Hummeln Summen,
Vom Dorf nur klingt vereinzelt, hie und da
Ein Hundebellen, leise, wie ein Traum.
Wir aber sitzen mit den Andern hier
Im „schwarzen Garten."

Verwildert ist der Platz. Ringsum nur Nesseln.
Die Rieseneichen, die am Wege recken
Die hohlen Stämme, starren dräuend fast
Zum nächt'gen Himmel. Immer mehr verschwimmt
Im Dunkel uns der Pfad zum Dorf hinab,
Von dem uns hie und da aus dichtem Buschwerk
Ein Lichtblitz an der Menschen Wohnung mahnt,
Im „schwarzen Garten."

In Deiner Kinderheimat ruh' ich hier
An Deiner Seite auf der moos'gen Bank,
Von der als Knabe Du wie oft, wie oft
Als Jüngling in den Sternenhimmel schautest.
. . . . Wie mich der Lindenduft, die Nacht, umspinnen,
So, wie ein Volkslied. Todesweh' und süss
Umschmeichelt mich der Stunde Poesie
Im „schwarzen Garten."

Längst gingen in das Haus zurück die Andern,
Da ziehst Du mich an's Herz und Deine Lippen
Glüh'n auf den meinen, weich und sehnsuchtsbang,
Doch durch die Linden schauert leis ein Hauch —
Und mir durch Sinn und Seele rinnt ein Beben,
Nur Leid noch, däucht mir, bärge nun die Welt,
Nach solchem, heimlich, todessel'gen Glück
Im „schwarzen Garten."

Höckerndorf b. Stettin. **Hermine von Preuschen.**

Guter Jahrgang.

Vom Rebendufte troff der Hügel,
Der Tag versank im Abendbrand;
Ein Kavalier hob sich im Bügel,
Die Locken los, verhängt die Zügel,
Und stiess ins Horn von Land zu Land.

O, jener Stunde dient mein Sinnen,
Da da zum erstenmal geblüht,
Du gold'ner Trank! Im Dämmerspinnen
Lass wieder mich die Gunst erminnen
Des Ritters, dem ich da geglüht!

Ich will ihm opfern Spiess und Spange,
Nicht Ruhm, nicht Reichtum sei mein Sold —
O Liebestraum, was säumst du lange —
Komm! Dass ich herrlich dich empfange
Mit meiner Jugend Rebengold!

Kilchberg-Zürich. Victor Hardung.

„Vielliebchen"-Warnung.

Listig mit Amor im Bunde handeln
Die Mandelbäume,
Wenn sie oft paarweis' betten die Mandeln
In engste Räume,
Da sich dann dicht aneinander schmiegen
Die süssen Kerne
Und sich in lieblichen Träumen wiegen,
Ach, wie so gerne!

Plötzlich beim schäumenden Sektpokale
Das Flügelbübchen
Sprengt ohne Gnade die Doppelschale — — —
„Schau, ein Vielliebchen!
„Ist's nicht, als ob sich die Kerne küssen
Heiss im Umfassen?!
Werden nun doch voneinander müssen
Und sich verlassen!"

Feurigen Blickes fragt „er“ voll Verlangen:
„Gilt es, Vielliebchen?!“ —
Schweigend nur nickt „sie“, doch zeigen die Wangen
Neckische Grübchen.
Flugs, arme Kerne, lernt durch die Lippen
Scheiden und Meiden;
Und — euch zum Abschied — am Kelche nippen
Lächelnd die beiden!

Ach, aber die unter Lust und Scherzen
Heute euch trennen:
Morgen schon spüren sie tief im Herzen
Schmerzliches Brennen!
Was aber wirkt — wer möchte es wähnen? —
So jähen Wandel:
Unwiderstehlich zieht stilles Sehnen
Mandel zu Mandel!

Ob sie die weitesten Pfade durchmessen
Zu fernsten Ländern:
Können einander doch nie vergessen —
's ist nicht zu ändern!
Ruh' findet keines, wo sie auch weilen,
Wo sie auch wandern:
Rastlos treibt sie's auf tausend Meilen
Eines zum andern!

Könnnen, ach, nimmer, die armen Närrchen,
Nimmer gesunden,
Eh' die zwei Hälften vom Mandelpärchen
Sich nicht gefunden!
Amor indes, der tückische Knabe,
Schabt ihnen Rübchen . . . . . .
Hütet euch vor seiner schlimmsten Gabe,
Vor den „Vielliebchen“!

Berlin. **Richard Schmidt-Cabanis.**

Tauschgeschäft.

Apollo tauschte einstens mit Merkur;
Er folgte statt der Musen Spur
Den Buden und dem Marktgetriebe
Und ward nun auch Patron der Diebe;
Merkur bekam dafür die Liebe;
Zur Ware ward der Treue Schwur,
Um Gold war ihre Gunst zu holen,
Und was die Dichter schrieben, war gestohlen.

Lindau am Bodensee. **Hermann Lingg.**

Auf dem Bauplatze.

Eine Fabel.

Ein Prachtbau sollte aufgeführt werden. Unbehauene Blöcke aus Kalk- und Granitbrüchen lagen neben kunstvoll herausgearbeiteten Marmor- und Sandsteinkapitälen.

„Es ist eine Schande“, sagte ein antiker Marmorfries, indem er einen Blick auf den rohen Kalksteinblock gegenüber warf, „in welche gemischte Gesellschaft man hier geraten ist! Wozu ist ein so schmutziger, ungeschliffener Klotz nütze? Höchstens gut, ihn in die Erde zu vergraben und ihn mit Füssen zu treten. Würde er nicht sonst den ganzen Bau verunzieren, den Bau, dem künstlerischen Schmuck zu leihen, wir berufen sind?“

„Schweigt ihr!“ sagte der Baumeister, der eben vorüberging. „Wären diese nicht, was sollt' ich mit euch beginnen? Diese sind notwendig, denn sie geben das Fundament; ihr aber seid nur das Angenehme. Erst auf den Schultern dieser rohen Blöcke könnt ihr das sein, dessen ihr euch rühmt.“

Und die schönen Karniesse und Kapitäle ärgerten sich so, dass sie Risse bekamen, und nun waren sie zu gar nichts mehr tauglich, nicht einmal mehr zum Fundament.

Berlin. **Max Wundtke.**

Das Psychodrama *).

Studie von **Karl Heckel-Mannheim.**

Wir können jede psychodramatische Dichtung und jedes Psychodrama in Kürze definieren als dichterische Mitteilung eines Vorgangs durch einen Einzelnen, für den dieser als gegenwärtig gedachte Vorgang sich gleichzeitig zum persönlichen Erlebnis gestaltet.

Psychodramatische Dichtungen hätten wir wohl in erster Linie diejenigen Werke zu nennen, bei denen die poetische Schilderung des Vorgangs vorwiegt; Psychodramen solche Werke, bei denen Situation und persönliche Empfindung, sowie die unmittelbare Beteiligung des Helden das Uebergewicht erlangen.

Eine bedingungslose Scheidung der vorhandenen psychodr. Werke in Dichtungen und Dramen ist natürlich nicht durchführbar, da sich beide Gattungen oft inhaltlich und formell vermischen. In jedem Fall besitzen wir jedoch weit mehr einheitliche psychodr. Dichtungen, welche ihrem Erfordernis poetisch wirksamer Veranschaulichung des Vorgangs voll entsprechen, als einheitliche Psychodramen. Die meisten Werke lassen ihren Ursprung aus der „poetischen (in die Gegenwart verlegten) Erzählung“ auch da erkennen, wo die unmittelbare Beteiligung des Helden Beachtung und Erfüllung derselben Gesetze erfordert, welche für das Drama zu Recht bestehen.

Darum können wir vom modernen Standpunkt aus in solchen Fällen den Monolog in der Regel nicht gelten lassen, denn wir pflegen nicht mit uns selbst, sondern nur mit Andern zu sprechen. Aber wir pflegen auch nur selten die Worte des gegenwärtigen Anderen zu wiederholen, so dass es vom Standpunkt des Dramatikers aus nicht der Berechtigung entbehrt, wenn man den Helden vieler psychodr. Arbeiten vorwirft, sie seien schwerhörig, kurzsichtig und geschwätzig. Stellen etwa wie: „Was sagst du? Ach so — schwarz! Ja! und

*) Wir bringen diese Studie unseres geschätzten Mitarbeiters um so lieber zum Abdruck, weil in derselben zum ersten Male versucht wird, zwischen Psychodrama und psychodramatischer Dichtung zu unterscheiden. Wir sehen der Äusserung entgegengesetzter Anschauungen gern entgegen.

Die Schriftleitung.

daneben — nicht wahr, ich hörte recht? — daneben weiss?!“ Oder „Wen seh ich? — Ist das nicht N.? — Ja — mein Auge hat mich nicht getäuscht — N. ist es;“ lassen sich mit berechtigtem Spott als Schemata vieler Ausführungen bezeichnen.

Das Psychodrama fordert inhaltlich eine Situation und Handlung, die es dem sprechenden Helden ermöglicht, den Vorgang vor das geistige Auge des Zuhörers zu bringen, ohne dass der Sprechende in seiner Darstellung in Widerspruch zur persönlichen Lage des Helden oder gar der menschlichen Natur überhaupt gerät. Ausgeschlossen sind deshalb für das Psychodrama Situationen, in denen in der Wirklichkeit jedem Menschen das Wort mehr oder minder versagen würde. Ausgeschlossen sind objective Schilderungen oder Betrachtungen in Augenblicken, in denen die subjective Empfindung sich lebhaft hervordrängt.

Das Psychodrama fordert ferner, dass der Dichter im Bestreben nach anschaulicher Schilderung seinen Helden nicht unmotiviert Dinge den als beteiligt gedachten Personen mitteilen lässt, welche diese naturgemäss selbst wahrnehmen, oder dass er ihn eine Sprache reden lässt, welche seiner Person nicht entspricht. Jedes Wort, dem man anmerkt, dass es nur zur Orientierung u. s. w. des anwesenden Publikums gesprochen wird, widerstrebt der dramatischen Wirkung und wird — mag die poetische Form noch so glatt und bilderreich sein — von dem verständigen Zuhörer störend empfunden.

Je ferner ein Werk der poetischen Erzählung steht, je näher es dem Drama kommt, um so strenger werden die angedeuteten dramatischen Regeln zu Recht bestehen.

Bei der psychodr. Dichtung repräsentiert der Vortragende den Dichter, durch dessen Mund erst der Held spricht; im Psychodrama aber repräsentiert er unmittelbar den Helden des Dramas.

Als grossen Vorzug einzelner unserer psychodramatischen Arbeiten erachte ich es, dass sie uns nicht nur zu Zeugen der fortschreitenden Handlung, sondern auch einer durch den Vorgang psychologisch begründeten Wandlung im Wesen des Helden selbst machen.

Vor allen dürften derartige Werke, wenn sie ausserdem den obenangedeuteten Erfordernissen entsprechen, im bestem Sinne als Psychodramen gelten.

Die beiden Gattungen, welche sich recht wohl unabhängig neben einander entwickeln können, verlangen auch grosse Verschiedenheit im Vortrag. Besonders hüte sich der Vortragende im Psychodrama dem anwesenden Publikum selbst die Rolle der beim Vorgang beteiligten Zuhörerschaft zuzuteilen. In der Regel wird der Redner am besten thun, die beteiligten Zuhörer als halbseitlich stehend anzunehmen und die gewählte Stelle streng festzuhalten, wenn die Handlung nicht einen Wechsel vorschreibt. Die Phantasie des Publikums muss die beteiligten Zuhörer genau da sehen, wo der Held selbst sie sehen würde.

Der Vortrag im Psychodrama verträgt stärkere Accente, als die psychodr. Dichtung; aber auch beim Psychodrama darf die Rezitation nicht zur Deklamation, die (seltene) begleitende Gebärde nicht zum lebhaften Spiel werden, sondern der Redner hat nur Reflexbewegungen zu bieten. Der Phantasie des Zuhörers bleibt es überlassen, die volle körperliche Wirklichkeit zu substituieren. Die Phantasie wird weniger durch eine Unzulänglichkeit irritiert als durch eine Übertreibung. Ausnahmen mögen ja zulässig sein. Aber auch der beste Rezitator wird die Herrschaft über sein Publikum verlieren, wenn er einmal — etwa im Höhepunkt des Werkes — den wirklichen Schrei der Leidenschaft oder die wirkliche Gebärde unmittelbar durch die Sinne dem Zuhörer zum Bewusstsein bringt, ohne sofort wieder zur Rezitation zurückkehrend sich an die Phantasie zu wenden, welcher bei keiner andern poetischen Form eine so grosse und dankbare Aufgabe zufällt als bei dem Psychodrama.

Litterarische Rundschau.

Von Alexander Engel-Wien, dessen „Buch der Eva“ u. a. auch in diesen Blättern gebührende Würdigung (siehe 1. Jahrg., S. 71) fand, erscheint demnächst bei E. Pierson in Dresden ein neues Werk, „Das Buch der Thorheit. Geschichten einer Schellenkappe“ betitelt.

In demselben Verlage erscheint von Paul Wilhelm im Monate November ein Gedichtband „Dämmerungen“, nebst dem Fragmente einer grösseren Dichtung „Faust und Ahasver.“ Die Widmung hat Adolf Wilbrandt angenommen.

Auch von Ewald Müller kommt in E. Pierson's Verlag in Dresden eine neue Gedichtsammlung heraus; im Verlage der Differt'schen Buchhandlung, Moritz Liebe in Cottbus erscheint gleichzeitig von demselben Autor das wissenschaftliche Werk „Das Wendentum in der Niederlausitz.“

Über eine interessante Frage: „Ist das Abschreiben von musikalischen Werken und das Ausschreiben von Rollen aus dramatischen Werken ohne weiteres erlaubt?“ giebt uns der soeben erschienene „Schweizerische Litteraturkalender“ (herausgegeben von Victor Hardung; Preis Fr. 3.— in rot Leinwd. gebunden) in einem ausführlichen Aufsatz von Dr. jur. Rüfenacht über das Urheberrecht Aufschluss und zwar mit einem Nein!

Ein jeder, der zum litterarischen Leben irgendwelche Beziehung hat, wird in dem „Schweizerischen Litteraturkalender“ eine Fülle schätzenswerter Anregungen finden.

Am 31. Juli feierte P. K. Rosegger seinen 50. Geburtstag; von einer grossen steirischen Nationalfeier, die ihm zu Ehren geplant war, hat er abzusehen.

Über Konrad Ferdinand Meyer in Kilchburg-Zürich lauten die letzten Nachrichten so günstig, dass man hoffen darf, ihn bald in gewohnter Frische wieder schaffen zu finden.

Victor Hardung, der in Zürich lebende Dichter, gedenkt im kommenden Winter eine Reihe litterarischer Vorlesungen in seiner rheinischen Heimat zu halten, u. a. über Annette Droste, Gottfried Keller, die neuere Lyrik.

Eine dramatische Novität, in deren Mittelpunkte — „Götz von Berlichingen" steht, würde schon um dieser Erscheinung willen Interesse gewinnen, wenn sie nicht in höherem Grade Interesse erregte durch die Person des Verfassers. Gerhart Hauptmann ist es, der in einem Stücke, an welchem er eben arbeitet, Götz von Berlichingen als handelnde Person erscheinen lässt. Wir erwähnten bereits, dass Gerhart Hauptmann ein Drama „Florian Geyer" in Angriff genommen hat, das im ersten Jahre der Dr. Brahm'schen Direktion im „Deutschen Theater" zur Aufführung gelangen dürfte. (Siehe 1. Jahrg., S. 144.) Dem Titelhelden, dem adeligen Bauernführer Florian v. Geyer, ist als Kontrastfigur Götz v. Berlichingen gegenübergestellt, doch soll er in Hauptmann's Stück in wesentlich anderem Lichte erscheinen als in Goethe's, auf den Selbstbekenntnissen Götz v. Berlichingen's beruhendem Drama. Im Hintergrunde der Handlung soll auch im Hauptmannschen Bühnenwerke Martin Luther erscheinen. Florian Geyer ist übrigens schon mehrfach zum Helden von Romanen und Dramen, die in den Bauernkriegen spielen, gemacht worden, so u. a. von Heinrich Bulthaupt in dem fünfaktigen Trauerspiele „Gerold Wendel."

Vor dem Pariser Publikum wird Gerhart Hauptmann diesen Winter mit zwei Stücken erscheinen. Das „Théatre libre" bringt „Vor Sonnenaufgang." Ein zweites Werk erscheint auf einer anderen Bühne, über deren Entstehen eben aus Paris berichtet wird: Unter dem Namen „Das Werk" („L'Oeuvre") hat hier eine Gruppe von Schriftstellern und Kunstfreunden eine Theaterunternehmung gegründet, die ähnlich der „Freien Bühne" organisiert sein, sich aber von dieser durch den bemerkenswerten Umstand unterscheiden wird, dass ausschliesslich Dramen ausländischer Dichter zur Darstellung gelangen sollen. Das Programm der ersten Saison, die im November eröffnet wird, umfasst folgende Stücke: „Rosmersholm" und „Der Volksfeind" von Ibsen, „Einsame Menschen" von Gerhart Hauptmann, „Die Verlobten" von Gogol, „Die Jungfrauen" von Marco Praga und ein neues Schauspiel von Björnstjerne Björnson. Jeder Vorstellung wird ein Vortrag über den Dichter und sein Werk vorangehen.

„Vor's Gericht", Schauspiel in 3 Akten von Hans von Basedow", hatte bei seiner Erstaufführung am Celler Stadttheater einen glänzenden Erfolg. Der anwesende Autor wurde stürmisch gerufen und mit einem Lorbeerkranze geehrt. Das ernstgehaltene Werk machte einen tiefgehenden, bleibenden Eindruck.

Von Richard Schaukal in Wien erscheint im Laufe dieses Monats ein einaktiges Drama, „Rückkehr" betitelt.

Der Zentralausschuss der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, die Generalversammlung, welche anfangs Juni in Weimar stattfinden sollte, der Zeitverhältnisse wegen aber vertagt wurde, im November d. J. in Berlin abzuhalten. Auf der Tagesordnung stehen ausser den geschäftlichen Verhandlungen folgende Gegenstände: 1. Stiftungen für Unterrichts- und Bildungszwecke. (Lehrer J. Tews-Berlin.) 2. Welche Veranstaltungen sind für das nachschulpflichtige Alter zu treffen, damit die Resultate des Schulunterrichts und der Schulerziehung gesichert werden, und die durch die sozialen Verhältnisse der Gegenwart bedingte Ausgestaltung erfahren, und welche Veranstaltungen dieser Art muss die Gesellschaft f. V. v. V. zur Zeit ganz besonders zu fördern suchen? (Lehrer Osw. Sagner und Prof. v. d. Velde-Görlitz.) 3. Die allgemeine Volksschule. (Prof. J. B. Meyer-Bonn und Abg. Rickert-Danzig).

In Berlin wird demnächst eine neue Tageszeitung erscheinen, welche in französischer Sprache unter dem Titel „Journal de Berlin" herausgegeben wird. Dieselbe bezweckt, die des Deutschen nicht mächtigen Ausländer mit deutschen Zuständen näher bekannt zu machen, und die Pflege der französischen Sprache in der deutschen Familie zu fördern. Die Tendenz des Blattes ist eine deutsch-nationale; das Blatt wird ausser den Tagesneuigkeiten auch Kunst, Wissenschaft und Litteratur in ausgedehntem Masse zu berücksichtigen sich bestreben.

Dem in Hartenstein am 5. Oktober 1609 geborenen und in Hamburg 1644 verstorbenen frommen Liederdichter Paul Flemming beabsichtigt man in seinem Geburtsorte ein Denkmal zu errichten.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart erscheint in Kürze unter der Leitung Otto Neumann-Hofers eine „Wochenschrift für die erzählende Litteratur aller Völker." Der erste Jahrgang soll mit dem neuen Romane „Es war" von Hermann Sudermann eröffnet werden.

Seltene Jubiläumsfeier. Eine zweihundertjährige Jubiläumsfeier begeht am 3. November 1893 die Vossische Verlagsbuchhandlung R. Strikker, Schönebergerstrasse 4 in Berlin. Dieselbe wurde 1693 begründet und hat während dieses langen Zeitraums die Förderung der wichtigsten geistigen Interessen angestrebt. Unter ihren Verlagswerken kann sie mit Stolz auf die Schriften von Lessing, Herder, Fichte, Mendelsohn und Jean Pauls hinweisen; auch die Werke Friedrich des Grossen sind in diesem Verlage erschienen. Prinz Georg von Preussen hat fast alle seine Dramen in diesem Verlage herausgegeben, auch sind verschiedene patriotische, historische und andere wertvolle Schriften in dem Verlage erschienen, so u. a. „Drei Kaiserinnen" von Fr. von Hohenstaufen. Die Leitung tung des Geschäftes hat eine Dame in Händen, Frau Rosalie Strikker, geb. Krokisius, die Witwe des letzten Besitzers der Vossischen Buchhandlung.

Von Herrn Schriftsteller Otto Muenzer in Rittergut Muskrow bei Spremberg (Lausitz) geht uns folgender **„Aufruf"** mit der Bitte um freundliche Unterstützung zu:

Ermutigt durch die sehr anerkennenden Besprechungen meiner beiden Sammlungen „Kommersbuch für Landwirte" und „Des Landwirts Liederbuch", an denen Hermann Allmers, Felix Dahn, Otto Franz Gensichen, Helene von Götzendorff-Grabowski, Martin Greif, Theobald Kerner, Richard von Meerheimb, Anton August Naaff, Richard Schmidt-Cabanis, Albert Traeger, Adolf Graf von Westarp, Heinrich Zeise und noch viele andere namhafte Schriftstellerinnen und Schriftsteller mitarbeiteten, plane ich die Herausgabe einer Anthologie von Gedichten, welche die Landwirtschaft, das Landleben, das ländliche Volkstum, das Forst- und Jagdwesen, Feld und Wald, Land- und Waidmanns Freud' und Leid und dergl. behandeln.

Ich gestatte mir nun an die verehrten Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift die ganz ergebene Bitte zu richten:

eigene diesbezügliche Dichtungen — wenn bereits gedruckt, unter Angabe des Buch- oder Zeitungstitels u. s. w. — mir gütigst und recht bald zur Verfügung zu stellen,

mich auch auf weniger bekannte, ältere derartige Lieder freundlichst hinzuweisen bezw. mir deren genauen Wortlaut mitzuteilen.

Dichter der Gegenwart*).

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

I. Gustav Falke.

Vor mir liegen zwei Bände Gedichte; „Mynheer der Tod" und „Tanz und Andacht" sind sie betitelt. Es muss wohl etwas Herrliches an diesen beiden Sammlungen sein, wie berauscht lehne ich mich zurück. Gedichte aus „Tag und Traum" lautet der vom Dichter gewählte Untertitel des zweiten soeben erschienenen Buches. Ja wahrscheinlich, aus Tag und Traum treten die Bilder des reichbegabten Dichters dem Leser vor die Seele, da ist nichts Gemachtes, nichts Nachempfundenes, künstlerisches Gestalten des Erlebten nur aus „Tag und Traum!" Gustav Falke ist ein ganzer Mann und ein grosser Dichter. Er ringt nicht um die Gunst der Menge; er wandelt eigenen Pfad als Künstler und als Mensch.

Gustav Falke wurde am 11. Januar 1853 zu Lübeck geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, war der ältere Bruder des bekannten Kunsthistorikers Jacob von Falke in Wien und des als Schriftsteller ebenfalls bekannt gewordenen Dresdener Staatsarchivars Johannes Falke. Nach dem Besuch des Realgymnasiums des Catharineums in seiner Vaterstadt widmete er sich dem Buchhandel, da seinem Wunsche, Musik zu studieren oder sich einem schönwissenschaftlichen Studium zu widmen, von seinem Stiefvater nicht entsprochen ward. Als Buchhändler in Hamburg, Lübeck, Essen, Hildburghausen und Stuttgart fand er keine Befriedigung, und als seine von herben Schicksalsschlägen heimgesuchte Mutter nach Hamburg übergesiedelt war, zog er auch dahin, um ihr zur Seite zu sein. Er studierte bei Emil Krause noch fleissig Musik, auch Komposition, gab den Buchhandel auf und ward Musiklehrer. Unter schwerem Ringen ward es ihm nach fünfjährigem Brautstande möglich, einen eigenen Herd zu gründen. Die litterarischen Neigungen, die von dem Kampfe ums Dasein fast ganz zugedrängt waren, kamen in seinem fünfunddreissigsten Jahre, nachdem er die „moderne Richtung" aus einem Probehefte der Conrad'schen „Gesellschaft" zuerst kennen gelernt und die Freundschaft des herrlichen Poeten Detlev von Liliencron gefunden hatte, mit Allgewalt zum Durchbruch. In den obengenannten beiden Bänden und in dem bei S. Fischer in Berlin erschienenen Romane „Aus dem Durchschnitt", auf den ich später noch einmal zurückkomme, hat sich Falke der deutschen Leserwelt geoffenbart: als ganzer Mann und als grosser Dichter.

II. Max Hoffmann.

Wie Gustav Falke hat sich auch Max Hoffmann bisher mit zwei Gedichtsammlungen in die Litteratur der Gegenwart eingeführt. Soeben erschien sein Gedichtband „Morgenstimmen und anderes" aus der einige Prachtstücke den Lesern des ersten Jahrgangs der „N. l. Bl." bereits bekannt sind. Auch Max Hoffmann ist ein reich begabter Stimmungslyriker wie Falke, wenn auch weniger Epiker als jener. Auch Max Hoffmann wandelt eigene Pfade. Für ihn ist besonders die dichterische Vertiefung in den mannigfaltigsten sozialen Beziehungen der Gegenwart charakteristisch. Dabei verfügt Max Hoffmann über ein grosses Formtalent, er kennt

*) Vergleiche dazu die Seite IV und V des Anzeigenteils der heutigen Nr. — Für die nächsten Nrn. der „N. l. Bl." sind die Biographieen von Detlev v. Liliencron, Arthur Pfungst, Richard Dehmel u. a. in Aussicht genommen. Die Schriftleitung.

die Geheimnisse unserer herrlichen deutschen Sprache, wie sie eben nur ein echter Dichter ergründet. Als vor zwei Jahren seine „Irdischen Lieder“ erschienen, gab man in der anerkennenden Kritik sich den schönsten Hoffnungen hin; in seinen „Morgenstimmen“ hat er diese glänzend erfüllt.

Max Hoffmann's Leben verlief bisher nur wenig bewegt. Er wurde am 27. November 1858 in Berlin als Sohn des Rechnungsrates Hoffmann geboren. Von seiner Mutter erbte er die dichterische Begabung; sie besass die seltene Fähigkeit, Gedichte nach ein- oder zweimaligen Lesen oder Hören jahrelang im Gedächtnisse bewahren zu können. Obwohl er in Berlin geboren war, fand er doch, da seine Eltern vor dem Frankfurter Thore wohnten, Gelegenheit, nach Herzenslust durch Felder und Gärten zu streifen. Nach dem Besuch des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, bezog er das dortige Seminar und hörte Vorlesungen an der Universität. Seit 1879 ist er in seiner Vaterstadt als Lehrer angestellt. Alljährlich sucht Max Hoffmann auf grösseren Reisen, die ihn bereits durch die schönsten Länder Europas führten, neue Erfrischung für Körper und Geist. Die majestätische Alpenwelt hat besonders viel Anziehendes stets für ihn gehabt.

In seinem Gedichtbuche „Morgenstimmen und anderes“, das mir ein lieber Kritiker demnächst bespricht, zeigt Max Hoffmann seine Form- und Sprachbeherrschung auch in zwölf Nachdichtungen aus dem Französischen, von Molière bis Guy de Maupassant und Paul Deroulède. Ein herzlich Glückauf zu weiterem Schaffen! —

Litterarische Zeitungsschau.

(Unter dieser Überschrift werden allmonatlich diejenigen litterarischen Aufsätze und Studien aus Tagesblättern und Zeitschriften namhaft gemacht, die geeignet sind, das Verständnis für die gegenwärtige Litteratur zu vertiefen und zu klären. Wir erbitten dazu die Unterstützung unserer Leser. Wir werden jedoch nur diejenigen Arbeiten anführen können, die uns in der betr. Zeitung zu diesem Zwecke zur Beurteilung übersandt wurden. Die zur Angabe geeigneten Aufsätze werden ohne Rücksicht auf irgend einen Standpunkt des betr. Verfassers erfolgen.)

Hermann Dunger, Was heisst Sprachdummheiten? Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins:“ 6. Jahrg., Nr. 8/9.

Otto Julius Bierbaum, Die Schlierseer Bauernkomödianten. „Magazin für Litteratur:“ 62. Jahrg., Nr. 36 vom 9. Sept.

Wolfgang Kirchbach, Dresdner Leben. „Magazin für Litteratur:“ 62. Jahrgang, Nr. 37 16. September.

Hugo C. Jüngst, Zur Kritik der Kritik. „Litteratur-Correspondenz:“ 1. Jahrg., Heft 2.

D. Ph. Ludwig, Hermine von Preuschen. „Die Penaten:“ Jahrg. 1893, Heft 11.

Hans Merian, Karl Strecker. „Die Gesellschaft:“ 9. Jahrg., Heft 9.

(Wird in Nr. 2 mit kurzer Inhaltsangabe fortgesetzt.)

Eingesandte Neuerscheinungen.

Johannes Meinen, Ein Bruderkuss. Drama in vier Aufzügen. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter). 1893. Preis Mk. 1.

Benno Büttenauer, Der kleine Bolland oder Akta Sanctorum minora d. i. zwanzig frommheitere Legenden, in anmutige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von P. Hilarius à la Santa Clara. München 1893, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis brosch. Mk. 1,50.

Detlev von Liliencron, Neue Gedichte. Leipzig 1893, Verl. von Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 4.

Albert Zipper, Gedichte. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig 1893, Verlag von Gustav Körner.

G. Conrad, Ferrara. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin 1893, Vossische Buchhandlung R. Strikker.

Heinrich Stümcke, Praeludien. Gedichte. München 1893, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 2.

Heinrich Penn, Dichterstimmen aus Oesterreich-Ungarn. 1893. Administration der „Dichterstimmen:“ Wien III.

„Die Waffen nieder!“ Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. Dresden 1893, E. Pierson's Verlag. 2. Jahrg., Nr. 8 u. 9.

„Die Penaten“, 1. Jahrg., Nr. 11. Dresden-Wachwitz, Max Geisslers Verlag.

Das zwanzigste Jahrhundert, 3. Jahrg., Heft 12. Berlin W. 1893, Verlag von Hans Lüstenöder.

„Der Stein der Weisen“, 5. Jahrg., Heft 18. Wien 1893, A. Hartleben's Verlag.

„Stern's Litterarisches Bulletin der Schweiz“, 2. Jahrg., Nr. 3. Zürich 1893.

Viktor Hardung, Königin Rose. Ein Liebeslied. St. Gallen 1893, Verlag von F. Hasselbrink.

G. Sedelmayer, Feierabend-Stunden. Leipzig 1893, Verlag von Sigismund & Volkening.

Hermann Stegemann, Des Horatius schönste Lieder. Berlin 1893, Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft.

Max Hoffmann, Morgenstimmen und anderes. Mit dem Bildnis des Dichters. München 1893, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis brosch. Mk. 3, in Prachtband Mk. 4.

Beurteilungen.

Gustav Falke. Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum von Gustav Falke. München, Verlag von Dr. E. Albert & Co. 1893.

Gustav Falke ist auf dem Wege, den er in „Mynheer der Tod“ so verheissungsvoll betreten, rüstig fortgeschritten. In der heute vorliegenden Sammlung liefert er einen prächtigen Beweis seines Könnens, vornehmlich auf dem Gebiet der phantastischen und Traumdichtung. „Parkszene, Gestorben, Psyche,

Bacchantin, Konfirmandinnen", ich wäre — die reine embarras de richesse — in Verlegenheit, welches ich hier citieren sollte, selbst wenn unser lieber Redakteur heute noch mehr weisses Papier für mich hätte. Eine erzückend feine sensitive und farbensatte Kunst, die die diskretesten neckisch schillernden Nüancen auf der Palette hat, bald Böcklin, bald Klinger, bald Corot. Anklänge an Liliencrons oft burlesken Humor finden sich hier seltener als in Falke's erster Sammlung; aber eine Menge launiger, fein pointierter Sächelchen sind durch den ganzen Band verstreut. Nie überschreitet Falke die Schönheitsgrenze durch eine aus dem Rahmen des Gedichts fallende Wendung. Und merkt's euch, ihr Philister beiden Geschlechts: Kein Wörtchen im ganzen Buch, das nicht die keusche Mondgöttin selbst ohne Erröten lesen dürfte!

Berlin. **Heinrich Stümcke.**

Karl Bienenstein. Aus tiefstem Herzen. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Der Verfasser weiss uns nicht durch blendenden Farben-, Duft- und Rythmenzauber zu berauschen wie Maurice von Stern, er lässt nicht sein tiefes Empfinden in Leidenschaftsgluten aufflackern wie Carl Busse, aber sein Lied quillt aus tiefster Seelenquelle und klingt wie sehnender, wie wehmutdurchzitterter Amselsang. Es gelingt ihm, den Leser in wenigen Zeilen in eine Stimmung so hineinzubannen, dass sie ihn lange, lange nicht wieder verlässt. Schade, dass er sich in seinen Stimmungsbildern oft wiederholt und dieselbe Stimmung immer wieder variiert. Monoton wirkt besonders im ersten Teile der Sammlung die Form der Vierzeiler, die nur selten durch ein anderes Versgefüge unterbrochen wird. Neben unbedeutenderen Sachen (S. 9, 13, 19, 46, 52 etc.) finden sich in dem Büchlein wahrhaftig prächtige, eines Meisters würdige Stücke. Gedichte wie „Nachtstück" (S. 51), „Heimkehr" (S. 62), „Im Vergehen" (S. 30), „Weihnacht" (S. 57), „Mein Stern" (S. 76) musste ich immer und immer wieder lesen. Wer in stiller Abendstunde auf der Welle eines schönen Liedes in das selige Traumland der Jugendzeit und des Liebesfrühlings hinüber getragen sein will, der greife zu Bienenstein's Gedichten.

Grosszschocher. **Wilhelm Schindler.**

In Sturm und Sonnenschein. Gedichte von Schmidt-Brädikow, Valentin Traudt und Christian Schmitt. Marburg a. L. 1893. Verlag von Oscar Erhardt. — Valentin Traudt. Im Abendhauch, Gedichte und Sprüche. Cassel 1892, Verlag von Friedr. Scheel. — Christian Schmitt, Alsalieder, Gedichte eines Elsässers. Strassburg. C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung.

Den Lesern der „N. l. Bl." sind diese drei Dichter keine Unbekannten; in dem von der Verlagsbuchhandlung prächtig ausgestattetem Triobande „In Sturm und Sonnenschein" finden sich auch einige Gedichte der drei Freunde, die die Leser bereits kennen. Für den Leser mag es ausserordentlich anregend sein, drei verschieden geartete Dichtercharaktere in einem Buche vereinigt zu sehen, für den Kritiker ist es aber keine leichte Aufgabe, ihrer Individualität gerecht zu werden, mag sie auch noch so ausgeprägt sein, wie es bei Schmidt-Brädikow, Traudt und Schmitt der Fall ist. Der erstere, ein Sohn der Mark, hat seine Hauptstärke in den Naturschilderungen, und dem sonnige Luche, dem Erlengrunde, dem kleinen Wiesenthale, der Kiefernheide entnimmt er seine schönsten Bilder. Wenn er auch fern der Heimath ist, seiner „alten Mark", ist sein Herz entbrannt und mit dem Sehnsuchtswunsche klingen seine Gedichte aus:

„O könnte mich in tiefen, stillen Heiden,
Fern von der Welt und ferne ihren Leiden,
Der Arm der Ruhe innigfest umschlingen
Nur kurze Zeit, — dann möcht' ich weiterringen!"

Sind Schmidt-Brädikows Lieder mehr der Wiederklang einer ruhigen, mannhaft ernsten Seele, so spiegelt sich in Valentin Traudts Liedern das schmerzgetroffene, von Sehnsucht und Glut oft verzehrte Dichterherz wieder. Sagt er doch selbst vom Dichter, ihn mit dem grossen Dulder am Kreuz auf Golgatha vergleichend: „Er trägt den Purpur und die Dornenzweige". Valentin Traudts Poesien durchziehen die schönsten Bilder und wenn auch zuweilen eins dem mitschauenden Leser nicht völlig klar wird, man überlässt sich gern dem Spiele seiner Phantasie und folgt gern dem „Stimmungssturm, aus dem sein Lied erbraust". Traudt ist ein sehr produktiver Dichter. Im Anfang dieses Jahres erschien seine Gedichts- und Spruchsammlung „Im Abendhauch", die unwillkürlich zum Vergleiche mit der neuen Sammlung zieht. Mir will es scheinen, als ob der Gedichtband „Im Abendhauch" etwas eilig zusammengestellt war; denn es finden sich recht viele Druck- und Interpunktionsfehler darin, auch ist ein Inhaltsverzeichnis für überflüssig erachtet, wenn auch die Gedichte in die Gruppen: „Liebe, Natur, Leben, Vermischtes, Sprüche und Verwandtes" gegliedert wurden. Aber auch in diesem Buche trifft man prächtige Sachen; ich will nur als vollwertig nach Inhalt und Form hervorheben: „Nie wird die Liebe vergehen" (S. 15), Abend (S. 27), Wunsch (S. 30) und viele a. m. Die besten Gedichte finden sich unter der Gruppe „Vermischte" von denen ich nur das wirkungsvolle „Kain" nennen will.

Den Trioband „In Sturm und Sonnenschein" schliessen Christian Schmitt's Gedichte ab. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, dass dieser an sich die strengste Selbstkritik übt. Zuerst habe ich den Dichter in seinen „Alsaliedern", denen Adolf Stöber ein treffendes Geleitwort schrieb, lieb gewonnen. Diese Lieder atmen ein so tiefes Gefühl, werden in einer so tadellosen Form geboten, dass kein Leser das Buch mit einem Missklang in der Brust aus der Hand legen wird. Wie Schmidt-Brädikow seine Mark, so liebt Christian

Schmitt sein „sonniges Elsassland“, dessen Bewohnern er glühenden Herzens zuruft: „Deutsch sind wir und wollen es bleiben!“ Eine einzige Strofe will ich aus den tiefempfundenen „Alsaliedern“ zitieren, vielleicht erweckt sie in manchem Leser das Bedürfnis, sie zu erwerben, die Schlussstrofe aus dem Gedichte „Herbststimmung“:

„Und wie der Erde Prangen
Im Herbsteshauch,
So ist dahingegangen
Mein Frühling auch.

Mit einem „Elsässischen Lenzliede“ leitet Christian Schmitt auch die Sammlung seiner Gedichte in dem Freundschaftsbuche, so möcht ich „In Sturm und Sonnenschein“ nennen, ein, aber Christian Schmitts dichterische Eigenart liegt nicht in jenen Liedern, die er seiner schönen Heimat weiht und verdankt, nicht in jenen Liedern, die seinen tiefen Natursinn wiederspiegeln, sondern vielmehr in jenen Gedichten, in denen er Menschenleid und Menschenglück besingt und sein zielbewusstes Streben nach Wahrheit, Freiheit, Schönheit und Recht zum Ausdruck zu bringen sucht. In diesen Gedichten, ich nenne nur „Herbstzeitlose“, „Erlösung“, „Waldrast“ „Fallendes Laub“, „Auf eigener Bahn“ kann der Dichter den besten unserer „Modernen“ getrost an die Seite gestellt werden. Was er einst in seinem warmempfundenen Gedichte „Erwachen“ (Alsalieder S 79) gesungen hat:

„Ich bin erwacht. — Rings dröhnt's von Wetterschlägen:
Im Reich der Dichtung tobt ein grimmes Streiten;
Der glatten Lüge gilt's, der vielumfreiten:
Siegfreudig hör' ich neuen Klang sich regen.“

ist ihm jetzt klar und zielbewusst vor seine wahrheitsdürstende Seele getreten. Dazu ein herzlich Glückauf!

Den Gedichtband „In Sturm und Sonnenschein“ empfehle ich allen Lesern, die nicht nur in stillen Stunden sich einem reichen Genusse hingeben wollen, sondern auch daran ihre Freude haben, an den Liedern dreier Freunde drei reich begabte Dichtercharaktere kennen zu lernen.

Br. **F. H.**

Wilhelm Ruland, Max von Mexiko. Lieder-Cyklus. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 1893. Preis 1 Mk.

Als ich dieses von der Verlagsbuchhandlung hübsch ausgestattete und mit einem schönen Bilde Maximilians gezierte Buch zuerst in die Hand nahm, wollten mir des unglücklichen Kaisers Verse nicht aus dem Sinn, — ich weiss nicht mehr, wo ich sie einst las, —

„Willst Du mit dem Deutschen spielen,
Er Dir rauhe Kälte weist;
Willst Du aber tiefer zielen,
Triffst Du Herz und starken Geist!“

Dass der liederreiche Fürst ein Mann von echtem deutschen Herzen und von starkem Geiste war, besingt auch Wilhelm Ruland in schlichten klangvollen Versen; der ganze Lieder-Cyklus ist ein würdiges Denkmal des edlen Kaisers. Es werden ihm nicht nur die Freunde des unglücklichen Herrschers für diese Gabe dankbar sein, sondern auch alle Freunde einer gemütvollen Poesie, und wenn der Dichter den Geschichtskritiker schweigen hiess, werden sie ihm nur zustimmen.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Um den Wildsee. Schwarzwald-Novelle in Versen von **Wilhelm Arminius.** Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1893.

Ein empfehlendes Vorwort, welches ein namhafter Autor dem Werke eines weniger bekannten Schriftstellers voransetzt, kommt mir stets wie eine geplante Beeinflussung des Kritikers vor, der über das Buch seine Meinung äussern soll. Bei dem vorliegenden Werke freilich muss auch der gewissenhafte Beurteiler bekennen, dass „Um den Wildsee“ die lobende Empfehlung verdient, die ihm W. Jensen angedeihen lässt. Das ist in der That ein durchweg poetisches Buch, wie es sich von ähnlichen gleichen Umfanges (361 Seiten Text) selten behaupten lässt. Überaus anziehend weiss der Verfasser in den Verlauf der spannenden Erzählung das Gebiet des Romantischen zu verweben. Ein feiner Natursinn, besonders die Personifikationen von Baum, Felsen und Welle, ein tiefes Gemüt, das aus zahlreichen Versen zu uns spricht, ein Schatz von oft originellen Gedanken geben der Dichtung, auf deren sprachliche Gestaltung entschiedener Fleiss verwendet worden ist, eine höhere Weihe. Wenn dem Dichter bei der Arbeit einzelne Kapitel etwas in die Breite gediehen sind, so lag das wohl in seiner Absicht, auch das scheinbar Nebensächliche zur Geltung zu bringen, und was er dabei an Poesie hervorzuzaubern versteht, gehört gerade zu dem Besten des ganzen Buches.

Cottbus. **Ewald Müller.**

Pol de Mont, Idyllen. Nachdichtungen aus dem Vlämischen von Albert Möser. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Albert Möser, dem formvollendeten Lyriker, gebührt das grosse Verdienst, dem bedeutendsten Dichter der jüngsten vlämischen Litteraturentwickelung auch in Deutschland Geltung verschaft zu haben. In dem vorliegenden, Rosegger gewidmeten Bande, bietet er zwölf Idyllen Pol de Monts, die sicher keinen Leser unbefriedigt lassen werden. Atmet doch eine innige Gefühlswärme, wie z. B. in der Idylle „Die Erscheinung“, ein liebenswürdiger Humor, wie u. a. in den Gedichten „Das Erntefest“, „Auf Schlittschuhen“ wahrhaft erquickend dem Leser entgegen, treibt doch eine entzückende Kleinmalerei unwillkürlich zur Bewunderung. Dass ein Meister unserer Sprache, wie Albert Möser, diese Idyllen in vollendeter Form wiedergab, dass sie sich wie deutsche Originale lesen, bedarf kaum der Erwähnung. In der Einleitung

zu Pol de Monts Idyllen sagt Möser, dass die Vlamländer im Kampfe zwischen romanischem und germanischem Geiste, — von Holland abgesehen — nur an Deutschland eine Stütze finden können. „Nach Deutschland hin gravitieren sie denn auch naturgemäss, und würdige Werke des vlämischen Dichtergeistes als solche anerkennen und ihnen zu der verdienten Verbreitung verhelfen, heisst zugleich den germanischen Geist in den betreffenden Gebieten gegen eine Unterdrückung durch das Franzosentum schützen.“ Mag man auch in diesem Sinne dem Dichter Pol de Mont gerecht werden und möge er auch in Deutschland den Beifall finden, dem ihm seine engere Heimat nicht versagte.

Br. F. H.

Willy Pastor. „**Abendschatten**“, Novelletten. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893. Preis 1,50 Mk.

Ein liebes und prächtiges Buch, wie es eben nur die Feder eines Vollblutpoeten zu bieten vermag. Mit dem Vorzug einer üppigblühenden Phantasie und eines reichen Erfindungsvermögens verbindet sich hier eine kraftvoll entwickelte Sprache von seltenem Edelglanz, eine Sprache, welche überall die unnachsichtige, feilende Künstlerhand erkennen lässt, und das verdient in unserer zur Oberflächlichkeit im körperlichen und gedanklichen Schaffen ganz bedenklich hinneigenden Zeit einer besonders lobenden Erwähnung. Eine Eigenart der Pastor'schen Schreibweise ist das behagliche Ausspinnen bildlicher Vergleiche; ich erwähne z. B. nur die Schilderung des Menschenstroms auf S. 84. Durch die kunstkritische Untersuchung „Donatello“ und die sozialpolitische Streitschrift „Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit“ hat sich der Verfasser als Schriftsteller bereits vorteilhaft eingeführt, und seine neueste litterarische Gabe giebt uns das Recht, auch den in Vorbereitung begriffenen Arbeiten, den Studien „Zur Psychologie der Musik“, den Essays „Aus der Mappe eines Psychologen“, dem Schauspiel „Friede“ und der in Worten vorzuführenden Holzschnittfolge „Die Passion“, voll Spannung entgegenzusehen. „Fata morgana“, das Eröffnungsstück des Werkchens, mit dem ich mich hier als Beurteiler zu befassen habe, schildert in ergreifender Weise das jähe Ende eines weltvergessenden Künstlertraums. In „Neue Ideale“ ist das Los eines alten, jetzt zur Fabrik umgewandelten Grafenschlosses sehr geschickt mit den Ereignissen der grossen französischen Revolution verknüpft. Über den pädagogischen Fehler mancher bemittelten Eltern, die auch ihre minderbegabten Kinder um jeden Preis durch eine höhere Schule bringen zu müssen glauben, giebt „Der Einsame“ viel zu denken. Ein kühner Verteidigungsgang für den unglückseligsten aller Jesusjünger ist im „Tod des Judas“ gewagt. Zur tiefsinnigen philosophischen Fabel gestaltet sich die sonderbare Raupengeschichte „Unwissenschaftlich“, und wie die mitleidvolle Weissagung eines den Schleier der Zukunft zerreissenden Sehers klagt es durch die Schlussnummer „Venedig!“ Allenthalben sind interessante Betrachtungen von allgemein belehrender Art, die jedoch durchaus nicht als störende Abschweifungen auffallen, in das Erzählte mit eingewoben. An künstlerischem Wert und gesunder Befruchtungsfähigkeit übertrifft diese Novellettensammlung unstreitig ganze Stösse unserer vielgekauften, mattatmigen Unterhaltungsbücher.

Strassburg. Christian Schmitt.

Franz Mehring, Die Lessing-Legende. Eine Rettung. Nebst einem Anhange über den historischen Materialismus. Stuttgart, Verlag von I. H. W. Dietz. 1893.

Obiges Buch gehört meiner Ansicht nach zu denjenigen, die auch von Gegnern des Verfassers und seiner Tendenz nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung und Anerkennung aus der Hand gelegt werden dürften. Nach dem endund saftlosen Gewäsch, das Jahr um Jahr über unsere Klassiker auf den Markt geworfen wird, wirkt Mehrings Lessingsbuch wie eine Erfrischung. Ich notire zunächst den eleganten, fesselnden Stil, die sorgfältige und doch nie aufdringlich hervortretende Benutzung der Quellen, die plastische Herausarbeitung des Hauptmotivs. Mehrings Buch ist eine Kampfschrift. Es will die Legende vernichten, dass Lessing der Poet der Bourgeoisie ist, dass er ein Geistesverwandter des Preussenkönigs gewesen, mit dem er in einem Atem genannt zu werden pflegt. Zu diesem Zweck unterzieht Mehring Friedrichs Charakter, Regenten- und Feldherrnthätigkeit einer eingehenden Untersuchung und kommt zu dem Schlusse, dass beide Männer so wenig Verwandtes haben wie Wilhelm II. und Marx.

Retten will Mehring seinen Dichter vor allem vor der Insinuation, er habe sich an Friedrich oder Voltaire herangedrängt und um ihre Gunst gebuhlt. Mit seinen Vorgängern auf dem Gebiet der Lessingforschung geht Mehring scharf ins Gericht. Leider verfällt seine Polemik Erich Schmidt und Scherer gegenüber in den unangenehmen Ton persönlicher Schmähungen, und der sozialistische Parteimann kommt öfters als es nötig wäre, zu Worte. Mehring hat an dem monumentalen Bilde, in dem Erich Schmidt uns den Dichter des Nathan dargestellt, vielleicht manchen Zug noch feiner herausgearbeitet, aber er sollte darum nicht glauben, dass er nun ganz allein den wahren Lessing uns gezeigt habe. — Wenig erfreulich ist der Anfang über den historischen Materialismus, hervorgegangen aus dem Federkrieg, den Mehring mit dem Leipziger Docenten P. Barth in der „Neuen Zeit, Zukunft und Pernerstorfer's Deutschen Worten“ geführt hat. Mehring, der vom Standpunkt der Marxistischen Geschichtsphilosophie aus urteilt, sieht in ihr die alleinseligmachende Methode der Forschung, und ist für alle Einwände des geistvollen Leipziger Docenten taub und blind. Dass die Untersuchung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse zum besseren Verständnis einer Persönlichkeit vom Range Lessing's viel beiträgt, bestreiten wir nicht und sehen auch in Mehrings Buche eine gelungene Probe, aber nur in der Erkenntnis der gegen-

seitigen Durchdringung und Wechselwirkung von materiellen und ideologischen Elementen liegt der Keim für das tiefere Verständnis grosser Persönlichkeiten und Epochen. Wir behalten uns vor, auf das in mehr als einer Hinsicht interessante Buch gelegentlich zurückzukommen.

Berlin. **Heinrich Stümcke.**

Emil Möbis, Ferdinand Möhring. Ein Lebensbild. Stolp i. P., Verlag von Hans Hildebrandt. 1893. Preis Mk. 1.

Ein Lebensbild dieses „Klassikers der Männergesangs-Komposition" zu zeichnen, war eine ebenso schwierige, als dankbare Aufgabe. Emil Möbis hat dieselbe liebevollen Herzens, voll Bewunderung für den Meister auf Grund eines sorgfältig gesichteten Materials, das ihm von der Gattin Ferdinand Möhrings zur Verfügung gestellt war, in trefflicher Weise gelöst. Wir sehen den edlen Mann vor uns von seinen Jugendtagen an bis zu seinen letzten Jahren, verfolgen ihn auf seinen Wanderungen, werden eingeführt in sein stilles häusliches Glück und in seine Beziehungen zu anderen bedeutenden Männern, wie Mendelssohn-Bartholdy, Alfred Muths, Carl Schultes. Möge das flott geschriebene, den ernsten Lyriker oft verratende Lebensbild viele Freunde finden, damit aus dem Reinertrage dem Möhring-Denkmal in Neu-Ruppin ein namhafter Betrag zufliesse, wie es der Wunsch des Verfassers sein wird.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Max Dittrich, König Albert und seine Sachsen im Felde 1849, 1866, 1870/71. Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei. 1893. 125 S.

Max Dittrich ist in den Kreisen der sächsischen Patrioten schon längst bekannt als der Verfasser einer Reihe von Militärschriften, welche der Erinnerung an die grossen Kriegsjahre und insbesondere dem Ruhme des sächsischen Königshauses gelten. Die zweite vermehrte Auflage des vorliegenden Buches kommt gerade recht, eine liebe Erinnerungsgabe an des Sachsenfürsten Heldenthaten zu bilden bei dem im Oktober dieses Jahres bevorstehenden 50-jährigen Militär-Dienst-Jubiläum desselben. Kaum ein anderer Fürst im deutschen Reiche erfreut sich so herzlicher und aufrichtiger Liebe seines Volkes, als sie König Albert und seinem ganzen Hause zu teil wird. Max Dittrich führt uns die Heldenlaufbahn des Wettiners in kleinen Bildern der Schlachten vor, in welchen sich das sächsische Heer Ehre und Ruhm unter Kronprinz Albert errang. Vom heissen Ringen um die Düppeler Schanzen nach Gitschin, Königsgrätz, auf die Schlachtfelder von St. Privat, Beaumont, Sedan und Champigny leiten uns die Erinnerungsbilder an die grossen Kämpfe um Deutschlands Einigkeit. Sorgfältig zusammengestellt und volkstümlich gefasst sind die Einzelheiten der Schlachtenskizzen, die den Kriegsruhm der tapferen Sachsen und ihres Führers im Kriege diesseits und jenseits des „grüngoldigen deutschen Rheinstroms" — den wir freilich nicht mit dem Verfasser den Zankapfel der Deutschen und Franzosen nennen möchten — verzeichnen. Wir wünschen dem patriotischen Werkchen die verdiente Verbreitung im Sachsenlande und darüber hinaus.

Dresden. **Felix Zimmermann.**

Hermann Fürst. Die neuen Ideale. (Evolutionäre Plaudereien. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1893.) Preis 2 Mk.

In elf feuilletonistisch gehaltenen Artikeln handelt der Verfasser von verschiedenen Erscheinungsformen unseres kulturellen Lebens, deren Auswüchse er kritisiert. Er tritt für eine naturwissenschaftlich-soziologische Denkweise ein in Anerkennung eines bestimmten fortschreitenden Entwicklungsgesetzes (der Evolution), welches bei Beurteilung aller unserer Lebensverhältnisse materieller und geistiger Art in Betracht zu ziehen sei. Von dem Durchdringen seiner Prinzipien erhofft er einen neuen Aufschwung unseres Kulturlebens. Aber wie es beim Plaudern geht — der Verfasser wird in seinen Ausführungen etwas weitschweifig. Neues bringt der Verfasser nicht und will es auch nicht bringen. Der Aufsatz über Nietzsche hätte ohne Schaden wegbleiben können.

Zürich. **Dr. W. Bolza.**

Das Land, Nr. 17, Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande (herausgegeben von Heinrich Sohnrey, Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin) enthält:

Die Krankenpflegerin auf dem Lande. Von Dr. med. Hermann Schlesinger, Arzt in Frankfurt a. M. (Schluss.) — Der Zug vom Lande. Streiflichter von Heinrich Sohnrey. 7. Das Volkstum. — Die Volkstracht — Die Anfänge des deutschen Bauernstandes. Von Armin Tille, Leipzig. (Schluss.) — Umschau: Drei soziale Fragen unser Landvolk betreffend. — „Die Kleinbauern und die Geistlichkeit." — Gottesdienst für die Sachsengänger. — Ein Fall aus Mecklenburg. — Arbeiterverhältnisse in der Wetterau. — Ländliche Sachverständigen-Gerichte. — Kein Zwischenhändler! — Gegen die gewissenlosen Auswanderungsagenten in den Ostseeprovinzen. — Landwirtschaftskammern. — Ein Agrarrecht. — Unter der Dorflinde: Wie ein Bauernknecht um Lieb und Leben kam. — Späne. — Briefkasten.

Der Stein der Weisen. Verlag von A. Hartleben in Wien. No. 18 dieser sehr empfehlenswerten Halbmonatschrift enthält folgenden reichhaltigen Inhalt:

Künstliche Grabgrotten aus der Vorzeit (4 Bilder); Allgemeine Wirkungsweise der Muskeln und ihr Bau (mit Tafel); Papageien (7 Bilder); Tierleben im Meere (mit Vollbild); Die Traubenkrankheit in Californien; Bosnische Städte (mit Vollbild); Das Atmen in künstlichen Gasarten. Ferner ein Notizenteil (mit 4 Abbildungen): Verbessertes Blocksignalsystem für Eisenbahnen, der Echosee auf Neuseeland, Rettung Verunglückter aus raucherfüllten oder mit giftigen Gasen erfüllten Räumen, die Beleuchtung bei Portraitaufnahmen. Schliesslich in der Beilage „Die Wissenschaft für Alle" (mit 13 Bildern): Das medicinische Wissen des Mittelalters; Die Lenkachsen der Eisenbahnfahrzeuge; Die Wellenbewegung des Meeres; Intelligenz bei niederen Tieren.

(Siehe auch Inserat.)

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. November 1893. Nr. 2.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt" durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Wie wird eine litterarische Anteilnahme in weiteren Volkskreisen bewirkt?

Motto:

„Die Zeit ist feind und abgewandt dem Schönen,
Und meidest Du des Alltagslebens Gleise,
Wird Nüchternheit als Thoren bald dich höhnen.
Was ideal, steht niedrig heut' im Preise,
Vom Lärm der Glücksjagd, der gedankenleeren,
Wird übertönt der Musen stille Weise!"

Albert Möser, Aus der Mansarde (Neue Gedichte).

I.

Gar oft ist die Frage aufgeworfen worden, durch welche Erscheinungen eine Anteilnahme oder eine Gleichgültigkeit des Publikums an unserer zeitgenössischen Litteratur erkennbar sei. Ist die starke oder weniger erhebliche Benutzung der Bibliotheken dafür ein Massstab? Kein sicherer, denn das Lesepublikum der Bibliotheken lässt sich weniger leicht überblicken, wenn auch der wachsende Zuspruch zu den Volksbibliotheken erkennen lässt, dass in den Volkskreisen, in denen ein litterarisches Interesse geweckt zu sehen, jeder ernste Litteraturfreund besonders von ganzem Herzen wünschen wird, ein solches thatsächlich im Zunehmen begriffen ist. Ja, ich möchte allein auf Grund dieser Thatsache behaupten, dass in unserer arbeitenden und in unserer Landbevölkerung gegenwärtig ein grösserer Bildungstrieb und ein höheres Lesebedürfnis sich bemerkbar macht, als in den Kreisen der sogenannten Gebildeten. Zwei andere Erscheinungen geben jedoch einen weit sichereren Massstab ab: Die Pflege der Litteratur in der Familie und die Hausbibliothek. Eine kleine Hausbibliothek, umfasse sie auch nur einige wenige gern und oft gelesene Bücher, die alljährlich um ein oder zwei Bändchen vermehrt werden, ist ein Schatz, der niemand im Volke, und sei's die ärmste Familie, fehlen sollte und der auch nicht unmöglich zu erwerben ist. Jeder wahre Litteraturfreund wird mir beipflichten, wenn ich behaupte: Ein winziges Bücherbrett mit wenigen stark zerlesenen Büchlein in einer schlichten Arbeiterfamilie ist ein erfreulicherer Anblick, als ein Paradebücherschrank, mit Prachtbänden gefüllt, in den Häusern mancher Reichen. Dort Schätze für Geist und Herz, — hier für das Auge, der Mode dienend, dem Vergnügen allein oder dem Besuch. Dort kann man sicher sein, dass abends nach des Tages Kampf und Arbeit die Familienglieder sich versammeln und beim traulichen Lampenscheine den Worten des Dichters durch den Mund eines Angehörigen lauschen; hier ebenso sicher, dass der zehnte Teil des Schrankes einer Berührung mit den Händen sich nur dann erfreut, wenn es gilt, den Staub davon zu scheuchen. Und wie viele tausend und abertausend Häuser giebt es, in denen nicht ein einziges Buch, mit Aus-

nahme der Schulbücher etwa vorhandener Kinder, sich befindet. Wo keine Bücher sind im Haus, da sieht es öd' und traurig aus.

Wir tragen ohne Zweifel zur Erweckung des litterarischen Interesses in allen Volkskreisen wesentlich bei, wenn wir bestrebt sind, der Familie die Schätze unserer Litteratur zu erschliessen, wenn jeder Deutsche erkennen lernt, dass er aus einem Abend, traut im anregenden Gespräche mit seiner Familie über ein gelesenes Buch, grössere Kraft gewinnt, des folgenden Tages Arbeit zu ertragen, als wenn er die Erholung da sucht, wo sie nimmer zu finden ist, im Wirtshause oder am Skattisch. Möge jeder wahre Litteraturfreund im kleinen Kreise in möglichst wenig auffallender Weise in diesem Sinne wirken, und er wird unserer Litteratur viel tausendmal mehr gedient haben, als wenn er ein Bändchen minderwertiger Gedichte auf seine Kosten drucken lässt.

Br. F. H.

Aus der Litteratur der Gegenwart.

Robert Guiskard vor Konstantinopel.

Psychodrama von Karl Heckel-Mannheim.

Motto:

Im Lager hier kriegt ihr mich nicht in's Grab.
In Stambul halt ich still und eher nicht.

Heinr. v. Kleist: Robert Guiskard Herzog der Normänner.

Vorbemerkung für den Rezitator:) Es empfiehlt sich, das hier folgende Psychodrama, dessen Rezitation einen geübten Redner voraussetzt, stehend – vielleicht die Linke auf einen Tisch oder Stuhl gestützt – vorzutragen. Die Kaiserin Helene ist unmittelbar zur linken Seite von Guiskard stehend gedacht, das Normannen-Heer in weitem Halbkreis halb rechts vor ihm. Nach den Eingangsworten wendet sich Guiskard unmittelbar dem Heere zu. Alle an dieses gerichtete Worte sind in lauter, weithintragender und ausklingender Weise zu Gehör zu bringen. Alle an die Kaiserin gerichtete Worte sind in wenig modifiziertem Gesprächston (fast als wären sie Zwischenbemerkungen des Redners selbst) und mit durchaus natürlicher Empfindung vorzutragen; denn in ihnen offenbaren sich die wahren Gefühle und Gedanken Guiskards im Gegensatz zu seiner schlauen und starken Verstellung vor dem Heer. Eine absichtliche Dämpfung der Stimme zum – deutlich vernehmbaren – Flüsterton ist nur gegenüber dem Patriarchen erforderlich und bietet bei richtiger Erfassung des Vorgangs keine Schwierigkeit.

— „Komm' Helene, tritt mit Deinem Vater
Auf den Rasenhügel vor das Heer;
Aber blicke heiter drein, mein Kind;
Denn sie werden forschend nach uns schauen.
Führe mich hinauf, doch sorge wohl,
Dass es ihnen scheint, als führt' ich Dich. — —
Dank!" — Normannen! — „bleib' an meiner Seite" —
Lärm vor meinem Zelt und eure Boten
Riefen mich. Hier bin ich, euer Herzog —,
Bei mir meine vielgeliebte Tochter,
Kaiserin von Griechenland, vertrieben
Durch Alexius aus Konstantinopel,
Aus der Kaiserstadt, in die wir, hoff' ich,
Bald zurück sie führen.
— „Gieb die Hand mir, denn mich fiebert wieder" —
Nah' am Ziel schon, seh' ich zaghaft euch.
Euch, die niemals einen Feind gefürchtet!
— Unterbrecht mich nicht mit Lärm und Zeichen. —
Dass die Pest im Lager grausam wütet,
Weiss ich, weiss ich besser als ihr Alle,
Denn zu jedem Kranken tret' ich hin
Und gemahne ihn zu seinem Trost,
Dass der Starke selbst die Pest besiegt.
— „Wie ein Berg drückt mir der Helm die Beulen!" —
Guiskard — Schlaukopf — nennt mich Freund, wie Feind.
D'rum vertraut mir, dass ich recht erkenne,
Was die Not erheischt und harret aus!

Weiter sagten eure Boten mir,
Dass zur Nachtzeit ein Gerücht im Lager
— Wohl wie ein Gespenst — herum sich schlich:
Ich sei krank, sei von der Pest befallen —
Guiskard! Pest! Hahahaha!
Dort die Kaiserstadt, die kaum drei Tage
Mehr sich mühsam halten kann, hier ich,
Der die Hand schon ausstreckt, sie zu fassen.
Und in solcher Stunde könnt ihr glauben
— Kleingläubige! — Guiskard hab' die Pest?!
— „Rück' den Schild mit deinem Fuss, dass ich mich
Besser stützen kann. — Schon gut!" — Normannen!
Seht mich hier, wie sonst in Wehr und Waffen.
Stark, gesund, voll Mut und voll Vertrauen!
— „Alles schwankt . . . ., ich taumle . . . ., stütze mich!" —
Seht, wie mein Kind sich zärtlich an mich schmiegt,
Hätt' ich die Pest, sie wiche weit von mir,
Denn sie ist ein Weib. — „Du Heldin Du!
Lass . . . . und läch'le, Deinem Lächeln glaubt man!" —
Freunde in der Stadt erboten sich,
Weil sie Not und Hunger drinnen leiden,
Uns zur Nacht die Thore aufzuschliessen . . .
Hört! wenn nicht mehr hier die Kaiserin,
Sondern wenn ich selbst den Thron bestiege.
Pfui! Das wär' Verrat an meinem Kind.
— „Streichle mir die Stirn und lüft' den Helm!" —
Heim nach Italien sehn' ich mich, wie ihr;
Habe d'rum den Vorschlag abgewiesen
Und verlangt, dass sie bedingungslos
Sich uns übergeben. — — — Antwort wird mir;
Seht, es öffnet sich ein Thor der Stadt:
Mit Gefolge kommt der Patriarch,

Der sich Guiskard's Freund und Helfer nennt.
— „Pest und Beulen über ihn, dass er
Jetzt muss kommen. Durst brennt mir die Kehle.
Bleib', hol' keinen Trank, das weckt Verdacht —
Sprich nicht mehr. Der Alte dort am Baum
Blickt so lauernd her, als könnte er
Mit den Augen horchen. Schau nicht hin!" —
Führt den Patriarchen her zu mir.
— „Achte, wie der Dickwanst mir nun schmeichelt
Und beklagt, dass seine Stimme nur
Eine Stimme sei und, überstimmt,
Er den Andern stets sich fügen müsse.
Ah schon da!" — Wohl .... Gruss auch Dir.
Wirklich? ... Überstimmt?! ..... —
„Nun, sagt' ich's nicht?!" —
Vielen Dank; auch mich verlangt es heiss,
Dich in meine Arme einzuschliessen.
Mögen Alle seh'n: wir bleiben Freunde,
Wenn auch — leider — man Dich überstimmte,
Deine Hand, Du treuer, wahrer Freund.
Komm' an meine Brust, dass ich Dich küsse. —
— — — „„Patriarch, Du weist, es tobt die Pest im Lager.
Wer der Kranken einen nur berührt,
Läuft Gefahr, dass sie auch ihn erfasse.
Höre, guter, treuer Freund und Helfer:
Guiskard hat die .... bleib' in meinen Armen!
Heuchlerischer, niederträcht'ger Schurke!
Bleib' und höre: Guiskard hat die ....“ —
Haha! — Seht den feisten Patriarchen!
Schneller als die Füsse laufen, möcht' er
Heim und hat doch's Fliegen nicht gelernt.
Fiel er? — Wohl nur über einen Stein? — —
Seine Diener helfen ihm empor.
Uff die Last! — Ja schleppt ihn nur nach Hause.
Auf das Thor! und nun hinein den Heuchler ...
— „Und die Pest!"
Hört Normannen, was den Patriarchen
Trieb in heller Flucht davonzueilen.
Donnernd hab' ich ihm in's Ohr gerufen:
Morgen mit dem frühsten Sonnenstrahl
Stürmen wir die Stadt,
Plündern sie nach Herzenslust!

Hei! das ist Musik für euer Ohr,
Die euch alle Not vergessen lehrt.
Nun Normannen, sagt mir doch, ist jetzt noch
Einer unter euch, der glaubt: den Guiskard
Hab' die Pest! — —

— „Lass' sie jubeln, wenn auch jeder Schrei,
Wie ein Pfeil, in's kranke Hirn mir dringt!" —
Schlagt die Schilde, schwingt die Waffen,
Dass die ungetreue Stadt erzittert!
— „Lass' uns gehen, meine Zähne klappern.
Komm' mein Kind, Du hast Dich brav gehalten.
Kaiserin von Griechenland! komm' in's Zelt.
Drinnen magst Du weinen nach Bedarf.
Diese Nacht noch kommt Dein Bruder Roger;
Ich und er geleiten Dich nach Stambul.
So lang' muss der Tod sich noch gedulden!" —
— Dank Normannen! Heil auch euch! Habt Dank!
Morgen stürmen wir! —

Mönch und Nonne.

(Nach einer Breslauer Sage.)

I.

„Seit mich mein schöner Schatz verliess,
Den unter'm Maienbaum ich küsste,
Ward mir das Erdenparadies
Zu einer grauenvollen Wüste.
Die Nächte wand ich mich im Krampf
Und knirscht' und fluchte durch die Tage,
Mit Gott und mit mir selbst im Kampf,
Ergoss ich mich in wilde Klage.

Und wo ich ging und wo ich stand,
Nie konnt' ich Ruhe mir erwerben,
Hab' nur den einen Wunsch gekannt,
Den einen Wunsch, zu sterben, sterben,
So ächzt es in mir immerzu:
Doch endlich fing es an zu tagen
Und in des Klosters heil'ger Ruh'
Will ich der schnöden Welt entsagen.

Der Erde Lust, der Erde Leid,
Ich fühl' sie allgemach verrauchen;
In reine Himmelsseligkeit
Will ich mein welkes Leben tauchen,
In Andacht will ich stets erglüh'n
Vom Morgenrot bis Sterneblinken
Und süsse Himmelsmelodien
Mit erdensattem Ohre trinken.

Heil mir, ich habe ausgekämpft;
Ich habe selbst mich überwunden,
Und dich mein heisses Herz gedämpft,
Der Seele Heimat ist gefunden
Bei Gott und seiner Heil'gen Schar!"
So spricht Palisius und schreitet
Mit Siegerblicken zum Altar,
Von frommem Chorgesang geleitet.

Da siehe! zieht durchs andre Thor
Herein ein wimmelndes Gedränge;
Die Kirchenfahnen wall'n empor
Aufs neue rauschen Orgelklänge,
Und eine Jungfrau bleich und schön,
Im Antlitz eine scheue Zähre,
Sieht zum Altar man wankend geh'n,
Das gold'ne Haar zu weih'n der Schere.

Der finst're Vormund lauernd steht;
Die Habsucht glänzt im hohlen Blicke.
Nach ihrem reichen Erbe geht
Sein Trachten, und mit List und Tücke
Hat er den Willen ihr umstrickt,
Dass sie des Herzens Knospenfülle,
Die üppig schwellende, erstickt,
Um hinzuwelken in der Stille.

Der Priester von der Kanzel weist
Auf Himmelsfreuden, Höllenleiden.
Als der Entsagung Muster preist
Der Hörer Menge er die beiden,
Ermahnt die Gläubigen aufs neu',
Der Erde eitle Lust zu fliehen,
Es blickt das Volk mit frommer Scheu
Auf sie, die am Altare knieen.

Da sah er hin, da sah sie her;
Da war um beide es geschehen.
Ein neues Hoffen fühlte er,
Ein neues Leben sie erstehen.
Der scheue Blick belebte sich,
Drin kam es flammenheiss geschossen,
Drin hat die Seele wonniglich
Sich in die andre Brust ergossen.

Entfesselt hat mit Sturmesmacht
Natur in wildem Drang gewaltet,
Des Willens schwaches Werk verlacht
Und ihre Pläne ausgestaltet.
Was gilt der echten Leidenschaft
Wohl Priesterwort und heil'ge Stätte!
Es ist der urgewalt'gen Kraft
Die ganze Welt ein Hochzeitsbette!

Nun Amen tönt's, der Priester schweigt;
Es fängt die Orgel an zu brausen.
Und wie er zum Altare steigt,
Erfasst die beiden kaltes Grausen.
Doch wie das Herz nach Umkehr schreit,
Es hält sie falsche Scham bezwungen.
Die Lippe lallt den falschen Eid,
Der aus der Seele nicht gedrungen.

II.

Es schluchzt im Mondenscheine
Vor Wonne die Nachtigall.
Es glänzen die Leichensteine.
Und wo der duftende Schwall
Der Rosen aus buschigem Strauche quillt,
Da girrt's und flüstert's zärtlich und wild:

„Ich habe dich entboten
Durch einen heimlichen Brief.
Hier zu dem Ort der Toten
Dich meine Sehnsucht rief.
Das schnöde Leben stösst uns aus.
Drum flüchten wir in des Todes Haus.

Nun da ich dich gefunden,
Wünsch' ich nichts mehr herbei.
Hat uns das Wort gebunden,
Macht uns die Liebe frei.
Und leichter hemmst du den Pulsschlag der Welt,
Als den des Herzens, von Liebe geschwellt.

Da draussen die blöde Rotte
Liegt in der Lüge Bann.
Wir beten zu unserm Gotte,
Und der ist kein Tyrann.
Der Gott, der durch die Adern rollt,
Der hat auch uns're Liebe gewollt!"

„Ich will die Ketten zerschlagen
Mit meiner starken Hand
Und jubelnd will ich dich tragen
In ein fernes blühendes Land.
Dort wollen Mann und Weib wir sein
Und trennen soll uns der Tod allein!"

Und sie mit weicher Stimme:
„O erste süsse Qual
An deinen Gluten verglimme
Mein Leben auf einmal.
Die Liebe, die nie mein Leben gekannt,
Verzehre mein Leben im ersten Brand.

Wohl raunt mir düst're Kunde
Von tiefem, tiefem Leid.
Doch ahn' ich in dieser Stunde
Die Wonnen der Ewigkeit.
Bin dein, du heissgeliebter Mann,
Bin dein, weil ich nicht anders kann!"

Und nun ein Seufzen und Weinen,
Ein Wirbel von Wonne und Schmerz.
Die Lippen sich lodernd vereinen,
Im Sturme pocht das Herz.
Nur noch des glühenden Atems Weh'n . . . .
Und Welt, jetzt magst du unterge'h'n.

Da rasselt es an der Pforte,
Man hat sie aufgespürt
Und sie mit höhnendem Worte
Gebunden weggeführt.
Zerrissen, was sich vereinigt kaum, —
Zerstört zwei Leben, zerronnen ein Traum.....

Nun nicken vom Rabensteine
Zwei weisse Schädel herab.
Es modern die Gebeine
Schon längst im kühlen Grab.
Die Raben krächzen; es schrillt der Wind,
Wie Lust und Liebe und Leben verrinnt.

Breslau. **Alfred Streit.**

Der alte Türmer *).

Nach dem Vlämischen von **Albert Moeser.**

I.

Hell bestrahlte die Sonne im Ost die Spitze des Turmes
Wo — wie ein Stern — auf der Spille der goldene Wetterhahn funkelnd
Hinsah über das Feld und morgendlich-dampfende Wiesen.
Zauberisch war er, der Morgen. Indes im moosigen Neste
Hinter dem Zeiger der Uhr der muntere Sperling erwachend
Froh mit hellem Gezirp einstimmte in's Singen der Lerche,
Die in blauender Luft, dem suchenden Blicke entschwunden,
Schwebte und trillernd sich wiegte auf schwirrenden, tragenden Flügeln,
Zog aus jeglichem Haus, dess' Schornstein dampfte im Laubgrün,

*) Wenn wir entgegen unserm Grundsatze, eine Übertragung aus anderer Zunge bringen, so wird Vorstehendes durch unsere Besprechung von Pol de Mont's Idyllen (N. l. Bl. S. 14) gerechtfertigt.
Die Schriftleitung.

Frisch der Pflüger aufs Feld zur gottgesegneten Arbeit.
Hier auf blumiger Flur erklang in den Händen des Mädchens
Hell die Sichel und mähte das duftende, schimmernde Kleefeld.
Dort durchwühlte des Landmanns Karst die Schollen des Brachfelds,
Während auf lachendem Fluss, der vielverschlungen sich windend
Gleich blausilbernem Band durch saftige Wiesen dahinzog,
Munter im Takte die Ruder der Schiffer das spiegelnde Wasser
Furchten, dass es im Kreis versprühte wie strömende Perlen.
Leben regte sich rings, wohin das Auge nur schaute,
Frohsinn, Eifer und Fleiss! Der Turm nur ragte, der alte,
Starr inmitten der Lust und wahrte die Ruhe des Grabes.
Schweigend strebt' er das Haupt in schwindelnde Höh', und obgleich schon
Lang das goldene Licht, durch Fenster und jegliche Öffnung
Flutend, die Pfeiler und Simse mit goldenem Schimmer verklärte,
Blieb der Gewaltige stumm, und aus ihm mahnte kein helles
Läuten der Glocke die Stadt: Zeit sei's, ein Ave zu beten.

II.

In der weissgestrichenen Zelle
Auf der kahlen, harten Bank
Sitzt des Turmes greiser Wächter,
Stumm die Lippe, bleich die Wang'.

Müde sinkt sein Haupt, das kahle,
Auf die Brust, die angstvoll keucht;
Bange Seufzer, fast unhörbar,
Geh'n aus seinem Mund, der schweigt.

Dürft'ge Locken, weiss wie Flocken,
Fallen um sein Angesicht,
Und um eingefall'ne Wangen
Spielt das gold'ne Morgenlicht.

Zitternd falten sich die Hände
Auf dem Knie, das kraftlos bebt;
Und in Thränen schwimmt sein Auge,
Das empor zur Glocke strebt.

Ob ihm, morsch und schwarz vom Rauche,
Hängt ein Kreuzbild an der Wand,
Himmelsglorie giesst die Sonne
Um des Heilands Fuss und Hand.

Sonder Regung sitzt der Alte,
Starr gleichwie ein Bild von Stein;
Stets noch schweigend hängt die Glocke
Auf dem Turm im Morgenschein.

III.

War das der Wind, der die Glocke gerührt?
War das der Vögel zwitscherndes Lied?:
„Der Tag ist da! Das Laub, es rauscht,
Die Sonne steigt! Das Wasser braust:
O Greis, was säumt Deine Glocke so lang'?

„Schon als Du noch ein Kind warst,
Stiegst Du an Vaters Hand
Auf enger Stiege Stufen
Empor zum Turmesrand.

„Schon als Du warst ein Knabe,
Bei Sonnenuntergang
Hast Du im hohen Turme
Geweckt der Glocke Klang.

„Seitdem entschwanden Jahre,
Tag kam um Tag und schied.
Gleichwie im hohen Himmelsraum
Verklang der Glocke Lied.

„Die Glocke liessest Du tönen
Bei Tauf' und Hochzeitsfest,
Bei Landsturm, Krieg und Siegesruf,
Bei Not und Tod und Pest.

„Ihr Klang erscholl für Freund und Feind;
Hoch wo die Wolke zieht,
Auf grauem Turme kanntest Du nichts
Als Glock' und Glockenlied.

„Deine Glocke war Deine Liebe;
Turm, Glock' und Wind allein,
Der Winters Dich umbrauste,
Trugst Du im Herzensschrein.

„Warum nur heute missgönnst Du
Uns ihren erhebenden Klang?
Wo alles glänzt und jauchzt und singt,
Was säumt Deine Glocke so lang'?"

IV.

In der kahlen Wächterzelle
Aus des Greises Munde geht
— Hauchend nur wie Geisterflüstern —
Brünstig dies Gebet:

„Herr, erbarm', erbarm' Dich meiner!
Lang schon ist der Morgen wach,
Und noch läutete zum Ave
Nicht der Glocke Schlag.

„Nie mehr werd' ich mich erheben,
Zahllos rührt' ich Jahr um Jahr
Meine Glocke morgens, abends,
Aus nun ist's für immerdar.

„Sterben, sterben ist die Losung;
Doch vor meinem letzten Gang
— Glocke — lass' noch einmal tönen
Deinen Zauberklang!

„Rührend steig' er in die Lüfte,
Einst des Kindes Wiegenlied,
Nun der Totenpsalm des Greises,
Dessen Seele heimwärts zieht.

V.

Das Murmeln schweigt. Das Haupt des Greises sinkt
Vornüber auf die Brust; die Hand, die matte,
Führt zitternd an den Mund den Rosenkranz,
Der auf der Brust ihm hängt, und bebend küsst er
Mit bleichem Mund das Kreuz.
Doch hör'! Erklang
Ein Tritt nicht auf der Treppe? Ist's ein Geist,
Der schwebend dort im langen Pilgerkleide
Dem Greise naht? Und sanfter Stimme Klang
Hallt ihm ins Ohr: „Ruh' sanft! Ruh' aus für immer!"
Und als der Kranke — schier zum letzten Male —
Sein mattes Aug' erschliesst, da sieh: steht vor ihm
Der Tod und lacht ihn an, als Raubtier nicht,
Das sich der Beute naht, o nein, er lächelt
Gleich einem Bruder, der sein Herz, sein inn'ges,
Dem Bruder öffnet, seine Thränen trocknet
Und von der bleichen Stirn die Blässe küsst.
So stand er da, der Tod!
Und sieh: Die Glocke,
Sie rührte sich von selbst; ein Ton, ein erster,
Klang zitternd, feierlich, und scholl im Kreise
Dreimal; und während — bleicher stets — der Alte,
Als er den Ton hört, ihm bekannt so lange,
Den Rosenkranz umfassend selig bebt,
Hebt laut das Läuten an, und tröstend zieht
Der Tod den Greis ans Herz und schliesst ihn liebend
In seinen Arm und küsst ihm, wie die Mutter
Ihr Söhnlein küsst, liebreich den blassen Mund

VI.

Und aus dem Turme
Langsam und bang'
Tönt der dröhnende Glockenklang
Mächtig hinaus in die Morgenstille,
Zögernd erst und traurig und schwach;
Klage der Grüfte,
Leiderfüllte, mit Weh und Ach,
Wie sie sich ziemt am Todestag,
Schwingt sich empor in des Himmels Lüfte;
Dann in fröhlichem Überschwang
Heller
Tönt es und schneller;
Mächtig wie hallender Festgesang
Braust der melodische Glockenklang,
Gleich wie ein Chor der Himmelssöhne:
Ein Wettern
Ist es und Jauchzen und Schmettern
Lustiger Stimmen, und silberrein
Einen die Glocken gross und klein
Worte und Töne:
In himmlischer Schöne
Zu einem einzigen Jubellied,
Das mit den Lüften himmelwärts zieht.

Die Glocke:
O Ätherlicht, o Himmelsglanz,
O Strahl von Gottes Angesicht,
Du Quell des Lebens, Morgenlicht,
Lass auf des Greises bleich Gesicht
Einen von Deinen Strahlen
Niederfallen,
Verwandelt in einen Engelskranz!
Der Greis:
Sursum corda! Sursum corda!
Hört ihr den Glockenklang?
Hört ihr den Jubelsang?
Höher als leuchtende Wolken schwimmen,
Höher als Sonnen und Sterne glimmen,
Höher das Herz!
Hoffet im Leiden! Hoffet im Schmerz!
Sursum corda!
Die Glocke:
In Himmelshöh'n erglänzt der Morgenstern,
Ein Diamant in Gottes Krone,
Als wollt' er künden jedem Erdensohne:
Der Tag, das ew'ge Licht, ist nicht mehr fern!
Es flieht die Nacht, das Dunkel weicht von hinnen,
Und Klarheit steigt herab von Himmelszinnen.
Der Greis:
Sursum corda! Sursum corda!
Hört ihr nicht den Wunderklang!
Geht auf Erden ihr im Leide,
Winkt euch drüben ew'ge Freude,
Ew'ger Friede, Ruh' in Gott!
Menschheit, trag' getrost Dein Los!
Sursum corda!
Die Glocke:
O Du, der trug des Lebens Schmerz,
Leg' ab, leg' ab das Pilgerkleid,
Die Seel' erheb', erheb' das Herz
Und sprich: wo blieb' Dein Leid?
Wirf ihn hinweg, den Pilgerstab,
Die Reis' ist aus, die Ruh' bereit;
Und sinkt Dein Leib ins dunkle Grab,
Dort legst Du Sünd' und Leiden ab
Und wirst wie Gott in Ewigkeit!
Sursum corda!

VII.

Geläut' und Stimme war verhallt:
Da lag der Alte stumm und kalt,
Da lag der sieche Wächter tot,
Doch in der Höh' ob Schmerz und Not
Sang laut die Seel' im Jubelton
Der Glocke Lied vor Gottes Thron:
„Die Reis' ist aus, die Ruh' bereit,
Wie Gott bist Du in Ewigkeit."

Pol de Mont.

In der Herbstnacht.

Ein Regenschauer fegte durch die Nacht
Und grauer Nebel wob die Fluren ein,
Der Sturm zerstieb die letze Blätterpracht —
Nur unser Herz noch voller Frühlingsschein! —
Manch dicker Tropfen peitschte das Gesicht,
Heiss Wang' an Wange, Hand in Hand geschmiegt,
Zerstörte das die sel'gen Träume nicht,
In deren Frühling uns der Herbst gewiegt.

Kein duft'ger Mainachtzauber überall! —
So liebevoll, so glückesübersatt
Erzählte uns gar süss ein Tropfenfall,
Der heisser kosend sank von Blatt zu Blatt! —
Kein Fliederstrauch im weissen Knospenblüh'n,
Durch das der Zephir wonnesäuselnd zieht,
Nein, reiner liess der Wind die Wangen glüh'n,
In hohen Tannen blies der Föhn ein Lied.

Zerklüftet und zerrissen stand der Wald,
Die Äste knarrten unter ihrer Last, —
Wo doch des Friedens ew'ge Stimme schallt,
Dort hielten wir zu kurzer Liebesrast.
Dir tief ins Auge senkte sich mein Blick —
Mein Stolz — mein Herz — mein Paradies lag d'rin.
Kein Wort und doch der höchsten Liebe Glück
Umgaukelt zaub'risch lächelnd meinen Sinn!

Bei beiden Händen fasste ich Dich dann
Und zog Dich fest und fester hin zu mir,
Und als der Regen wieder stärker rann,
Sagt' ich ein einzig trautes Wörtchen Dir.
Und selig schautest Du mich an noch lang',
So engelschen — so bittend dann empor —
Und als ich küssend Dir von Liebe sang,
Da brach durchs Laubgewölk der Mond hervor.

Und rings so still — in Sommersonnenglut
Dein Auge lachte, blütenschönes Weib —
Der Nachtsturm tobte fort in grimmer Wut. —
Mein Arm umschlang nur heisser Deinen Leib
So hielt ich Dich — und wie die Stunde schwand —
Und wie die Seele dann die Seele brach —
Macht' ich mich los und überm Bergesrand
Im ros'gen Kleide glomm der junge Tag!

Hamm (Westfalen). Uhlmann-Bixterheide.

Verschlossen.

Thörichter Regen, was pochst du so laut
Gegen die zitternden Scheiben?
Pochst wie der Freier ans Fenster der Braut
Und musst doch draussen bleiben.

Wild stürmend zu siegen hab' oft ich geträumt
Und die Feinde des Lichts zu vertreiben,
Sah die Pforten des Glückes sonnenumsäumt
Und musste doch draussen bleiben. —

Glücklicher Regen, o teilt' ich dein Los,
Nach kurzem erquickenden Treiben
Bettest du dich im Erdenschoss,
Und ich muss draussen bleiben.

Charlottenburg. Ernst Kliemke

Mittagszauber.

Mittagssonnenweissglut flutet durch den Garten,
Heisser Glanz ruht auf dem glattgeschor'nen Rasen,
Blaurot schimmern aus den Büschen rings die zarten
Fliedertrauben; auf den grauen Marmorvasen,
Auf den weissen Schultern zweier Aphroditen
Liegen, blut'ge Tropfen, kleine rote Blüten . . .

In dem gelben warmen Kies der sonn'gen Wege
Baden braune Spatzen sich; wie Liebesfragen
Schwirren durch die goldiggrünen Laubgehege
Vogelstimmen; tief mit innigem Behagen
Schläft ein Kind in einer Laube; Blütenflocken,
Fliegen hängen in den wirren blonden Locken . . .

Und da sitz' ich hier, um emsig zu studieren
Römisch Recht in schattenstiller Gartenkühle,
Doch in Mittagsträumerei'n sich stets verlieren
Die Gedanken mir, auf weichem Rasenpfühle
Ruh' ich, starrend auf den duft'gen weissen Flieder,
Summend in der Seele sehnsuchtsschwüle Lieder . .

Langsam fällt das Buch aus meinen Händen, . . .
Sonnenstrahlen rieseln glühend auf mich nieder,
Wie verzückt kann ich den müden Blick nicht wenden
Von der weissen Venus, von dem blauen Flieder,
Bis im Traume mich umkosen Aphroditen,
Weiche Weibesglieder, Brüste zart wie Blüten . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Wiedersehen.

Im glänzenden Ballsaal, geigendurchschwirrt,
Sah ich Dich zuerst von Herren umgirrt.

Hingleitend im wiegenden Walzertakt,
In schwarzem Kleide, die Brust halb nackt.

Dein blasses Köpfchen, Dein tiefschwarzes Haar
Und Dein herziges, blitzendes Augenpaar.

Wie hat sich das all' in mein Herz geprägt
Und später noch nächtelang traurig bewegt.

Und dann in der Ecke, auf rotem Samt,
Von irrflackernden Kerzen grell beflammt,

Da sah ich Dich sitzen zwischen Zwei'n
Und trinken den goldigen, schäumenden Wein.

Und lachen hört' ich ich Dein rosiges Mündchen
So lustig, so lieb. O nur ein Stündchen

Wünscht' ich Dich zu mir, von Sehnsucht verzehrt,
Ich hätte Dich schen und glühend verehrt.

Und einmal nur hast Du mich angesehen,
Fast wie erschrocken, im Vorübergehen;

Und wie Du zurückkamst, tanzentzückt,
Hast Du ins Knopfloch mir Blumen gedrückt.

Gesprochen haben wir zwei kein Wort.
Für mich verloren! Bald stahl ich mich fort.

In der Sternennacht lange durch weissen Flieder
Träumte ich noch meine einsamen Lieder.

* * *

Einmal hab' ich Dich wieder geschaut,
Da warst Du leblos, ohne Laut,

Auf einem Grabe hingestreckt,
Von schwarzen Wimpern die Augen bedeckt,

Dein süsses Antlitz auf grünem Gras,
Wie war es so schreckhaft totenblass!

Der reizende rote Mund, halb lachend,
Geöffnet ein wenig, als ob Du wachend,

Als ob Du im Traum, in seligem Glück
An den rauschenden Ballsaal dachtest zurück.

Ergriffen sah ich ins Gras Dich schmiegen,
Tot auf dem Grabe der Mutter liegen.

Durchs Herz ist mir ein Wort geronnen,
Das ich mir damals im Ballsal ersonnen:

Ein lustiges Leben, ein lustiges Sterben,
Ein eig'nes Geniessen, ein eig'nes Verderben.

Leer. Arnold Garde-Prien.

Im Fluge.

Ganz in Eines flocht, o Gott, der Tanz
Uns're stumm beseligten Gestalten,
Und ich sah, ihr schweres Haar war ganz
Von dem einen Silberpfeil gehalten.

Und da hob sich schon ihr Mund und bog
Sich mir dar mit bittendem Gefühle,
Willenlos ein Blick, und im Gewühle
Blitzt der Pfeil auf, der zu Boden flog.

Und sie senkte tief ihr heiss Genick,
Plötzlich ganz von ihrem Haar umflossen,
Und ich habe diesen Augenblick,
Den mir Gott gegeben hat, genossen.

Pankow b. Berlin. Richard Dehmel.

Rokokoparknacht.

Es wirft der Mond sein Silbergarn
Durchs Gitterlaubwerk der Platanen
Und zittert auf den hohen Farr'n,
Die neigen wiegend ihre Fahnen.

Vom Mondenlicht durchflochten ruht
Der Säulentempel traumversunken,
Des Weihers leicht bewegte Flut
Blitzt auf in Silberlichterfunken.

Die Flöte bläst noch immer Pan
Hinängelnd zu der Nymphengrotte,
Dieweil das Moospelzwerk schon spann
Sich um den Leib dem Hirtengotte.

Der Amorettenrundgang harrt
Der Liebespärchen wie vor Zeiten;
Er lauscht, ob nicht das Pförtlein knarrt,
Dass sie verstohlen zu ihm schreiten.

Das Pförtlein knarrt — im Sprunge flieht
Mein Schatz die längst verwachs'ne Schwelle...
Rokokozeit ist neu erblüht
In dieser Mondnacht Silberhelle.

Zürich. W. Lüdegger.

Leise, ganz leise . . .

Ring' nach dem Glücke nicht!
Niemals erforschest Du,
Was Dir den Segen bringt,
Streit oder sanfte Ruh'.

Aber lass ungenützt
Niemals die Zeit vergeh'n,
Wenn Dir Blauäugelein
Heiter ins Auge seh'n.

Küsse so lang' es liebt,
Herze und küss' das Kind;
Nur eine Weile glüh'n
Rosen im Sommerwind.

Dämpfend der Herzen Glut,
Bleichend der Wangen Rot,
Leise, ganz leise tritt
An uns heran der Tod.

Horn. (N.-Oesterr.) Hanns Weber.

Einigen Sonetten-Dichtern.

Auch ich kann, wenn ich will, Sonette drechseln
Und aneinander reih'n vertrackte Reime,
Geklügelte und fein-exakte Reime
Wie Ring auf Ring an einer Kette wechseln.

Doch warum soll ich um die Wette drechseln
Mit euch so kurz und klein gehackte Reime,
In schöne Phrasen eingepackte Reime,
Die viermal in des Versstroms Bette wechseln?

Der Grund, dass ich nicht gern Sonette schmiede,
Ist der, dass ich der Nichtigkeiten lache
Und lieber nichts, als Flüchtigkeiten mache.

Drum drängts mich nicht zu solchem Wettliede:
Kann ich die petrefakte Form bemeistern,
Soll mich doch nie die nackte Norm begeistern!

Berlin. Richard Zoozmann.

Sicilianen.

von Anton Lindner-Wien.

I.

Bei Hofrats.

Zigarrendampf. Die Flackerflammen schwelen.
Es rauschen Roben. Alles parfümiert.
Galante Phrasen. Lächeln und Erzählen.
Man witzelt, blinzelt, knickst und kokettirt.
Souper. Toaste. Sektgetränkte Kehlen.
Man gähnt und dehnt und reckt sich ungeniert.
Dann Aufbruch. Treppe. Fiaker. Dienergröhlen.
Man hat sich wieder — „köstlich amüsiert!"

II.

Vormittag im Parke.

Ballspiel und Kinder. Sonne auf dem Kiese.
Gezwitscher. Frühlingslust und Spatzenzank.
Hier Doktor's blondgelockte, kleine Liese.
Und da im Fahrstuhl, welk und bleich und krank,
Der Herbst: — ein blasses Mädchen . . . Auf der Wiese
Im Glitzerscheine froher Kindersang.
Wer ahnt, dass eben bei der blonden Liese,
Im Lehnstuhl . . eine Saite schüchtern sprang? . .

III.

Visite.

„Ha, welch' Vergnügen! Frau Geheimrat! bitte!"
Salon und Sofa. Jean bringt Crême und Eis.
„Nicht doch — Fauteuil!? Ach nein, — die Sofamitte!"
„Und Fenster auf! Es ist ein wenig heiss!"
„Ach — welche Ehre! Auch zu uns die Schritte
„Gelenkt, Frau Rat; was ich zu schätzen weiss!"
— — Geschwätz. Geschwänzel. Tratsch. Bonton und Sitte.
Betrug und Höflichkeit um jeden Preis.

IV.

„Wer wird denn heute noch Gedichte lesen?"

Ein Mütterchen auf einer Bank, im Park.
Gedichte in der Hand und traumverloren.
Von wem? ist es ein Rührungsthränenquark,
Den wieder 'mal ein Stümperchen geboren?
Ist es ein Dichter voller Glut und Mark,
Verflucht von Jungfern und von Professoren?..
Gleichviel! wer immer sich dahinter barg —
Das Mütterchen beschämt Euch, weise Thoren!

V.

Im Philisterstübchen.

Grossväterchen erbaut die fett'ge Bibel.
Papachen faltet fromm die müden Hände.
Mamachen schneidet Bohnen in den Kübel,
Denn morgen giebt's Salat zur Hammellende.
Das Jüngste, Fritzchen, quält sich mit der Fibel,
Die blonde Trude stopft das Pfeifenende —
Der Ofen spuckt; so traulich ist's im Stübel..
Tik-tak .. tik-tak ... es lauschen Thür' und Wände ...

Litterarische Rundschau.

Auf das Preisausschreiben, das die Verlagshandlung L. Ehlermann in Dresden 1891 für ihre Sammlung von Biographieen „Führende Geister" veranstaltet hatte, sind ihr bis zum 1. April d. J. neunzehn Bewerbungsschriften (drei Goethe-Biographieen und 16 anderweitige Lebensbeschreibungen) zugegangen. Das Preisgericht, bestehend aus den Herren Dr. Adolf Wilbrandt, Regierungsrat Professor Dr. Anton E. Schönbach, Dr. Anton Bettelheim (Herausgeber), Dr. Ehrich Ehlermann (Verleger), hat die eingesandten Arbeiten geprüft und wie folgt geurteilt: Der erste Preis von Mk. 3000 wurde der Goethe-Biographie des Herrn Dr. Richard M. Meyer in Berlin, Privatdocent an der Universität, unter der Bedingung zuerkannt, dass er sich bereit erklärt, sein Manuskript auf den Umfang von 36 Bogen (3 Bänden) im Format und Druck der „Führenden Geister" einzuschränken. — Den zweiten Preis von Mk. 1500 erhielt die Jahn-Biographie des Herrn Dr. Franz Guntram Schultheiss in München und der dritte Preis von 1000 Mk. konnte der Stein-Biographie des Herrn Dr. Friedrich Neubauer in Halle a. S. zugesprochen werden.

Ein neues Preisausschreiben von 100 Mk. für ein humoristisches Psychodrama ist von der „Litt. Gesellschaft Psychodrama" erlassen worden. Näheres enthält die für die Mitglieder der Gesellschaft dieser Nr. beiliegende „Psychodramenwelt." Preisrichter sind: Oberst Richard von Meerheimb-Dresden, Pauline Hoffmann von Wangenheim-Erfurt, Hofrat Rudolf Bunge-Cöthen, Richard Schmidt-Cabanis-Berlin, Dr. jur. J. Jacobi-Bremen und Franziskus Hähnel-Bremen. Alles Nähere teilt bereitwilligst der Geschäftsführer der „L. G. Ps.", Herr Schriftsteller Wilhelm Becker-Berlin, Prinzenstr. 60 III mit.

Die Vorarbeiten für den 16. Jahrgang von Kürschner's allbekanntem „Deutschen Litteratur-Kalender" haben begonnen. Der Herausgeber, Geh. Hofrat Joseph Kürschner, Hohenstein ob Eisenach, ersucht Schriftsteller, Übersetzer etc., besonders auch Redakteure von Zeitungen und Zeitschriften um Einsendung ihrer Adresse zur Aufnahme für das Schriftsteller-Lexikon des Kalenders.

Von Wilhelm Emanuel Backhaus erscheint im Januar 1894 im Verlage von Wilhelm Friedrich-Leipzig die philosophisch-ästhetische Schrift „Über das Wesen des Humors."

Rudolf Lothars Drama „Cäsar Borgias Ende" (Verlag von E. Pierson-Leipzig und Dresden) erfreute sich bei seiner Erstaufführung in Bremen am 7. Oktober unter Anwesenheit des Dichters einer freundlichen Aufnahme.

Zur 750jährigen Jubelfeier der Stadt Lübeck ging am 15. Oktober Martin Maak's abendfüllendes Drama „Eine neue Zeit" zum ersten Male in Szene. Es fand, wie die Lübecker Zeitungen berichten, eine ausserordentlich warme Aufnahme; der Dichter ward vom begeisterten Publikum wiederholt vor den Vorhang gerufen.

Martin Greif's „Franziska de Rimini" wird im Laufe Novembers noch am Weimarer Theater und bald darauf in Mannheim gegeben werden.

Am 16. Oktober feierte das Bremer Stadttheater sein fünfzigjähriges Bestehen. Wie einst bei seiner Eröffnung ward zur Jubelfeier Deinhardstein's „Hans Sachs" mit einem Prologe von August Freudenthal gegeben. Besonders hat es der gegenwärtige Direktor Alexander Senger verstanden, das Theater zu einer hervorragenden Kunststätte zu erheben und dem warmen Wunsche des „Zentralausschusses deutscher Bühnen-Angehöriger", dass es ihm noch viele

Jahre vergönnt sein möge, freudig und erfolgreich zum Gedeihen des Bremer Stadttheaters, zum Heile deutscher Kunst, zu schaffen", schliessen auch wir uns an.

Der Schiller'sche „Wilhelm Tell" ist in Russland noch niemals zur Aufführung gelangt. Der Grund dieser seltsamen Erscheinung lag darin, dass die russische Zensur bis jetzt das Stück nicht freigeben wollte. Nunmehr hat die obere Pressverwaltung das Drama erlaubt, und die Erstaufführung desselben findet demnächst in Moskau und Petersburg statt. Das russische Theaterpublikum sieht dieser „Novität" mit Spannung entgegen.

Frau Czernicowski-Loewe, die Direktrice des Volkstheaters in Rudolfsheim versendet ein Zirkular, in welchem sie bekannt giebt, dass sie sich entschlossen hat, ihr Theater im „nächsten Spieljahre bisher nicht aufgeführten Autoren zur Verfügung zu stellen und eine Art dramatischen „Salon der Zurückgewiesenen" zu errichten, der den Beruf hätte, das Publikum mit den Werken unbekannter, noch nicht „gemachter" Autoren vertraut zu machen." Sämtliche eingereichte Arbeiten sollen gelesen, einer gewissenhaften Prüfung unterzogen und die angenommenen Stücke stets sorglältig inszeniert werden. Die Direktion plant weiter, „von der Zensur verbotene Stücke (ausg. Stücke polit. Tendenz) vor einem geladenem Publikum zur Darstellung zu bringen." Also eine **Freie Bühne in Wien.** Vergelt's Gott tausendmal! Die „Wir von Gottes Gnaden-Kritiker" der politischen Blätter machen, wie selbstverständlich, ihre natürlich geistvollen Witze darüber, — weil der Gedanke der Rudolfsheimer Direktion ausgezeichnet ist und über das geistige und politische Niveau der Perücken-Kritik von Philisteria a. d. Donau weit hinausgeht. — Als erster Oberregisseur der freien Bühne in Wien ist Carl Ludwig Zwerenz vom Münchener Volkstheater angestellt worden. **Stf. v. d. M.**

In Berlin wird demnächst ein volkstümliches Theater begründet werden, das besonders gute Leistungen zu ungewöhnlich billigen Preisen bieten soll. Wir kommen auf das Unternehmen, das bereits gesichert sein soll, ausführlicher bei Gelegenheit zurück.

Wilhelm Meyer's Drama „Kriemhilde", das nach seiner Erstaufführung in Berlin (im Januar) von der Berliner Kritik vollständig vernichtend besprochen worden ist, ward vom Burgtheater in Wien nochmals aufgeführt und ist jetzt mit grossem Erfolge auch im Kgl. Schauspielhause zu Hannover zur Darstellung gebracht worden.

Rudolf von Gottschall's 70ster Geburtstag ward am 30. Septbr. auch an vielen Bühnen durch Darbietung seiner Dramen gefeiert.

Unser geehrter Mitarbeiter Max Dittrich in Dresden blickt am 3. Nov. d. J. auf eine 25jährige schriftstellerische Thätigkeit zurück, welche seinen Namen weit über die grün-weissen Grenzpfähle hinausgetragen hat. Max Dittrich gilt mit Recht in Sachsen als der Vater der populären Militärschriftstellerei. In unzähligen Zeitungsartikeln und vielen wertvollen Einzelschriften ist er unausgesetzt und mit Erfolg bemüht gewesen, das Interesse an den Thaten und Geschicken der vaterländischen Armee und ihrer Führer in den weitesten Volkskreisen zu wecken und zu nähren. Seine Berichterstattung über militärische Ereignisse und Verhältnisse zeichnete sich immer durch Zuverlässigkeit und volkstümliche Darstellung aus, dabei hat er in seinen Berichten und Schriften wiederholt früchtetragende Anregungen zu verschiedenen patriotischen Unternehmungen gegeben, so zur Gründung von Sachsens Militärvereinsbund, zur Errichtung des Dresdener König Johann-Denkmals, zu der nunmehr alljährlich pietätvoll gepflegten Kriegergräberschmückung in den Reichslanden. Dittrich's Hauptwerk ist das Sachsens berühmtestem Kriegsminister errichtete biographische Denkmal: „Staatsminister General Graf Fabrice" (Dresden-Blasewitz 1891), welches allenthalben berechtigtes Aufsehen erregte. Ferner wurde Dittrich vorteilhaft bekannt durch das umfängliche Prachtwerk: „Der deutsch-französische Krieg 1870/71" (Dresden 1890, Münchmeyer), nicht minder durch sein gleich reich ausgestattetes, dem König Albert gewidmetes letztes Werk: „Die Führer und Helden des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert." Max Dittrich schrieb ausserdem: „Die Feldzeichen des königlich sächsischen (XII.) Armeekorps" (1892), „Beim Regiment des Prinzen Friedrich August" (1886), „Mobile Mannschaft" (1888), „Unter König Albert im Felde 1849, 1866, 1870/71" (1888), „Sachsens Königshaus im Wettiner Jubeljahr 1889" u. v. a. Auch den ersten sächsischen Soldatenschwank: „Marion, das Franzosenmädchen", 1891 beim Husarenfest in Grimma zuerst aufgeführt, schrieb Dittrich. Zu seinem Ehrentage bringen auch wir ihm die herzlichsten Glück- und Segenswünsche dar.

Nachdem Herr Max Geissler das „Deutsche Dichterheim" Paul Heinze's käuflich erworben hat, ist die von ersterem begründete und bisher geleitete Halbmonatsschrift „Die Penaten" in den Besitz des Herrn Schriftstellers Arno Zschuppe in Weisser Hirsch bei Dresden übergegangen. „Die Penaten" werden auch in Zukunft in demselben Geiste wie bisher geleitet werden und sich nach wie vor unter Mitwirkung hervorragender Mitarbeiter mit der Pflege des sinnigen Elements im deutschen Volksleben, der Poesie, insbesondere der Dialektdichtung, des Märchens, des volkstümlichen litterarhistorischen Essays, der Kunst im Hause und der litterarischen Kritik beschäftigen.

Die von Hugo C. Jüngst in Homburg a. Rh. herausgegebene „Litteratur-Korre-

spondenz“ ist soeben in einen neuen Verlag übergegangen. Nr. 3 derselben wird in kürze erscheinen.

Der demnächst bei C. Reissner in Leipzig erscheinende neue Roman von Konrad Telmann „Unter den Dolomiten“ ist soeben im Abdruck der Dortmunder Zeitung polizeilich beschlagnahmt worden. (Wie wir hören auf Antrag von ultramontaner Seite wegen Gotteslästerung.)

Der im Verlage der Schriftenvertriebsanstalt zu Weimar in Heften à 10 Pfg. in vorzüglicher Ausstattung mit Bildern von Richard Lotter-Berlin und Hans W. Schmidt-Weimar herausgegebene Volksroman von Max Kretzer „Irrlichter und Gespenster“ ist bereits bis Lieferung 33 erschienen. Wir werden auf die verdienstvolle Thätigkeit der Schriftenvertriebsanstalt eingehend zurückkommen, sobald das Werk ganz vorliegt.

Der bekannte Verlag der beliebten Zeitschriften „Mode und Haus“, „Grosse Modenwelt“, „Kleine Modenwelt“, „Illustrierte Wäsche-Zeitung“ und „Frauen-Fleiss“ ist laut handelsgerichtlicher Eintragung in den alleinigen Besitz des bisherigen Mitinhabers, des Herrn John Henry Schwerin, übergegangen. Dementsprechend ist der Verlag in die Firma „John Henry Schwerin“ umgeändert werden.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

III. Richard Dehmel.

Als ich seinerzeit (vergl. 1. Jahrg. Nr. 4) Richard Dehmel's „Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen“, wie er seinen ersten Gedichtband „Erlösungen“ selbst erläuterte, besprach, konnte ich bereits auf ihn als eine eigenartige dichterische Individualität hinweisen. Er hat diesem Buche jetzt eine neue Gedichtsammlung „Aber die Liebe“ (vergl. Besprechung in vorliegender Nr.) folgen lassen, die jenes Werk in mehr als einer Hinsicht trefflich ergänzt. Dehmel gehört zu den Dichtern, die ihre ganze Persönlichkeit, ihr ganzes Leben in ihren Dichtungen wiederspiegeln lassen. Seine Werke verlangen deshalb die unbedingteste Hingabe und Vertiefung. Über sein Leben möge uns Richard Dehmel das für den Leser Wissenswerte selbst mitteilen, wie er es mir in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte:

„Ich bin am 18. Nov. 1863 zu Wendisch-Hermsdof (Mark Brandenburg) als ältester Sohn eines Försters geboren. Ich bin ein Mischling aus germanischem und keltoromanischem Blut. Aus sothamem internationalem Instinkte, hauptsächlich aber wohl aus Liebe, habe ich mich mit einer Jüdin verheiratet und bis jetzt zwei Kinder mit ihr gezeugt, die sich der besten Gesundheit und mich durch einen ganz unglaublichen Eigensinn erfreuen; Junge und Mädel. Vorher hatte ich (Nov. 1882—1886) auf Deutschlands hohen Schulen, ziemlich sämtlichen, nach faustischem Rezept und mit demselben Erfolge Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Philosophie und „leider auch Theologie“ studiert; was ich am besten dabei gelernt habe, wissen meine Gläubiger. Im übrigen bin ich konfessionslos; desgleichen meine Frau und Kinder. Unser grösster Schmerz ist der, dass man vom Dichten in Deutschland nicht leben kann, wodurch ich mich verurteilt sehe, Lohnsklavendienste zu leisten, die eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geist der Zukunft sind. Meine wesentlichen Erlebnisse stehen in meinen Büchern.“

Litterarische Zeitungsschau.

(Wegen Raummangels musste diese Rubrik diesmal leider ausfallen; dieselbe wird ausführlicher in Nr. 3 gegeben werden.)

Eingesandte Neuerscheinungen.

Max Geissler, Silhouetten. Dorf- und Heidegeschichten. Dresden-Wachwitz 1893, Geissler's Verlag.

Arne Garborg, Frieden. Roman. Deutsch von Marie Herzfeld. Berlin 1893, Verlag von S. Fischer. Preis Mk. 3,50.

John Henry Mackey, Die letzte Pflicht. Eine Geschichte ohne Handlung. Berlin 1893, Verlag von S. Fischer. Preis Mk. 2.

M. Doberenz, Um des Kindes willen. Roman. Dresden 1893, Verlag der „Dresdener Frauen-Zeitung“.

Richard Hodermann, Schloss Friedenstein. Gotha 1893, Verlag von C. F. Windaus. Preis Mk. 1.

Marie von Glaser, Zittergras. Skizzen und Novellen. 2. Auflage. Berlin 1894, Schles. Verlagsanstalt von S. Schottlaender. Preis Mk. 4.

Max Dittrich, Die Helden und Führer des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. Dresden 1893, Verlag von H. G. Münchmeyer.

Hermann Jahnke, Gold und Eisen. Volksschauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen. Berlin 1893, Verlag von Paul Kittel. Preis Mk. 1,50.

Armin Werherr, Gedichte. Würzburg, Verlag der Stahel'schen Universitätsbuchhdlg.

Armin Werherr, Bertha. Eine Liebesgeschichte aus Bad Berklet. Leipzig, Verlag von Gustav Körner.

Albrecht Voigtländer, Ein neues Declamatorium. Kinkerlitzkens, Berliner Jrütze, Jrips, Jeist un Jammer. Berlin 1893, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Verlagsabteilung.

Georg Malkowsky, Die Secession auf der Berliner Kunst-Ausstellung. Berlin 1893, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Verlagsabteilung.

Martin Hildebrandt, Vormittag im kgl. Odeon zu München. Unter Mitwirkung von Rudolf Baumbach, Otto Julius Bierbaum, Caesar Flaischlen, Otto Erich Hartleben, Max Haushofer, Detlev von Liliencron, Herrmann Lingg, Georg von Ompteda, Maurice von Stern, Ernst von Wildenbruch. Berlin 1893, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Verlagsabteilung. Eleganteste Ausst. Preis Mk. 2.

Marie Wernicke, Dramatische und epische Dichtungen. Berlin 1893, Deutsches Verlagshaus. Preis Mk. 0,50.

Victor Feigel-Feldegg u. **Wilhelm Arthur Hammer**, Festblatt. Dem heimatlichen Dichter Ferdinand von Saar zum 60. Geburtstage. Wien 1893, Verlag von Wolfgang Schaumburg.

Ludwig Viereck, Kuhne's Gesichtsausdruckkunde. 2. Aufl. München 1893, Verlag der Wörishofer Blätter (L. Viereck).

Martin Maak, Der Messias. Drama in 5 Akten. Grossenhein und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge 1893. Preis brosch. Mk. 1.

Julius Vanselow, Sonnenregen. Gedichte. Herausgegeben von Karl Vanselow. Grossenhain und Leipzig 1893, Verlag von Baumert & Ronge. Preis brosch. Mk. 2, geb. Mk. 3.

Henry Kistemaekers, Moderne Nomaden. Theater-Roman. Autorisierte deutsche Ausgabe von Ludwig Neustadt. Neuwied und Leipzig 1893, August Schupp. Preis Mk. 4.

Herm. Siegfr. Rehm, Die Zeitgenossen. Sittenroman. 2. Aufl. Leipzig und Neuwied 1893, August Schupp. Preis Mk. 3,60.

Adalbert Svoboda, Illustrierte Musikgeschichte. II. Band. 2. Auflage. Stuttgart 1893, Verlag von Carl Grüninger.

Gustav Adolf Erdmann, Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied. Wittenberg 1893, R. Herrosé's Verlag (H. Herrosé). Preise Mk. 3,50.

Hermann Hango, Neue Gedichte. Wien-Pest-Leipzig 1893, A. Hartleben's Verlag. Preis brosch. Mk. 3.

Albert Möser, Aus der Mansarde. Neue Gedichte. Fünfte Sammlung. Bremen 1893, Verlag von M. Heinsius Nachf. Preis geheftet Mk. 3.

Körners Werke, mit Körner's Leben, Portrait und Faksimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Hans Zimmer. Zwei Bände in Leinwand. Preis Mk. 4. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Meyer's Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit über 100 Beilagen, Karten und Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck. Drei Bände. Leipzig und Wien 1893, Bibliographisches Institut. Preis Mk. 24.

O. Mysing (Otto Mora), Im Kampf der Gesellschaft. Moderner Roman. Berlin 1893, Verlag von Otto Janke. Preis Mk. 5.

Christian Jensen, Ein Notschrei über die Universitäten der heutigen Zeit. Breklum, Verlag von Jensen & Hinrichsen.

Frances Hodgron Burnett, Die kleine Miss. Vierte Auflage. Frankfurt a. O., Verlag von Hugo Andres & Co. Preis Mk. 1,50, brosch. Mk. 2.

Max Kretzer, Irrlichter und Gespenster. Volksroman. Weimar 1893, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. Hefte 27—33. Preis à Heft 10 Pfg.

Franz Weber, Aus grauer Vorzeit. Sechs Erzählungen aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. Frankfurt a. M., Verlag von Gebr. Knauer, 1894.

Maximilian Schmidt, Hančička, das Chodenmädchen. Ein Kulturbild aus dem böhmisch-bayr. Waldgebirge. Mit einem Vorwort von Dr. Max Oberbreyer. Berlin 1893, Verlag der Bücherfreunde. Preis geh. Mk. 5, geb. Mk. 5,75.

Rudolf Holm, Das Einmaleins des Lebens. Roman. Dresden 1894, E. Pierson's Verlag. Preis Mk. 3,50.

An Zeitschriften gingen ein:

Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit. Herausgegeben von Helene Lange. Berlin S., Verlag von W. Moeser's Hofbuchhandlung. Jahrg. 1, Nr. 1. Vierteljährl. Mk. 2.

Dichter-Stimmen aus Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Heinr. Penn. 16. Jahrg., Nr. 2. Verlag, Wien III, Geologengasse 5.

Das Zwanzigste Jahrhundert, 4. Jahrg., Nr. 1. Verl. von Hans Lüstenöder, Berlin W.

Schrattenthals Frauen-Zeitung. 1. Jahrg., Nr. 1. Pressburg.

Dresdener Hausfrauen-Zeitung. 6. Jahrg., Nrn. 5—7.

Die Waffen nieder! Herausgeg. von Bertha v. Suttner. 2. Jahrg., Nr. 9—10. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Die Zerstreuung. Halbmonatsschrift für Belletristik, Litteratur und Kritik. Rostock i. M. 1893.

Der Zuschauer. 1. Jahrg., Nr. 9. Hamburg, Verlag des Litt. Vermittlungs-Büreaus.

Der Stein der Weisen. 5. Jahrg., Nr. 21. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Die Romanwelt. 1. Jahrg., Nr. 1—4. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Stern's Litterarisches Bulletin der Schweiz. 2. Jahrg., Nrn. 3—4. Herausgeber und Redakt.: Maurice Reinhold von Stern, Zürich.

Blätter für Deutsche Dichtung. Nr. 9—10. Wien, Verlag des Vereins für deutsche Litteratur „Ostarrachi!“

Die Penaten. Eine Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Arnold Zschuppe, Dresden. Jahrg. 1893, Nr. 18.

Hermann Kiehne's Hausbuch Deutscher Lyrik. Vierteljahrsschrift für Dichtkunst und Kritik. Nordhausen. Bd. VI, 1.

Die Gesellschaft. 9. Jahrg., Heft 10. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Beurteilungen.

Richard Dehmel. „Aber die Liebe:" Ein Ehemanns- und Menschenbuch. Mit Deckelzeichnung von Hans Thoma und Randbildern von Fidus. (München, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, 1893.)

Ein eigenartiges Buch in seinem rosaroten Umschlage dieses „Aber die Liebe"; ein sonderbarer Titel und ein ungewöhnlicher Inhalt. Es ist das Buch tiefgründiger, glutheisser, wunschbanger Sehnsucht und wogenden, streitenden Ringens. Der Dualismus von Körper und Geist, der Kampf zwischen Leib und Seele, der sich gerade bei der Liebe am empfindlichsten zeigt, ist hier in Stimmungen zum Ausdruck gekommen von gewaltiger, bizarrer, oft unheimlich-dunkler Art. „Aus dumpfer Sucht zu lichter Glut", durch Leidenschaft und Gewissenstreue zur Selbsterlösung, zur Klarheit und Wahrheit über sich selbst — das ist der Grundton der Dehmel'schen Poesie. Die phantastische Mystik, die orphische Heimlichkeit, der wir in den Dichtungen begegnen, ist von expansiver, ich möchte sagen dionysischer Kraft, keine transcendental-christliche, sich selbst verzehrende Seelenversenkung. Es ist wahr, was der Dichter von sich sagt:

„In meine tiefste Seelenstille
Horcht mein erstauntes Ohr hinab;
Da ringt ein Trieb, da wächst ein Wille,
Den eine tiefe Nacht mir gab!"

Er lauscht und horcht in den Schacht seiner Seele, er spürt ihr nach, er quält sich, sie fest zu halten und was er vernimmt aus den tiefen Gründen seines Gemütes, was sich ihm offenbart in gottgeweihten Stunden, dem giebt er Form und Gestalt in seinen Versen. Unter den sämtlichen jüngeren Dichtern verfügt kaum einer über eine so durchgängig gleichmässige Individualität wie Dehmel. Man mag sein Buch durchlesen und wohl minder Gelungenes darin finden und das zumeist in den freien Rythmen, auch unreine Reime giebt es — Minderwertiges wird man nicht antreffen, in allem aber Dehmel, den Dichter, selbst. Gedichte wie das einfache und doch so wundersame „Die zweite Nacht", das glutheisse „Bastard", das reudurchzuckte „Es war einmal", das hoffnungslose „Büssende Liebe", das auferstehungsbange „Venus Religio" zähle ich dem Besten zu, was mir seit langer Zeit begegnete.

Ausser einigen freien Nachdichtungen fremder Dichter hat Dehmel auch drei Proben seiner Prosa dem Buche eingefügt, von denen der „Hamburger Lästerbrief" — früher schon in der „Freien Bühne" erschienen — die ganze moderne Dichtergeneration in launiger Weise Revue passieren lässt.

In dem letzten Gedichte seines Buches „Tragische Erscheinung" zeigt uns Dehmel einen Mann, der sein Blut, sich selbst, einer ihn nicht verstehenden Menge nutzlos opfert. Ich will nicht hoffen, dass es dem Dichter mutatis mutandis gerade so ergehe. Aber in Deutschland wäre es nicht unmöglich.

Zürich. **Dr. W. Bolza.**

Ludwig Scharf, Lieder eines Menschen. 2. Aufl. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 3, eleg. geb. Mk. 4.

Unter den modernen Dichtern giebt es bereits viele, die unbekümmert um das Denken der Durchschnittsmenschen sich unverhüllt so zeigen, wie sie sind: Alles verneinende Geister, aber Kraftnaturen und Wahrheitsapostel. Dass ihre Lieder in den Herzen der Verfallzeitler auch nur zum kleinsten Teile wiedervibrieren, ist kaum denkbar. Sie werden sie nie verstehen und deshalb nie würdigen können, und doch halte ich es für das höchste Verdienst dieser Dichter, in der Enthüllung ihrer Individualität den Antrieb zur tieferen Versenkung in die charakteristischen Eigenarten anderer gegeben zu haben. Das Wort Nietzsche's: „Von allem Geschriebenen liebe ich das, was einer mit seinem Blute schreibt!" hat Ludwig Scharf seinen „Liedern eines Menschen" vorangesetzt. Ich glaube auch nicht, dass ein Gedicht dabei ist, das nicht seinem Innersten in voller Kraft entsprang. Mag man sich aber auch erfreuen an den Hymnen dieser Vollblutnatur, man wird doch das Gefühl der Wehmut nicht verwinden können: Wieder ein Sysiphos ohne Glück, ohne Ruh'! Doch Mitleid will Scharf nicht, „nur lachen sollt ihr nicht, lacht mich nicht aus, dass ich so elend, ach so elend bin!" Nein, lachen wird kein ernster Leser über ihn, Ludwig Scharf wird ihn mit sich fortreissen in die Rätselwelt des Menschendaseins, er wird ihm zeigen, wie wildlodernde Flammen in manchem Busen flackern und er wird vielleicht viele finden, die mit ihm einstimmen:

„Und wenn auch Niemand traurig ist,
Und Keiner nach mir fragt:
Wo harte Seelen ausgehaucht,
Der Gott des Weltalls klagt!"

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Heisse Spuren von Willy Leutrodt. Grossenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge.

Ein Buch voll schwüler Erotik. „Weinrauschtrunken"(!) ringt der Autor nach Worten und eben dieses Ringen und auch nur dieses lässt uns etwas wie grosse Leidenschaft im Hintergrunde ahnen. Unzählige Wortverdoppelungen — „ich küsste, küsste" — „die Lerchen, die Lerchen singen" — nehmen sich aus wie ein hilfloses Stammeln und wenn sich dieselben gar zur Hässlichkeit steigern, so dokumentieren sie dessen unkünstlerische Notwendigkeit. Oder ist es nicht hässlich, wenn der Verfasser schreibt:

In die Kniee möcht' ich sinken
Und im Staube vor Dir ruh'n,
Deiner Augen Frieden trinken,
Nichts als beten, beten thun?

Zu noch grösseren Verstössen aber lässt sich der Verfasser verleiten durch das Streben modern und originell zu wirken. Abgesehen von den aphoristischen Wortgefügen, wie:

Dämmerung — düfteschwül
Schwüles Rosenzittern,
Dämmerung — düfteschwül,
Schweres Seidenknittern

giebt es da „traumschaurigen blutigen Schlaf", „zitternd heisses Flammenverzehren in unersättlichem Lustbegehren", „Liebessamtbereich", „Samtblütenstaubflügelchen" der Motten und „edelgeweihte Schönheit." Von Schönheit ist die Rede ohne Ende, doch unaufhörlich beleidigt sie der Dichter. Wenn man auch einen Gedichtband nicht zur Hand nimmt mit dem Verlangen, überzuckerte Wahrheit zu lesen, so muss man doch durch Verse wie die folgenden abgestossen werden:

„Es ekelt mich mein eig'ner Leib,
Wie Schande brennt's auf dem Munde,
Es ist, als trüg' ich von jenem Weib
Eine innere eiternde Wunde."

Niemand verlange vom Dichter, dass er ein Feigenblatt vor den Mund nehme, aber niemand verlangt auch, dass er seinen Ekel vor der Sünde bei uns ins Ekel vor der Dichtung umsetze, und wenn es ferner heisst:

„Den Schmerz kann ich noch nicht vergessen,
Wie er im Aug' und rund herum
Um Deine Lippen Dir gesessen"

oder

„In Thymian und rotem Klee
Ruh' ich im Mittag und lasse mich braten"

oder

„Man ist wie neugeboren,
Man spürt's in allen Poren",

so ist das mindestens banal.

An dilletantenhaften Härten in Reim und Rhythmus ist das Buch überreich, arm dagegen an bemerkenswerten und originellen Gedanken. Recht gut getroffen ist oft die Stimmung in den Naturschilderungen.

Hamburg. **Johannes Gläser.**

Heinrich Stümcke: Praeludien, Gedichte. München. Druck und Verlag von Dr. Albert & Co.

Der junge Dichter, der sich mit seiner Conrad-Brochüre vorteilhaft in die litterarische Welt eingeführt hat, liefert hier die erste Probe eigenen poetischen Schaffens. Wenn man als Hauptbedingungen des letzteren eine reich angelegte Persönlichkeit und reiche Selbsterlebnisse annimmt, so gewinnt man aus den vorliegenden Zeilen die Überzeugung, dass hier ein Berufener zu uns spricht. Es sind fast alles frische, aus dem Leben gegriffene Genrebilder, die uns vorgeführt werden, und in denen besonders zwei Züge charakteristisch hervortreten, ein lebhaftes Naturempfinden und eine nicht minder lebhafte Gesellschaftssatire. In letzterer dürfte das Haupttalent des Verfassers liegen — manche Verse erinnern in ihrer malerischen Kürze an Barbir und Coppée, z. B. das Gedicht: Warnung oder Wiedersehen. Weniger gelungen sind die historischen Gedichte — man merkt hier, dass das Talent des Verfassers eine zu ausgeprägt moderne Färbung hat — auch fallen in diesen Nachlässigkeiten des Versmasses auf, die sich gelegentlich auch bei den anderen Gedichten zeigen.

Was vor allem bei dieser Sammlung wohlthuend berührt, das ist der schärfere, ich möchte sagen, männlichere Zug, der so für den ganzen Aufschwung der heutigen Lyrik, wie sie seit etwa zehn Jahren datiert, charakteristisch ist — das Fehlen aller conventionellen Töne, das Mitleben mit der umgebenden Welt. Diese Zeilen machen alle den Eindruck, als seien sie, um das Wort Maupassants zu gebrauchen „ovachées à la vie" — und sie erweitern sich mit dem Leben fortschreitend zu einer immer vertiefteren Anschauung von Welt und Menschen. Die Perle der Sammlung in dieser sowohl, wie in jeder andren Hinsicht ist das prächtige Gedicht: Der Adler von Silz Maria — ein Hymnus an den Dichter des Zarathustra, den jetzt die Nacht geistiger Blindheit leider für immer bedeckt.

Bremen. **Otto Mora.**

Sub spinis florens. Ein Osterbuch (Gedichte) von **Graf Emerich von Stadion.** Verlag: Schaumburg-Fleischer in Leipzig und Wolfgang Schaumburg in Wien.

„Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht."
(Justinus Kerner.)

Mag man gegen die Wahrheit dieser Worte streiten, so viel man will, wahr ist und bleibt es, die Poesie, insbesondere die Lyrik, birgt, um mit Karpeles zu sprechen, „ein ewiges Martyrium, ein nie endendes Leid, den unheilbaren Riss zwischen Idee und Materie in sich." Goethe ausgenommen, haben ja unsere ersten und grössten Lyriker im Kampfe des gemeinen Lebens Schiffbruch gelitten; man denke an den leider noch heute bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigten unglücklichen Lenau, an seinen Landsmann Petöfi, ferner an Byron, Hölderlin, Lorm u. a. Hart, sehr hart vom Leben mitgenommen ist auch einer unserer hervorragendsten Lyriker der Gegenwart: Graf Stadion. Leider ist demselben von einem grossen Teile der Presse und vom grossen Publikum die verdiente Anerkennung bisher versagt geblieben. Kein Wunder; denn wer liest, studiert und geniesst heutzutage echte Poesie, namentlich Lyrik? Und dann: „Der Dichter lebt erst im Grabe. Der Tod ist sein Freibrief. Die Grube im Gottesacker ist die Wiege seines Ruhmes." Für Menschen, denen das Glück stets zugelächelt und die das Leben nur von der tändelnden Seite betrachten und nehmen, sind Stadion's Werke allerdings nicht

geschrieben. Man findet in seinen Erzeugnissen, gleichviel ob es Gedichte, Romane oder Dramen sind, so viel unsagbar Schönes, Bewundernswertes und menschlich tief Ergreifendes, dass man eben bei einer Kritik seiner Bücher, gleichsam vor einem schweren Rätsel stehend, nicht weiss, womit anzufangen und womit zu schliessen. Daher enhalte ich mich einer eingehenden Rezension über „Sub spinis florens.“ Von den durch und durch eigenartigen Schönheiten der Stadionschen Erzeugnisse mache ich auf seine Ritornelle aufmerksam, die, wie Dr. Richard Siegemund treffend sagt, „den Rückert'schen gleichartigen Dichtungen an spielender Flüssigkeit der Form und Gedankentiefe nicht nachstehen.“ Gleich allen österreichischen Poeten sind Stadion's Dichtungen reich an Metaphern, welche in jeder Beziehung mit denjenigen Shakespeare's und Calderon's rivalisieren können. Für meine Behauptungen ein Beispiel, das ich oben angezeigtem Buche entnehme:

„Ludwig Anzengruber.
Shakespeare uns'rer Alpenwelt!
Der Tod schlich beutegierig durch den deutschen Dichterwald,
Und hat in Dir sich eine Königseiche kühn gefällt!“

„Schlagt weiter nach, die Ihr mehr hören wollt!“ rufe ich mit Elise Polko, der „Zauberin am Rhein“, allen denjenigen zu, welche die Bekanntschaft eines echten und in seiner Art einzig dastehenden Dichters und Märtyrers, eines nach Geburt und Gesinnung gleich hochadeligen Mannes machen wollen!

Gorzno in Westpr. **Franz Jędrzejewski.**

Traumeskinder. Erz. Dicht. von Adyr Seyth. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verl.

Der Autor hat nicht ohne Nutzen unsere Volkslieder gelesen — die meisten seiner Dichtungen beweisen es, vor allem der Cyklus „Waidmann's Lieben.“ Besonderes Talent scheint er für das Märchen, genauer: Blumenmärchen zu besitzen. Die Art, wie er die Liebeswerbung des Falters um die Nelke u. a. schildert, ist von seltener Lieblichkeit und zeugt von wirklich poetischem Erfassen des Stoffes. („Drei Schwestern“ und „Maiblume.“) Weniger gelingt Seyth das Balladeska: („Die Rose vom Rotkastein“, „Der Fischer und sein Lieb'“, „Am Elfbronnen“). Letzteres ist geradezu formlos. Schöne Gedanken enthält „Edelweiss“, leider ist die Durchführung salopp. Von poetischem Talente zeugt: „Des alten Seemanns Traum“, das Gedicht laboriert aber an einer unmenschlichen Länge, sowie an übereinander gestapelten Bildern. „Vedipos“ und „Der letzte Pharao“ hätten ohne weiteres wegbleiben können; das sind Phrasen, aber nicht Dichtungen. Zum Schluss erwähne ich die hübsche Widmung: Nachbars Kinder.

Wien. **Ottokar Stauf von der March.**

Georg Wilhelm Peters. Fata Morgana. Soziales Drama in vier Aufzügen. Preis Mk. 15,0. **Gustav Lowke.** Tannenberg. Drama in fünf Aufzügen. Preis Mk. 2. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1893.

Die Namen der Autoren waren mir bisher unbekannt; also offenbar Anfänger. Dafür spricht auch ihre Unselbständigkeit. G. W. Peters „Fata Morgana“ ist stark durch „Die neue Zeit“ von Voss beeinflusst. Die Technik ist unmodern; besonders stören die Monologe. Ein Schwelgen in der Musik der Sprache, wie es auch der grosse Verbrechertragöde liebt, scharfes Hervortreten einer nicht Fleisch und Blut gewordenen Tendenz schwächen die Charakteristik. G. Lowke's „Tannenberg“ steht unter dem Einflusse von Ibsen's „Stützen der Gesellschaft.“ Abgesehen von der Schlussszene, welche uns allzusehr an das genannte Werk des Norwegers mahnt, finden wir hier denselben Wahrheitsfanatismus, dieselbe klügelnde Problematik. Dieser Einfluss erstreckt sich selbst bis auf die Wahl des Titels; ich erinnere an „Rosmersholm.“ Doch das ist schliesslich eine Kleinigkeit, aber — bezeichnend. Nichtsdestoweniger verraten beide Dramen Talent, namentlich das letztere ist reich an geistvollen Bemerkungen. Das genügt — vorderhand. In Zukunft allerdings werden die Verfasser Besseres bieten müssen, wenn sie Geltung als Dramatiker beanspruchen wollen. Ich hoffe es zuversichtlich.

Wien. **Josef Schmid-Braunfels.**

Ferrara, Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. Conrad. Berlin. Vossische Buchhandlung (R. Strikker), Schönebergerstr. 4.

Man weiss, dass sich unter obigem Pseudonym der Dichter Prinz Georg von Preussen verbirgt. Tasso's Tod, historisch dargestellt, ist der Inhalt dieses Trauerspiels. Goethe's herrliche Dichtung verklingt wie eine zerrissene Saite ohne Schlussakkord, doch bieten Tasso's Schicksalskampf, seine Liebe, sein Ruhm und sein Wahnsinn noch reichen Stoff für ein Trauerspiel dar! Prinz Georg hat im schönsten Sinn vollendet, was Goethe begann. Hoffentlich werden die Bühnen recht bald die Darstellung des genialen Werkes vornehmen, damit dadurch allen Verehrern von Goethe, also der ganzen gebildeten Welt ein hochgeistiger Genuss bereitet wird.

Berlin. **Fr. v. Hohenhausen.**

Neue schrift! Versuch einer neuen deutschen rechtschreibung, mit regeln und wörterverzeichnis.“ (Zu bezien gegen einſendung einer mark in briſmarken an R. Zoozmann, Berlin O., Stralauerplaz 161).

Obwol diſe erscheinung nicht im ramen der „N. l. Bl.“ ligt, möchten wir doch irer bedeutung wegen gern di aufmerkſamkeit unſerer leſer auf ſi lenken. Di arbeit des ferfassers ist offenbar eine ganz ſelbständige, blos auf eigenem nachdenken beruende; er kent allem anschein nach

keine bestrebungen anderer, di lich in gleicher richtung bewegen, namentlich nicht den fon Frikke gegründeten „algemeinen ferein für fereinfachte rechtschreibung", der bereits fo grose erfolge aufzuweifen hat. Doch stet er dessen „übergangsschreibung", di wir hir den lefern forfüren, nicht alzufern. Wo er fon ir abweicht, können wir allerdings feinen standpunkt nicht teilen, wen er z. b. feinen fonstigen grundfätzen entgegen **v** neben **f** beibehält, wen er für den stimhaften (fogenannten „weichen") s-laut **s**. und für den stimlofen bald s, bald ss, bald ß schreibt, wen er **ck**, **dt**, **qu** und in einzelnen fällen fogar das denungs-**h** und denungs-**e** steen läst, und dem Deutschen lefer di fremdwörter in einem gewande bitet, das im zumutet, di ortografischen regeln fremder sprachen im kopfe zu haben. Wir wollen im aber daraus keinen forwurf machen; wir hegen filmer di zuverfichtliche hofnung, das er bei einer etwaigen zweiten auflage feiner schrift das ferfäumte nachholen und feine grundfätze folgerichtig durchfüren werde. Damit dis recht bald gescheen könne, wünschen wir dem buche möglichst file käufer und lefer.

Waldhambach. J. Spifer.

Medizinische Märchen von Philander. Zweite Auflage. Stuttgart, Levy & Müller. Preis

Eigentlich hatte ich von diesen Märchen mehr erwartet: die medizinische Welt ist so reich an Verkehrtheiten, dass es sich schon lohnen würde, dieselben einmal gründlich zu geisseln. Der Verfasser ist aber ziemlich zahm; nur in dem hygienischen Märchen Ba-Kill wendet er sich in überaus humorvoller Weise gegen gewisse ärztliche Charlatane der Gegenwart. Sonst sind aber die Geschichten ziemlich unschuldig; eleganter Stil und launiger Humor ist aber überall zu finden. Die Ausstattung ist eine gediegene.

Wien. Josef Schmid-Braunfels.

Ludwig Bussler, Praktische Harmonielehre in 54 Aufgaben, systematisch-methodisch dargestellt. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Carl Habel (Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

Der in musikalischen Kreisen als ausgezeichneter Theoretiker seit langer Zeit bekannte Verfasser legt in obigem Werke den Schwerpunkt auf die praktische Anwendung der von ihm in kurzer, knapper Form gegebenen und begründeten Regeln. Jeder Aufgabengruppe geht ein „Muster" in grösserem Druck voran. Die klare Ausdrucksweise des Verfassers und der streng methodische Gang machen das Werk sowohl für den Selbstunterricht als auch für den Gebrauch in musikalischen Lehranstalten vorzüglich geeignet.

Diepholz. Fritz Gerling.

Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur Kunst und Sozialpolitik. Begründet und herausgegeben von M. G. Conrad. IX. Jahrg. Heft 10. 1893. Preis vierteljährlich Mk. 4. Einzelpreis des Heftes Mk. 1,50

Aus der Fülle der vorliegenden Nr. der trefflichen, bereits früher (1. Jahrg. Nr. 9 eingehend gewürdigten Monatsschrift) sei als besonders beachtenswert hervorgehoben, dass dieselbe mit dem Portrait Gerhart Hauptmann's geziert ist. Hans Merian unterzieht die Dramen desselben einer eingehenden kritischen Analyse. Die vorliegende Nr. dient dem Programme der Zeitschrift in hervorragender Weise. Es mangelt leider an Raum, um Einzelheiten noch hervorzuheben, ich kann es aber nicht unterlassen auf den 2. Wiener Ketzerbrief unseres geschätzten Mitarbeiters Anton Lindner hinzuweisen. Ich wünschte nur, die wichtige Satire wirkte ebenso schlagend, wie sie ehrlich geschaffen ist.

Br. F. H.

Die Romanwelt. Wochenschrift für die erzählende Litteratur aller Völker. Stuttgart, J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg. Jährlich 52 Hefte à 25 Pfg.

Die drei bis jetzt vorliegenden Hefte der neuen, geschmackvoll ausgestatteten Wochenschrift enthielten die Anfänge und Fortsetzungen von Hermann Sudermann's Roman „Es war", Pierre Lotis Roman „Mein Bruder Yves" (übersetzt von Robert Proelss) und Ludwig Fulda's Novelle „Die Hochzeitsreise nach Rom". Unter den übrigen wertvollen Beiträgen hebe ich besonders Fritz Mauthner's humorvolle Skizze „Das Budget des Ruhmes" hervor. Ich werde eingehend diese neue Wochenschrift vorführen, sobald eins der Hauptwerke zum Abschluss gebracht worden ist.

Br. F. H.

Zu freundl. Beachtung.

1. Die geehrten Mitarbeiter werden freundlichst ersucht, unaufgefordert bis Nr. 5 keine neue Einsendungen zu machen, mit Ausnahme des für die Rubriken „Litter. Rundschau" und „Zeitungsschau" bestimmten Materials, das zu jeder Zeit erbeten wird. So erfreulich die lebhafte Beteiligung der geehrten Mitarbeiter ist, so bedauerlich ist es, bei dem beschränkten Raume auch nur annähernd manchen geäusserten Wünschen beim Abdruck angenommener Manuskripte gerecht werden zu können.

2. Briefl. Antworten und Rücksendung von Manuskripten kann aus erklärlichen Gründen nur bei Einsendung des Portos erfolgen.

3. Alle Anfragen, Einsendungen werden nach wie vor durch Postkartennachrichten erledigt.

4. Alle Leser der „N. l. Bl." verpflichten uns durch weitere „Angaben" von Adressen anerkannter Litteraturfreunde zu wärmstem Danke.

Die Schriftleitung.

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. Dezember 1893. Nr. 3.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift

für

Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt.

Wie wird eine litterarische Anteilnahme in weiteren Volkskreisen bewirkt?

Motto:

Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.
Goethe.

Zwar herrlich ist die liedeswerte That,
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Goethe.

II.

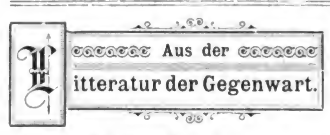
Aber ach, ein Übelstand stellt sich dem zielbewusst für eine Besserung ringenden Litteraturfreunde, der mit seinen besten Kräften für eine Weckung des litterarischen Interesses thätig ist, hindernd entgegen. Viele, ja die meisten unserer Bücher sind zu teuer. Wenn auch dieser Übelstand von einem mangelnden Interesse hervorgerufen ward, so hiesse es doch den Teufel durch Beelzebub austreiben, dabei verharren zu wollen. Nein, unsere Bücher müssen billiger werden.

Wir leben augenblicklich in einer Zeit, in der die wachsende Zahl aller Arten litterarischer Vereinigungen, Lesegesellschaften und a. m. bekundet, dass das litterarische Interesse nicht mehr allein in den sogenannten Litteratenkreisen zu finden ist; jetzt heisst es wagen, die Bücher zu verbilligen. Die Werke unserer verstorbenen Dichter sind in vorzüglichen, billigen, — ja oft spottbilligen — Volksausgaben zu erhalten, unseren Poeten der Gegenwart wird eine grössere Verbreitung von vornherein durch den hohen Preis ihrer Werke genommen.

Ist es durchaus nötig, dass eine Ausstattung gewählt wird, die das Buch oft unnötig verteuert? Ein gutes, echtes Poetenwerk soll durch seinen Inhalt und nicht durch seine Ausstattung wirken. Leider ist's denn heute auch oft umgekehrt, äusserlich Pracht und Glanz — der Autor konnt's bezahlen —, im Innern Hohlheit und lederne Dilettantenraserei. Einfach, würdig, mit gutem Satze seien die Bücher ausgestattet, was darüber ist, das ist vom Übel, wenn es sich dabei um die Weckung des litterarischen Interesses handeln soll. Die Riesenauflagen der Reklam'schen Universalbibliothek, — in der manches Buch im Interesse unserer Litteratur freilich fehlen könnte, — sollten den Verlegern und Autoren Beweis genug sein, dass der niedrigere Preis eines Buches wesentlich zu seiner Ausbreitung beiträgt.

Mit der Wirksamkeit des Litteraturfreundes, in den Familien ein litterarisches Interesse zu erwecken, muss das Bestreben, für eine Verbilligung der Bücher einzutreten, Hand in Hand gehen. Ich bin der Meinung, dass man mit letzterem nicht warten muss, bis das erstere eingetreten ist.

Br. F. H.



Der Kampf ist aus.

Psychodrama von **Valentin Traudt (Rauschenberg).**

Motto: Ego omnes cogo!

In frischer Kraft, berauscht vom jungen Glück,
Hielt ich dich, Ärmste nun, am heissen Busen . . .
Doch hin ist jetzt der Augen Feuer und der Wangen Glut;
Des Herzens Jubelsturmflut.
Licht umperlt von Zukunftsträumen.
Hat ausgetobt und schwach nur ebbt
Des Lebens trüber Rest.
Und gar den langen, üppigbraunen Zopf
Hat man dir abgeschnitten. — — Mater dolorosa — —
Ich glaub', sie schläft? — Leg' dich zu Bett
Und lass mich weiter wachen. —
Zwölf meinst du schlüg's? — Die sind schon vorüber!
Geh' nur hinüber, Schwägerin, zur Ruh';
Ich weck' dich schon, wenn du verlangt wirst. —
Es ist doch gut, dass Else auch noch kam. — —
Vielleicht — am Ende gar — die letzte Nacht —
Nun weine nicht und geh'.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Achtmal hat seinen Lauf der Mond vollendet
Seit dieser Krankheit erstem Schattentag.
Ein stetes Schwanken zwischen Licht und Nacht . . .
O Gott! —
Herz, sei stark! — Es naht das Ende! — —
Soll ich dir etwas reichen, Lieb? —
Hier ist das Wasser mit dem Erdbeersaft. —
Milch willst du? — —
Hier, mein Schatz! — — —
Lina ist schlafen. — Denk', auch Else ist gekommen;
Ja, — deine Schwester Else. — —
Herrgott, sie weiss von ihrer Schwester nichts!
Komm', Kind, ich will dich höher betten. — —
So — schlaf' in Gottesnamen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unruhig wie das Nachtlicht auf und niederhüpft,
Schlägt auch ihr Puls.
Mein armes Weib, wie war doch alles, alles auch vergebens!
Des Sommers Sonnenlicht hast du getrunken;
Ich trug dich zu den Rosen in den Garten,
Wo in der Laube dichtem Blattversteck
Beim Brüten sanft der munt're Blutfink sang:
Er war dein Liebling ja geworden
Und sprach dir Trost, wie es kein and'rer konnte . . . . . .
Doch ach, die Wangen wurden bleich und bleicher!
All' deine Lieben kamen aus der fernen Heimat,
Dich zu erheitern, doch — umsonst . . . .
Der Mensch ist arm und klein
Und seine Kraft ist nichtig;
Sein Leben sind verlor'ne Augenblicke! — —
Wie unruhig nun?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Riefst du? — „Papa" sagst du?
Hier bin ich ja! Gieb mir die Hand! —
Sieh doch, ich sitze ja am Bett! —
Lina soll kommen? — —
„Lina! — Lina! — Sie ruft!" — — —
So sei nun still, gleich ist die Schwester hier. — —
Das Fieber will nicht fallen. —
Ich soll die Stirn dir kühlen? — —
„Lina!" — — —
Sie kommt schon, Schatz. — Willst dich erheben?
Du meinst, es wäre Tag? —
Mein Kind, kaum ist die Mitternacht vorüber.
Ja, schlafe nur. — —
Ist das die Unruh' vor dem Tode?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schrei nicht so laut, du musst dich schonen, Schatz!
Sieh, da ist Lina schon!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, sie blickt starr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sieh, hier ist Lina und auch Else! —
Kennst du die Schwestern nicht?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie kennt euch nicht, doch haltet ein die Thränen.
Es kommt vom starken Fieber.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn du es meinst, will ich dich gerne.
Von Herzen gern aufrichten. —
Es ist noch Nacht, du kannst nicht aufsteh'n.
Sieh doch, es schläft ja alles jetzt. —
Komm', Lina, halte ihr den Kopf;
Ich nehm' sie sanft in meinen Arm. —
Der Blick wird immer starrer, leerer . . .
Der Atem geht so schwer . . .
Macht euch bereit!
O, Gott! — — —
Seht jetzt, das sind die Lieblingsgesten,
Die sie im Leben sonst gemacht,
Und vor dem Tod, da wiederholt der Mensch
Sie gern . . .
Weint doch nicht!
Gebt Wasser, ihr die Lippen noch zu kühlen . . .
Sie kann das Glas noch halten, seht. —
Wie gierig sie nun trinkt . — !
O, sie hat grossen Durst. —
Versuch' noch einmal, Else,
Mit ihr zu sprechen. —
Sprich lauter noch! — —
Hat sie denn nicht genickt? —
Nimm ihre Hand! —
Ja, „Papa" hat sie wieder leis' gesagt . . .
Du wunderst dich, dass sie noch nicht verlangt
Nach ihrem Kinde und du willst noch hoffen?
Glückselig, Else, wer noch Hoffen hat.
Doch hier?
Nein, es geht ein zum Thor.
Die Sterne bleichen und verglimmen sacht.
Mir ist, als hört' ich schon die Schere klirren,
Die dieses jungen, schönen Lebens Faden
Durchschneidet und die Spitzen mir
Erbarmungslos ins Herz, ins wunde, bohrt . . . .
Tief, tief hinein . . . . erbarmungslos . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was soll aus meinem armen Kinde werden

Und was aus mir? —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Frauchen, hör' doch; Mänschen, Schatz! —
Sie hört es nicht;
Sie ist allein mit sich und sehnt sich
In den Arm der ew'gen Liebe ...
Noch einmal träumt sie ihren Lebenstraum.
Noch einmal sieht sie sich auf ihrer Mutter Arm,
Die Weihnachtskerzen löschend,
Noch einmal sieht den Wald sie grünen
Und hört die Vögel singen,
Noch einmal steht sie am Altar mit mir,
Noch einmal drückt ihr Kind sie an die Brust. —
Dann sinkt das Spiel der Welt hinab,
Die Töne klingen aus, die Farben bleichen. — —
Das ist das Todesröcheln! —
Ja! — Niederlegen? — Lina, sanft, nur sanft;
Sie kann den Kopf auch nicht mehr halten.
Den Doktor rufen? —
Der kann hier nicht mehr helfen.
Der Tod hat angeklopft, die Sense klingt. —

— — — — — — — — — — — — — —

Geh', Else, zünd' die Kerzen an,
Das Nachtlicht will verlöschen. —
Holt nicht den Knaben!
Es ist nicht gut, ein knospend junges Leben
So vor den Tod zu stellen. — Lasst es, Kinder,
Er weiss ja nicht, dass seine Mutter stirbt;
Sein Lächeln macht uns nur die Stunde schwerer.
O lasst ihn schlafen, träumend spielen mit den Engeln. —
Warum bleibt auch der Mensch nicht Kind,
So ahnungslos, so froh und so natürlich? —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Auge ist gebrochen! —
Sie atmet nur noch schwach! —
Der Puls setzt häufig aus! — —
Taucht hier das Tuch in Wasser! —
So! — Nur die Lippe noch zu kühlen! — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Weint nicht!
Das macht das Sterben schwer und hält das Leben auf;
Ihr ist ja wohl. Es ist ihr Sieg nach langem,
Schwerem Kampf!
Könnt ihr denn anseh'n, wenn die Sängerin
Der Fluren die liederreiche Brust am Käfiggitter
Blutig sich zermartert
Und ohne Thränen trauert todesmatt? —
Wünscht ihr da nicht, wär' sie doch fern im Süden,
Erlöst von ihren Qualen, ihrer Haft? —
Wünscht ihr das nicht? —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr junges Leben ist's, dass sie noch atmet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Geklopft hat es? — Wer soll es sein? —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es — ist — — aus! — Haltet die Uhr ein, Kinder;
Es ist — — aus! —
Verlassen, einsam nun nach kurzem Glück!
O, wisst ihr, was das heisst? —
Fühlt ihr's? — —
Die Mutter starb, das treue Weib ist tot — — —
Es ist ein Ehrenbett, auf dem sie ruht;
Sie fiel im Felde des Berufs ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Knabe schreit! — Geht zu ihm — Stillt den Armen! — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Leb' wohl, du lieber Schatz! Schlaf süss!
Schlaf gut! —
Einst, einst ....

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sondern erlöse uns von dem Übel.
Denn dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit bis in Ewigkeit ... — —

Ein Meister der modernen Lyrik.

Von **Heinrich Stümcke.**

Friedrich Nietzsche bemerkt einmal, wenn wir heute von Ausländern nach grossen Männern in Litteratur und Kunst gefragt würden, so seufzten wir und sagten: Ja, aber Bismarck. Eine der genialischen Übertreibungen des genialen Skeptikers, werden viele ausrufen, aber ehrlich gestanden, wer hätte auf die Frage eines Franzosen oder Russen, ob wir einen Ibsen, Turgenjew, Daudet, Zola, Tolstoi aufzuweisen haben, nicht betrübt den Kopf geschüttelt. Freytag's, Keller's beste und dauernde Leistungen datieren mehr als ein Menschenalter zurück, die Dahn, Heyse und Ebers sind so oft und nachdrücklich getadelt und zerpflückt worden, dass selbst der letzte Lesekasten-Abonnent nicht so recht mehr an ihre Unsterblichkeit glaubt; andre wie Fitger, Meyer, Storm sind nur von einer verhältnismässig kleinen kunstverständigen Gemeinde gekannt und geliebt. Und was die Modernen angeht, so hat doch noch keiner im Roman oder Drama eine solch imposante Reihe unbestritten bedeutender und vor allem originaler Kunstwerke aufzuweisen wie Zola oder Ibsen. Conrad, Sudermann, Hauptmann, Alberti — in ihren besten Schöpfungen war der Einfluss des grossen Romanciers von Medan oder des Dichters der „Gespenster“ unverkennbar. Trotz allen Scheltens auf die Ausseulandsmeierei kein Wunder, denn in Technik, Beobachtungs- und Schilderungsart hatten sie neue Wege gesucht und gefunden, als es bei uns noch gang und gäbe war nach klassischen Mustern eine Ilias post Homerum nach der andern zu schreiben und den ganzen Zauberspuk mittelalterlicher Romantik, die ganze Öde kleinstädtischer Philistrosität vor dem „geneigten“ Leser heraufzubeschwören.

Da ist es fast wie ein lustiger Treppenwitz der Litteraturgeschichte, dass die Lyrik, die viel geschmähte, das einzige Gebiet ist, auf dem wir augenblicklich auch vor dem Ausland die Konkurrenz nicht zu scheuen brauchen. Hier hat sich, wie Conrad Alberti mit Recht betont, allein das echt germanische Element noch stark und kräftig erhalten; wenn man Einfluss und Abhängigkeit in einer neuen lyrischen Sammlung entdeckte, so stammte er in 99 Fällen von Heine, Goethe und Uhland und jetzt haben

wir endlich einen Poeten in unserer Mitte, der für die Lyrik dasselbe und mehr bedeutet wie Zola und Ibsen für das moderne Drama und Prosaepos. Just vor zehn Jahren war es, als der holsteinische Baron und Hauptmann a. D. Detlev von Liliencron die Adjutantenritte u. a. Gedichte erscheinen liess. Es war ein dünnes und einfaches Büchlein, aber ein Markstein in unserer Litteraturgeschichte. Poesien ganz andrer Art als die in den buntgepressten illustrierten Goldschmittbändchen, die jahraus, jahrein den Weihnachtmarkt überfluteten und doch eigentlich immer dieselben waren. Und da der neue Dichter trotz einiger Anklänge an Bürger und Goethe sich in keins der alten, erprobten Schubfächer unterbringen liess, in denen die zünftige Kritik die Butzenscheibler, die Balladensänger, die exotischen, Familien- und Gelegenheitsdichter fein etikettiert einzuschachteln pflegte, seine Schwärmerei für hübsche Madeln und dampfenden Grog aber frischer und ungenierter tönte, als es sich mit Idealismus und Klassizität zu vertragen schien, so steckte man ihn frisch weg in den grossen und nur mit heimlichem Schaudern betrachteten Kasten, auf dem †††-Realismus prangte oder vielmehr warnte. Und da der kleine Baron sich nicht besserte in seinen nächsten Werken und in der „Gesellschaft“ als treuer Stammgast verkehrte, so heisst er schlechtweg der realistische Dichter Detlev von Liliencron, wie noch dieser Tage zu lesen in der „Leipziger illustrierten Zeitung.“ Nun, die Untersuchung, wie weit Liliencron ein Realist zu nennen ist, hat schon Bierbaum in seiner schönen Studie über den Dichter, als eine unnütze Spielerei abgewiesen. Nichts lag Liliencron ferner, als mit seinem ersten Buche in bewussten Gegensatz zu der herkömmlichen Lyrik zu treten. Ein selten reiches Innen- und Aussenleben suchte und fand vielmehr die ihm kongeniale Ausdrucksweise und Form, unbekümmert um ästhetische Wertungen und Etiketten. Der holsteinische Baron, Hauptmann und Hardesvogt hatte einen ganz anderen Weg zurückgelegt, als Dichter sonst pflegen. Die Flinte, das Schwert, den Zügel, selten die Feder hatte seine Hand geführt. In blaue und braune Augen, in funkelnde Römer, in Walddickicht und Pulverdampf hatte er mehr geschaut als in Bücher. Erst Mitte der dreissiger Jahre spürte er dichterische Regungen; Eckstein's deutsche Dichterhalle erhielt seine ersten poetischen Versuche. Schlag auf Schlag dann folgten in zehn Jahren eine stattliche Schar prächtiger Poesie- und Prosabücher, die ihn in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Poeten gerückt haben.

Sein reichbewegtes Leben lässt es natürlich scheinen, dass seine Poesieen von Erlebnissen, Thatsachen nur so strotzen. Seine Dienstjahre, vor allem die beiden Kriege, die er mitgemacht, lieferten reichen Stoff, den er in originellerer und fesselnderer Weise, als es sonst üblich, auszubeuten verstand. Adjutantenritte, Mit Trommeln und Pfeifen, Unter flatternden Fahnen, Eine Sommerschlacht, Krieg und Frieden, — lauter militärische Titel. Die drei letzten Bücher in Prosa führen das in den militärischen Gedichten angeschlagene Thema weiter aus. Keine langatmigen, von patriotischen Tiraden triefenden, lyrischen Ergüsse, auch nicht die breite in den Ton der Ilias fallende Schlachtenmalerei Wildenbruchs oder Scherenbergs, sondern knappe, mit echt militärischer Kürze vorgetragene Gedichtchen, aber wunderbar chakterisierend, blitzartig die Situation erhellend, voll köstlicher, bald übermütiger, bald tottrauriger Stimmung und ebenso eigenartiger wie gelungener Tonmalerei. Dann kommt der holsteinische Edelmann, der Hardesvogt zu Worte. Liliencron hüllt sich am allerliebsten in die Maske des Grandseigneurs, des holsteinischen Maecenas, der four in hands kutschiert, mit Windhunden jagt und in den Sälen seines Schlosses alle belletristischen Neuerscheinungen nicht nur aufstapelt, sondern auch liest, und in seinen Musestunden mit aristokratischer Nonchalance auch selbst Verschen macht. Er will nicht für einen jener landläufigen Dichter mit langen Haaren, Kalabreser und auf ein Minimum zusammengezogenen Schmachtriemen gelten, der sich auf der Friedrichstrasse, in der Kneipe mit Damenbedienung und im Grunewald allenfalls seine Stoffe sucht. Der holsteinische Baron weiss uns von Komtessen zu erzählen im Ballstaat und Reitkleid, vom einsamen Birschgang und fröhlicher Hatz hinter der Meute. Fast noch tiefer als Storm hat er die geheimen Reize seines Ländchens ergründet. Diese grünen Marschen, mit den behäbigen roten Ziegeldächern, den zahllosen Knickthoren und Hecken, diese totenstillen, bienendurchsummten und erikadurchdufteten Heide- und Moorflächen, diese majestätischen Dünen mit dem köstlich prikkelnden Seehauche. Und wie das Land, kennt er die Leute, die kleinen Käthner und Fischer mit dem breiten treuherzigen Platt, und die drallen vollblütigen Bauerndirnen. Liliencron's längstes Poem, Der Heidegänger, und zahllose andere, Die weisse Frau, Der Heidebrand etc. wurzeln in diesem Boden.

Die erotischen Gedichte nehmen einen breiten Raum in Liliencron's Schöpfungen ein, aber fast gar keine Liebesgedichte im herkömmlichen Genre. Kein Ansingen der Geliebten vom Schreibtisch aus, Klage um verlorenes Glück und beseligende Erwartung, sondern ein subjektives Erlebnis bildet den Hintergrund, auf dem das Liebesidyll sich abspielt.

„Auf der Brücke“, wo dieser köstliche Gegensatz süd- und norddeutscher Sprache und Empfindens zum Ausdruck kommt, „Am Bahnhof“, „In einer kleinen Stadt“, „Betrunken“, das sind meines Erachtens Gedichte aus jener Kategorie, die wohl am besten Liliencron's Art kennzeichnen und der Liebespoesie einen ganz neuen Horizont eröffnet haben. Es ist der modernen Kunst so vielfach die Krankhaftigkeit, nervöse Überreiztheit der Empfindung und Schilderung vorgeworfen, und mit Recht. Liliencron hat sich davon freigehalten. Kein Bahr-Baudelairsches Fin de siècle-Getbue, kein

affektiertes Geisseln vor Madonnenbildern und augenverdreherisches Küssen, nichts Sadistisches und Masochistisches findet sich bei ihm; sondern eine lebhafte und durchaus nicht prüde, oft derb-burleske Empfindung, die ihre Quelle in einer gesunden und ebenso genussfreudigen, wie genusskräftigen Natur hat. Eine ganze Gallerie lustiger braun- und blauäugiger Deerns und Diandl aus allen Dörfern und Städten unseres Vaterlandes, die unser Dichter abkonterfeit hat. Und in allen Situationen und Posen merkt man, dass unserm Dichtermaler die Wundergaben der Fee in die Wiege gelegt sind, die nach seiner Meinung den Naturburschen erst zum Künstler machen: Humor und die feinste Künstlerhand. Der Künstler verriet sich bei Liliencron vor allem in der Form. Manchem wird sie regellos, willkürlich, holperig erscheinen; aber ein Liliencron verrät die Geheimnisse seiner Werkstatt nicht jedem ungeübt dreinschauenden Auge, jeder täppisch zugreifenden Hand. Wer genau prüft, wird finden, dass die Form mit seltenem Feingefühl dem Inhalt angepasst wird und die Regellosigkeit eben nur scheinbar ist. Liliencron verschmäht nicht den Knittelvers, und die sonst selten gebrauchten sechsfüssigen Trochäen, er schreibt mit Vorliebe in nicht strophisch abgeteilten, wie ein prächtig wallender Mantel breit dahinflutenden Versen. Aber auch die strengste Form, die Siciliane, Terzine, Stanze hat er verwandt und in munterer Laune manch Kunststückchen aus dem Ärmel geschüttelt. Auf einen Hiatus, einen unreinen Reim macht er eifrig Jagd, sie stören ihn wie einen musikalisch Feinfühligen eine plumpe Dissonanz.*)

Eine Individualität, um das schier heute zu Tode gehetzte Wort zu gebrauchen, als Mensch und Künstler ist Liliencron in vollem Masse. Wenn er gelegentlich seiner übermütigen Laune die Zügel schiessen lässt, oder zu unbedeutende Erlebnisse in zu gewichtigen Stücken ausmünzt oder wie in seiner letzten Sammlung, seiner nicht zu leugnenden Vorliebe für das Groteske zuviel Spielraum verstattet und mit so diskreten Kunstmitteln, wie dem Traumerlebnis und der traumhaften Erinnerung, allzu freigebig ist, wenn er hin und wieder nicht mit der gewohnten Sicherheit nach neuem tastet, so ist doch auch in seinen Fehlern die unguis leonis nicht zu verkennen.

„Von Euch Jüngeren ist der Liliencron wohl der Talentvollste“, äusserte noch kurz vor seiner geistigen Umnachtung der greise Altmeister C. F. Meyer zu Maurice von Stern, und in der Presse aller Schattierungen klingt dies Urteil mehr oder minder aufrichtig wieder. Und wie steht es mit dem Publikum? Wird die „kleine stille andächtige Gemeinde“, die ihren „kleinen grossen Baron“ seit langem schätzt, bald die Nation umfassen? Oder soll der Dichter, der gegen die Indolenz und Teilnahmlosigkeit des „skatdurchtobten, bierbankdrükkenden Deutschland“ eine ganze Reihe bald bitter sarkastischer, bald gutmütig spottender Jamben geschleudert hat, mit seinem Zweifel recht behalten? Augenblicklich sitzt er vor seinem Riesenschreibtisch und schneidet und pappt wie der älteste Scherenredakteur. Er macht — ich darf es verraten — eine Auswahl seiner Gedichte für das grosse Publikum. Ein wahres Eunuchenbuch! klagte er mir. Aber was hilft es?

Wer wird den Liliencron nicht loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein! —
Nun will er weniger erhoben
Und fleissiger gelesen sein!

(Frei nach Lessing.)

*) Siehe auch die Besprechung der „Neuen Gedichte“ auf Seite 44 dieser Nr. Die Schriftleitung.

Ei, das war ein Spass.

König Erichs Lieblingswort.

Herr Erich hat die Schlacht bei Fodewig gewonnen.
Wenn Niels, der Alte, auch nach Jütland ist entronnen,
So liegt König Magnus doch wachsbleich auf Schonens Erde,
Herr Erich schlug mit Grimme wohl zwanzig Feinde heut vom Pferde.
Ei, das war ein Spass.

Und hinter König Niels stürmt Erich mit Rittern und Wagen,
Doch eh' er ihn ereilt, ist Niels in Schleswig erschlagen.
Das freut Erich Emun, er grinst in den Bart, den roten,
Zum Dank, mit einem Schlag trennt er vom Rumpf den Kopf des Boten.
Ei, das war ein Spass.

Du hörtest, Glukko Tott, Harald, meinen Bruder bellen,
Der will aufs Königsschiff und sich ans Ruder stellen?
Meinen Helm, den Hengst, die Axt! Schon liegt ihm Harald im Arme,
An den Harnisch presst er ihn sanft: Dass deiner Seele sich Gott erbarme!
Ei, das war ein Spass.

Von Haralds Söhnen drei, die mussten an Bäumen baumeln,
Zwei andre schluckten Gift, dass sie zur Hölle taumeln.
Er riss die letzten vier höchstselbst von den Sattelknäufen,
Und liess wie Kätzchen sie in der tiefen, tiefen Schlei ersäufen.
Ei, war das ein Spass.

Ein süsses Mädel aus Selsö, ein jung Prinzesschen feine,
Die will er zur Königin, und die muss werden die seine.

Sie wehrt sich mit allen Kräften, und hat die Hände gerungen,
Schnell hat er sie geraubt und in den sehnigen Arm gezwungen.
Ei, das war ein Spass.

Was Possen! Mogens Sigurd, der will sich wichtig machen?
Komm mit, Swen Gille, Freund, wir wollen das Reich bewachen.
Und als ihn in die Faust zum Brechen gaben die Schergen,
Liess blenden er Sigurd, und schickt ihn den Mönchen ins Kloster zu Bergen.
Ei, das war ein Spass.

Herr Erich sitzt nun hoch und ist König in weiten Landen.
Stolz redet er vom Thron in scharlachroten Gewanden.
Er spricht zum Bischoff Adzer: Schaff bald mir ein Vergnügen.
Der macht den Buckel krumm: Schlag tot und würge die Heiden auf Rügen.
Ei, das wird ein Spass.

Sein Schiff, der lange Wurm, dess Wimpel fliegen munter,
Der König steht im Sturm und höhnt auf die Wellen hinunter,
Die spritzen und greifen nach ihm und packen mit ihren Klauen.
Der König steht und höhnt, und klammert sich trotzig an Mast und Tauen.
Ei, das war ein Spass.

Er landet in Arkon und lässt die Tempel stürzen,
Vieltausend Heiden zugleich lässt er die Köpfe kürzen.
Vieltausend Heiden zugleich lässt foltern er und verbrennen,
Und lacht und lacht und lacht, dass ihm die hellen Thränen rennen.
Ei, dass war ein Spass.

Und in Arkon wird's stumm nach den eingeprasselten Hallen.
In Asche sinkt die Stadt, die letzten Mauern fallen.
Und als das erste Rot der dritten Morgenfrühe
Den Himmel übergiesst, wen ziehen Herthas weisse Kühe?
Ei, das war ein Spass.

Dann segelt er nach Haus und hält ein Ting bei Riepen,
Wo Erich spricht, ist's still, man hört die Mäuse piepen.
König Erich, sieh dich um! Herrn Sorteplog seh' ich schleichen.
Zu spät! Der König fällt unter Ritter Sorteplogs furchtbaren Streichen.
Ei, das war k e i n Spass.

Altona (Elbe). Detlev von Liliencron.

Sag, weisst du noch?

Die Nacht durchwandelt das Gebreite,
Die sammtne Schleppe rauscht im Korn,
Und in des Märchens blaue Weite
Lockt mich des Traumes Wunderhorn.
Ich folg geheimnisstillem Gleise
Und trag der Sehnsucht goldnes Joch,
Und eine Stimme grüsst mich leise:
Sag, weisst du noch?

O junge Liebe, Frühlingsblüte,
Verstoben längst in Sturm und Streit —
Es geht ein Nachklang süsser Mythe
Durch meines Herzens Einsamkeit.
Harrt Hoffnung nicht mit grünen Fahnen
Vor rostigem Riegel? — Stille doch!
Wie weiss zu schmeicheln das, zu mahnen:
Sag, weisst du noch?

Ich weiss es noch. Ich schau die Pfade,
Darüber Flor der Ferne träumt,
Darüber noch vom Sonnenbade
Der Lust die letzte Welle säumt.
Und folg geheimnisstillem Gleise
Und trag der Sehnsucht goldnes Joch,
Und eine Stimme grüsst mich leise:
Sag, weisst du noch?

Zürich-Kilchberg. Victor Hardung.

Schwetzingen.

So schwer und trübe hing der graue Himmel
Ob all' dem lichten Frühlingsgrün der Welt,
— Ein graues Riesenauge, bis zur Wimper
Von Zähren voll, das, noch nicht überfliessend,
Doch Thränenbäche, unversiegbar, droht.
Ich schritt, getrennt von Dir. Im Blütenbuschwerk
Schwül duftenden Jasmins, die Nachtigallen,
Sie schlugen laut und lauter, bis das Herz
Mir brannte von dem sehnsuchtsüssen Sang,
Und auch m e i n Auge, wie der graue Himmel,
Voll Tränen hing.
Noch gestern, fern im Süden,
Ging ich an Deiner Seite wunschlos hin.
— Vergangne Zeiten, wie die Marmorbilder,
Die grünbemost im dichten Laubwerk steh'n.
Auf dunklem Weiher ziehen wilde Schwäne
Lautlos die Kreise, — einer aber, schreiend,
Sich mit den Flügeln schlagend, schwebt empor
Und mir entgegen — dräuend, wie die Sehnsucht,
Die unvermutet, wild uns überfällt. . . .
In Zittern flücht' ich nach den tiefsten Schatten
Des weltvergess'nen Parkes, bis sich plötzlich
Ein Märchenbild vom fernen Orient.
Vor mir erhebt in graue Frühlingsluft.
Mit weitem Säulenhof und hoher Kuppel
Und schlankem Minaret, steht die Moschee,
Die einstmals Max Emanuel's üpp'ge Pracht,
Dicht neben glänzend, rokokoverschnörkelt,
Verschwiegnen Liebesnestern auferbaut.
Doch Alles ist verblasst. Mit toten Augen
Starrt die Vergangenheit ins Lenzesgrün,
Für ewig stumm von all' dem Glück und Leid,
All' der verborgnen Sünde, die sie einst

So schön und jung erschaut. — Ich aber schreite
Den Säulenhof entlang und stehe sinnend
Im Kuppelbau. Bei den arab'schen Lettern
Seh' ich in deutschen Worten ringsum prangen
Die Weisheitssprüche Islam's und ich lese,
Das, was auch mir ein Schicksal ward und Fluch:
„Wer Alles fordert, geht leer aus für ewig!"

Höckerndorf b./Stettin. **Hermine von Preuschen.**

An einen Jugendfreund.

Stirn gegen Stirn, am Schwerteskauf bereit
Die feste Hand zum Kampf und blut'gem Streit,
Den sporenklingenden Fuss im Sattelbügel:
So stehn wir uns gegenüber stolz und kühn
Und sprengen an, dass wilde Funken sprüh'n,
Im Sturmessaus mit tiefverhängtem Zügel.

Mit glühendem Zorn, der hell im Auge brennt
Mit heissem Hass, der kein Erbarmen kennt,
Der aus dem Herzen urgewaltig flutet,
So fechten wir, bis unser Speer zerschellt,
Bis unser Leib vom Ross zu Boden fällt
Und unser junges Leben stumm verblutet.

Und haben einst in früheren Jahren doch,
Als uns des Schicksals grimme Tücke noch
In Feindschaft auseinander nicht gerissen,
So manchen Tag zusammen froh verbracht,
Vereint durchschwärmt so manche heit're Nacht
Und selbst geteilt des Lagers Schlummerkissen...

Von gleichem Streben uns're Brust geschwellt
Von gleichem Ziel den Lebenspfad erhellt,
So haben wir im Götterrausch getrunken
Von gleichen Lippen selige Liebesglut, —
An gleicher Brust hat unser Haupt geruht —
Und Beider Liebe ist in Nacht versunken.

Verlassen stehe ich auf weitem Plan
Und hör' schon fern des Rosses Schnauben nah'n
Und seh' den Himmel wolkenschwarz sich färben.
Nun sei es denn! Die Klinge schnell heraus,
Und dann zum todesernsten, blut'gen Strauss —
Wir fragen nicht nach Sterben und Verderben!

Leipzig. Albert Kohl.

Mahnung.

Grollst Du dem Schicksal, dass Dein Pfad
Dich nicht
Hinführte in des Glückes Sonnenland,
Aus dem so oft wie mildes Frührotlicht
Ein Strahl verlockend Deinen Blick umwand?
Dass all' Dein heisses Sehnen nie gestillt,
Den jener Glanz in Deiner Brust entfacht,
Die düst're Sorge stets von neuem quillt,
Nie endend, aus des Daseins dunklem Schacht? —

Nur in des Sommertages Sonnenglut,
Die nie ein Wölkchen trübt, kein Lufthauch
schwächt,
Entwickelt sich des Ungewitters Brut,
Ein wild verderbenbringendes Geschlecht.
Sein grimm'ges Toben, seiner Blitze Sprüh'n
Nach kurzem Kampf vernichtet, todgeweiht,
Was nach so langem eifrigen Bemüh'n
Der Lenz entrang der starren Winterszeit.

Berlin. Wilhelm Becker.

Vorm Scheiden.

Einmal vorm Scheiden, ach einmal nur
Blicke mich an — wie rings die Natur
Vor dem Sterben noch lächelt.
Prangend in leuchtendem Gold steht der Baum,
Lautlos schon fällt es und — war nur ein Traum,
Wenn der Morgenwind fächelt.

Kehr' dich nicht ab, das Dunkel naht schnell;
Auch der Mittag leuchtete hell,
Trüber schon ward es und trüber.
Liegt am Boden des Waldes Gold,
Ist es zu spät, wenn das Herz auch grollt:
Sommerslust zog vorüber.

Sieh' den Falter im Spätrotschein!
Heute noch, heut' ist die Liebe dein,
Die dich segnend umfächelt.
Einmal vorm Scheiden, ach einmal nur
Blicke mich an — wie rings die Natur
Vor dem Sterben noch lächelt.

Cöthen i./A. Wilhelm Arminius.

Herbstesmahnen.

Ob du die Rosen, die geglüht
Am Strauch, im Herbst auch welken siehst,
So sorge, dass dein Herz noch blüht,
Auch wenn du in den Winter ziehst —

O lass in deine warme Brust,
Den harten Winterfrost nicht ein,
Und wenn du in den Winter musst,
So nimm den Frühling mit hinein, —

Den Frühling deiner Kinderzeit,
Der unvergänglich in dir lebt,
Wenn auch manch' schweres Erdenleid,
Manch wilder Sturm dein Herz durchbebt.

Lass leuchten wie im Vaterhaus
Der Jugend frühlingsheitern Schein, —
Und ziehst du in die Welt hinaus,
Lass dir dein Heim im Herzen sein! —

Bischweiler (Elsass). **Georg Süss.**

Alte Wünsche.

An M. T.

Wenn wilder die Gedanken branden,
Als sturmbewegte Wogen sind,
Wenn sie aus zwanggeschnürten Banden
Ins Land des Traums gezogen sind:

Dann taucht ein Bild in lichtem Schimmer
Aus dem Gedankenmeere auf,
In Farben glühend, wie sie nimmer
So bunt im Regenbogen sind.

Auf Hoffnungsflügeln leicht durchmess' ich
Der Wünsche endlos reichen Lauf
Ach, alter Wünsche .... dann vergess' ich,
Wie oft sie schon betrogen sind.

Und traumverloren fang' ich Lieder,
Die rings umflattern mich zu Hauf,
Bis sie im leichten Versgefieder
Dann stets zu Dir geflogen sind.

Charlottenburg. **Ernst Kliemke.**

Zwei Sonette

von **Maurice von Stern-Zürich.**

I.

Die Silbersichel will im West erblassen.

Die Silbersichel will im West erblassen,
Im matten Frühlicht ruht die braune Haide.
Es atmet auf ein Wehen in der Weide
Und streift den Strauch, den blütenvollen, nassen.

Die dritte Nacht! Er will das Blüh'n nicht lassen
Und lacht und träumt im zartbestäubten Kleide.
Es raschelt leis und knistert wie von Seide
Und goldner Pollen stäubt zum Licht in Massen

Die süsse Stunde will ich nun erfassen!
Das matte Mondlicht soll mich sanft gemahnen:
Der Frühling wandert auf den alten Strassen.

Durch meine Seele zieht ein leises Ahnen;
Sie liebt den ersten Frühling ohne Massen
Und schwebt dahin auf goldbestäubten Bahnen.

II.

Das braune Holz wird bald in Knospen stehen.

Das braune Holz wird bald in Knospen stehen,
Schon überläuft ein zartes Grün die Zweige.
Ich kenn' das Spiel und halte still und schweige —
Wann werd' den Laubwald ich in Blättern sehen?

Wann wird der Maiwind durch die Äste gehen?
Ich frag' nicht länger, beuge mich und neige
Das Haupt geduldig, wie ich niedersteige,
Wo in dem Frühhauch Anemonen wehen.

Wie lichte, kleine, zauberhafte Seeen,
So lacht in Gruppen mir auf meinen Wegen
Das Blumenvolk in Fernen und in Nähen.

Ich lobe mir den ersten, zarten Segen,
Der aus dem Füllhorn mir allein zum Lehen,
Und wandre froh dem Blumenheer entgegen.



Litterarische Rundschau.

Paul Grotowsky, der Herausgeber der Anthologie „Der grosse Kaiser im deutschen Lied" (Leipzig, C. G. Naumann), lässt demnächst in demselben Verlage eine Anthologie „Der eherne Kanzler im deutschen Lied" erscheinen und bittet um gefällige Einsendung von Beiträgen bis **1. Februar 1894** an seine Adresse Leipzig, Dorotheenplatz 1. Von demselben Autor, dessen „Mutterlieder" (Baumert & Ronge-Grossenhain) auch in diesen Blättern anerkennend (siehe 1. Jahrg. Nr. 12) besprochen wurden, erscheint in Kürze ein neuer Gedichtband unter dem Titel „Polenblut."

Im Verlage der „Deutschen Verlagsanstalt" erschien ein neuer Weihnachtsroman von Georg Ebers, betitelt „Kleopatra."

In dem Rudolfsheimer Volkstheater in Wien (siehe Nr. 2, S. 26) ward ein Schauspiel „Im falschen Geleis" von einem anonymen Verfasser gegeben. Die Erwartungen, die man an die „Wiener Freie Bühne" geknüpft hatte, erwiesen sich in Bezug auf Darstellung als weit übertroffen; das gewählte Stück ward nur kühl aufgenommen.

Im Residenztheater zu München fand Richard Voss' „Daniel Daniella" bei der Erstaufführung eine sehr geteilte Aufnahme; zum Schluss erfolge eine starke Ablehnung.

Die Titelrolle des vieraktigen Dramas „Dolores" von Hans von Basedow hat die durch ihre zahlreichen Gastspiele bekannte Frau Agnes Freund, die namentlich als Magda in Sudermann's „Heimat" reichen Beifall fand, auf ihr Gastspielrepertoir gesetzt und wird sie noch im Laufe der Saison spielen.

Aus Paris berichtet man vom 11. November: Die Aufführung von Ibsen's „Volksfeind" die der Theaterverein „L'Oeuvre" veranstaltete, erzielte gestern einen grossen Erfolg. Der bekannte Dichter Laurant Tailhade, welcher den einleitenden Vortrag über Ibsen hielt, übersetzte den „Volksfeind" in das Praktische, indem er die Russenfeste als Massenverrücktheit geisselte. Er wurde ausgepfiffen und konnte seinen Vertrag nur unter einem ähnlichen Tumult beenden, wie „Doktor Stockmann" den seinen im „Volksfeind."

Die Genehmigung zur öffentlichen Aufführung des von Gerhard Hauptmann verfassten Schauspiel „Die Weber", die von der Direktion des Deutschen Theaters nachgesucht war, hatte der Polizeipräsident durch Verfügung vom 3. März 1892 aus ordnungspolizeilichen Gründen versagt. Als er diese Verfügung, nachdem Streichungen in dem Schauspiel vorgenommen waren, aufrecht erhielt, erhob der Verfasser Klage. Der Bezirksausschus wies sie ab. Er trat dem Verklagten dahin

bei, dass die öffentliche Aufführung des Stückes in Berlin und zu einer Zeit, in der die sozialrevolutionäre Bewegung noch in stetem Wachsen begriffen, mit dem Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nicht vereinbar sei. Auf die Berufung des Klägers setzte, wie die „Post" berichtet, der dritte Senat des Oberverwaltungsgerichts unter Aufhebung der Vorentscheidung die angefochtene Verfügung ausser Kraft, indem er das Vorhandensein der thatsächlichen Voraussetzungen für diese vermisste: „Entscheidend für die Beurteilung seien lediglich die Verhältnisse des Deutschen Theaters, eine Aufführung des Stückes in diesem Theater lasse aber eine Gefahr für die öffentliche Ordnung nicht besorgen."

Gerhard Hauptmann hat sich im Einvernehmen mit Direktor L'Arronge entschlossen, von einer Aufführung der nunmehr freigegebenen „Weber" abzusehen und das Werk erst unter der neuen Direktion des Deutschen Theaters aufführen zu lassen.

Dr. Max Dessoir, der jüngste Sohn des verstorbenen berühmten Charakterdarstellers Ludwig Dessoir, hat an der Berliner Universität ein Kolleg errichtet, um über „Dramatische Kunst" zu lesen. Den Inhalt der ersten Vorlesung bildete das Progamm des Kollegs, das die Kunst des Dramas vom indischem Altertum (Vasantasena) bis auf die neueste Zeit (Ibsen und Hauptmann) behandeln soll und zwar in psychologisch-analysierender Weise.

Der Stadtrat zu Hainichen beabsichtigt, alle Andenken an Gellert (1715 daselbst geboren) zu sammeln.

Dichter der Gegenwart*).

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

IV. Detlev von Liliencron.

Nachdem ich auf S. 35 einem werten Mitarbeiter das Wort zu einer Würdigung des „Meisters deutscher Lyrik" gegeben habe, will ich hier noch kurz hinzufügen, was ich über des Dichters Lebenslauf weiss.

Detlev von Liliencron wurde am 3. Juni 1844 in Kiel geboren, wo sein Vater zur damaliger Dänenzeit Zollverwalter war. Seine Mutter war eine geborene von Harten. Sie stammte aus Philadelphia, und ihr Vater war einer der letzten intimen Freunde Washingtons. Detlev von Liliencron trat früh in preussischen Militärdienst, war von 1864—65 bei der letzten Erhebung in Polen und ward sowohl im österreichischen, wie im französischen Kriege verwundet. Sein Heimatland sah er nur vorübergehend; als er von einem längeren Aufenthalte in Amerika zurückkehrte, liess er sich zunächst in Hamburg nieder, durch Klavierunterricht und Schriftstellerei sich zu ernähren suchend. Dann ward er Hardesvogt in Pellworm und später Kirchspielvogt in Kellinghusen; 1887 nahm er seinen Abschied, um ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Er hatte die dreissiger Jahre bereits überschritten, als er sein erstes Gedicht schrieb: erst 1884 erschien seine erste Gedichtsammlung „Adjutantenritte"; ihr folgten die Dramen „Knut der Herr" (1885), Die Rantzow und die Pogwisch (1886), — Der Trifels und Palermo (1886, — in diesem Jahre in München aufgeführt), der Roman „Breide Hummelsbüttel" (1886), die Novellen „Eine Sommerschlacht" und das Genrebild „Arbeit adelt" (1887), die Novellen „Unter flatternden Fahnen" (1888), „Gedichte" (1889), die Novelle „Der Mäcen" (1890), das Gedicht „Der Heidegänger (1891), die Novellen „Krieg im Frieden" (1891) und jüngst die „Neuen Gedichte" (siehe auch S. 44) — *in summa* eine stattliche Bibliothek, die jeder Litteraturfreund durch jede Buchhandlung beziehen kann. Im übrigen möchte ich alles, was ich auf dem Herzen habe, mit meines verehrten Mitarbeiters, Heinrich von Reders Versen sagen:

„Ich grüsse Dich, Detlev von Liliencron,
Den Adjutanten Reiter,
Ich grüsse Dich in der Sommerschlacht
Als einen tapfern Streiter.

Ich grüsse Dich, wo es immer gilt,
Mit Mannesmut zu fechten
Und will Dir um des Helden Schwert
Des Dichters Lorbeer flechten."

V. Conrad Ferdinand Meyer.

Mit lebhaftem Beklagen haben gewiss alle Freunde Conrad Ferdinand Meyers von seiner Erkrankung, die Schlimmes befürchten liess, seiner Zeit gehört. Um so freudiger wird die Nachricht berühren, dass der Dichter jetzt bereits so weit wieder hergestellt ist, dass er in Kilchberg-Zürich im Kreise seiner Familie weilen kann. Einige wenige, ihm nahestehende Freunde haben ihn schon aufgesucht und berichten sehr günstig über seinen Gemütszustand.

*) Mir ist's, als müsste ich gerade zur bevorstehenden Weihnachtszeit den verehrten Lesern noch einige „Dichter der Gegenwart" vorführen, um ihnen zu zeigen, dass unsere zeitgenössische Litteratur doch gar reich an echten Dichtercharakteren ist, dass wir gar nicht nötig haben, gerade zu Geschenkzwecken uns immer unseren Bedarf aus der Vergangenheit zu holen. Wer übrigens geglaubt hat, dass ich unter der Rubrik „Dichter der Gegenwart" nach einem bestimmten Plane, streng nach einer „künftigen" litterarhistorischen Bedeutung abgewogen, diese kurzen biographischen Skizzen bringe, der mag mir's nicht verübeln, wenn ich ihn eines starken Irrtums zeihe. Die „N. l. Bl." wollen weder „einschulen", noch abwägen, inwieweit ein Dichter bereits der Litteraturgeschichte angehört, sie wollen nur immer wieder auf die Thatsache hinweisen, dass wir in der Gegenwart Dichter besitzen, auf die wir stolz sein können. Mögen die geehrten Leser dieselben mit mir so begrüssen, als ob wir auf unserm Lebenswege bald hier, bald da einem lieben Menschen begegnen, der zu unserer eigenen Erhebung das Beste beigetragen hat, das er besitzt. Alles andere sei den gestrengen Litteraturrichtern späterer Zeit anheimgegeben.

Da eine eingehende Würdigung seiner dichterischen Thätigkeit noch vorbehalten bleibt, möge jetzt nur eine kurze Lebensskizze folgen, da leider Conrad Ferdinand Meyer selbst in den gebildeten Kreisen noch lange nicht die Würdigung findet, die er verdient. Er wurde am 12. Oktober 1825 in Zürich geboren. Da sein Vater, der Regierungsrat Ferd. Meyer, früh starb, stand er als Knabe fast nur unter der Leitung seiner hochbegabten Mutter. Nach dem Besuch des Züricher Gymnasiums studierte er die Rechte daselbst, widmete sich aber gleichzeitig auch mit besonderer Neigung historischen und philologischen Studien, die leider oft durch Krankheit unterbrochen wurden. Er hielt sich längere Zeit in Lausanne, Genf und Paris auf, durchreiste zweimal Italien, wo er in Rom, Florenz und Ajaccio längeren Winteraufenthalt nahm. Dann liess er sich in Graubünden nieder, von hier aus Ausflüge nach Deutschland machend. In Seehof-Meilen bei Zürich veröffentlichte er seine ersten Schriften, erwarb 1877 seine heutige Besitzung in Kilchberg-Zürich und erhielt 1880 das Ehrendiplom eines Dr. phil. der Universität Zürich. 1871 erschien bei Haessel in Leipzig (auch die anderen Werke im gleichen Verlage) ein kleiner Band „Romanzen und Balladen", später in den „Gedichten" vereinigt, 1872 das Epos „Huttens letzte Tage" und die Idylle „Engelberg." Diesen Werken in gebundener Rede folgten die Novellen „Gustav Adolf Page, Das Amulett, Der Schuss von der Kanzel, Plautus im Nonnenkloster, Die Hochzeit des Mönch, Die Richterin, Der Heilige" u. s. w. und der Roman „Jürg Jenatsch" (16. Auflage 1890); 1890 erschien seine letzte Novelle „Angela Borgia." Möge der Dichter sich bald neuer Schaffenslust erfreuen.

VI. Maurice Reinhold von Stern.

Conrad Ferdinand Meyer ist bereits wiederholt kritisch gewürdigt worden (vergl. u. a. den Aufsatz von S. Sänger in Nr. 12 der „Gesellschaft" (8. Jahrg. 1892), aber kaum mit grösserem Verständnis und mit liebevollerer Versenkung, als es Maurice von Stern in seinem ersten Artikel über den grossen Dichter (Litt. Bullet. der Schweiz, 1. Jahrg. Nr. 11) versuchte, und man darf gespannt auf die verheissene Fortsetzung dieser Arbeit sein. Es gewährt immer einen eigenen Reiz, den Spuren eines grossen Dichters unter Führung eines anderen bedeutenden Poeten nachzugehen. (Vergleiche auch Stern's Gedicht „N. l. Bl.", 1. Jahrg. S. 36.)

Maurice Reinhold von Stern ist auch den Lesern der „N. l. Bl." kein Unbekannter. Er wurde am 3. April 1859 zu Reval in Esthland als der Sohn des baltischen Dichters Karl Walfried von Stern geboren. Er verlebte seine Jugendzeit auf dem elterlichen Gute Friedrichsheim in Livland, kam 1872 nach Dorpat, war Ende der siebziger Jahre Bahnbeamter und Journalist in Reval und wandte sich nach kurzem Aufenthalte in Deutschland nach Amerika. 1885 übersiedelte der Dichter nach England, Frankreich und nach der Schweiz. Hier besuchte er in Zürich die Universität und wirkte dann 2 ½ Jahre an der Redaktion des „Züricher Volksblattes." Gegenwärtig lebt Maurice von Stern ganz seiner Kunst. Seit Juli vorigen Jahres giebt er die Monatsschrift „Stern's litterarisches Bulletin der Schweiz" (s. S. 48 d. Nr.) heraus. Über seine politischen, philosophischen, religiösen und ästhetischen Ansichten gewährt sein soeben erschienenes neuestes Werk „Stimmen der Stille" interessante Einblicke. Maurice von Stern veröffentlichte eine Reihe sozialpolitischer und freireligiöser Prosaschriften und die Gedichtssammlungen: Proletarierlieder (1885), Stimmen im Sturm (1888), Excelsior. Neue Lieder (1889), Höhenrauch (1890), Sonnenstaub (1890), Ausgewählte Gedichte (1891), Nebensonnen (1892), Mattgold (1893). In diesem Jahre erschien auch die epische Dichtung „Die Insel Ahasvers." —

VII. Walter Schulte vom Brühl.

Das Land der „roten Erde" hat schon manchen trefflichen Lyriker hervorgebracht. Fast allen westfälischen Dichtern und Dichterinnen (Annette von Droste-Hülshof) ist eine gewisse Ursprünglichkeit, Natürlichkeit und vor allem ein inniges Verständnis der Natur eigen. Als ein echter Liedersänger ist auch Schulte vom Brühl bekannt geworden. Er wurde am 16. Januar 1858 zu Gräfrath im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren und entstammte einer westfälischen Grossbauernfamilie. Sein Hauslehrer, der auf seine poetische Einwirkung von grossem Einflusse gewesen ist, war der spätere Chefredakteur der „Rhein- und Ruhrzeitung" Dr. L. Becker. Nachdem Schulte vom Brühl sich in Zürich mit kunsthistorischen und litterarischen Studien beschäftigt hatte, ging er nach Weimar, um sich hier dem theoretischen und praktischen Studium der Malerei zu widmen. Von seinem Zeichnertalente geben die Illustrationen in seinen „Liedersymphonien" und in seinem Werke „Deutsche Burgen und Schlösser" treffliche Proben. Auch zahlreiche bekannte Jugendschriften, die er verfasst hat, illustrierte er selbst. Von 1883 bis 1884 lebte er in Bad Sulza, ging darauf nach München und im Sommer 1870 nach Zürich, wohin seine Eltern bereits früher übergesiedelt waren. 1886 ward er als Nachfolger Emil Peschkaus Redakteur der Frankfurter „Didaskalia" und seit 1889 führt er die Leitung des „Wiesbadener Tageblattes". Ausser einer Reihe von Jugendschriften, Erzählungen und Novellen veröffentlichte er die Gedichtssammlungen „Liedersymphonien" 1890 und „Sei deutsch", Zeitgedichte 1891. — Eine eingehende Würdigung des Dichters durch Arnold Zschuppe finden unsere Leser in Heft 10 des 1. Jahrganges der „Penaten". —

Litterarische Zeitungsschau.

Benno Rüttenauer, Von der Entartung der Kunst. „Blätter für litterarische Unterhaltung“ v. 14. Sept. 1893.
(Enthält eine wertvolle Kritik von Max Nordau's jüngstem Buche „Entartung“.)

Heinrich Hart, Litteratur und Schulreform. Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen. 5. Jahrg., Nr. 3.
Eine treffliche Abhandlung, die dafür eintritt, der Litteratur und vor allem der modernen, einen grösseren Umfang im Lehrplane der Schulen zu geben, damit der Schüler „verstehen lerne, dass der Kunstgenuss an und für sich ein Lebenswert, eine seelische Erneuerung und Stahlquelle ist, dass der Dichter nicht dichtet, um Moral zu predigen, sondern um zu beleben, zu erheben, zu erfreuen“.)

Peter Gast, Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Frankfurter Zeitung v. 15. Okt.
(Enthält eine Darstellung des Verhältnisses Nietzsche's zu Richard Wagner nach dem Vorworte der von Peter Gast herausgegebenen Nietzsche-Ausgabe.)

Ludwig Geiger, Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. „Neue freie Presse“ (Wien). Nr. 10497. 1893.
(Eine litterarhistorische Würdigung, unter Zugrundelegung des bei Grunow in Leipzig erschienenen Briefwechsels der Genannten.)

H. Holstein, Lessing und Kästner. Beild. zur „Magdeburger Zeitung“ v. 15. Nov. 1893.

Zur Technik des künstlerischen Schaffens. Der Zuschauer. 1. Jahrg. Nr. 9.

Otto Ernst. Aus Banko's Reich. Das Magazin für Litteratur. 62. Jahrg., Nr. 46.

Moritz Goldschmidt, Geistiges Leben in Frankfurt. Ebenda. Nr. 44.
(Enthalten wie der bereits in Nr. 1 der „N. l. Bl.“ erwähnte Aufsatz von Wolfgang Kirchbach Plaudereien über das geistige Leben in grösseren Städten, hier in Hamburg und Frankfurt.)

(Fortsetzung folgt.)

Eingesandte Neuerscheinungen.

P. K. Rosegger. Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. Wien-Pest-Leipzig 1893. A. Hartleben's Verlag. Preis Mk. 4. eleg. geb. Mk. 5,20.

Arthur von Wallpach, Im Sonnensturm. Gedichte. München 1893, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Konto. Preis Mk. 3. geb. Mk. 4.

Otto Julius Bierbaum, Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894. Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Preis Mk. 6, geb. Mk. 7.

Meo Breo, Der Salon-Nihilist. Lustspiel in vier Aufzügen. Köln 1893. Verlag von C. Roemcke & Co. Preis Mk. 1,50.

Maurice Reinhold von Stern, Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben. Zürich 1894, Verlag von „Stern's litter. Bulletin der Schweiz“. Preis Mk. 4. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.60.

Edmund Stubenrauch, Herzoglieder. Coburg 1893, Verlag von Hugo Bonhack. Preis Mk. 1.

Paul Grotowsky, Der grosse Kaiser im deutschen Lied. Leipzig 1893, Verlag von C. G. Naumann.

Wolfgang Arth. Jordan, Dichtungen. Zweite Auflage. Weimar 1894, Verlag von A. Zuckschwerdt. Preis geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Anton Ohorn, Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. Chemnitz 1893, B. Richter's Verlag. Preis Mk. 4. geb. Mk. 5.

M. Temmel, Kinder des Dorfs. Roman (2 Bde.). Chemnitz, B. Richter's Verlag. Preis Mk. 5, geb. Mk. 6.

Wilhelm Ruland, Pro Patria. Nationale Dichtung. Stuttgart 1893. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. Preis Mk. 1,50.

Prof. Dr. Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur (278 Seiten). Stuttgart 1893, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Bd. 31 aus „Sammlung Göschen“. Preis 80 Pfg. in eleg. Leinwandband.

Dr. Ferdinand Kemsies, Sozialistische und ethische Erziehung im Jahre 2000. Berlin 1893, Verlag des Bibliographischen Büreaus.

Franz Wiechmann, Volkstümliche Geschichten. Vier Erzählungen. Konstanz, Verlag von W. Meck's Buchhandlung.

Heinrich Goltermann, Aus der Bremer Heimat. Plattdeutsche Volkserzählungen in Poesie und Prosa. Bremen 1893, Selbstverlag des Verfassers, Prangenstr. 85. Preis geb. Mk. 2.

Anton E. Schönbach, Über Lesen und Bildung. Vierte, stark erweiterte Auflage. Graz 1893, Verlag von Leuschner & Lubensky.

Dr. Oskar Lehmann, Die deutschen moralischen Wochenschriften des neunzehnten Jahrhunderts als pädagogische Reformschriften. Leipzig 1893, Verlag von Richard Richter. Preis Mk. 1.35.

Paul Fischer, Hallucinationen. Mit einem Prolog von Felix Dörmann. Leipzig 1894. Litterarische Anstalt August Schulze.

Frida Schwab, Fata Morgana. Dichtungen. Herausgegeben von Wilhelm Arent. München 1894. Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poesl.

Aus dem Verlage des Verlags-Magazins (J. Schabelitz), Zürich, gingen uns folgende Neuerscheinungen zu:

Berthold Weiss, Caesar Borgia, Schauspiel in vier Aufzügen. Preis 80 Pfg.

Berthold Weiss, Atheisten. Schauspiel in drei Aufzügen. Preis 60 Pfg.

Hermann Friedrichs, Streiflichter. Mit dem Bildnis des Dichters. Preis Mk. 2.

Hermann Friedrichs, Liebeskämpfe. Novellen. zweite Auflage. Preis Mk. 3,20.

Georg Keben. Stille Märtyrer. Moderne Erzähl. Preis Mk. 3.

Offenes Sendschreiben an den Fürsten von Bismarck, von einem Polen. Preis Mk. 1.20.

Von E. Pierson's Verlag, Dresden-Leipzig, gingen uns folgende Neuerscheinungen (1894) zu:

Dr. Emil Reich, Ibsen's Dramen. Preis Mk. 3.
Anny Wothe, Auf Ruinen. Roman. Preis Mk. 4.
Marie Bernhard, Verkauft und verloren. Roman. Preis Mk. 4.
Leon Vandersee, Für Dich. Liederbuch. Preis Mk. 1,50.
Paul Cassirer, Fritz Reiner, der Maler. Studie in vier Akten. Preis Mk. 1,50.
Siddy, Sommerfäden. Preis Mk. 1,50.
Gertrud Triepel, Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte. Preis Mk. 2,50.
Rudolph Sperling, Der Kampf um Byzanz. Ein Drama in 5 Aufzügen. Preis Mk. 1,50.
Peter Philipp, Welt und Leben. Preis Mk. 1,50.
Bodo Wildberg, Tötliche Triebe. Preis Mk. 1.
Eberhard Kraus, Auslese. Schauspiel in vier Aufzügen. Preis Mk. 2.
H. Steinitzer, Märchen des neunzehnten Jahrhunderts. Preis Mk. 2.
Richard Fischer, Antoniusfeuer. Familiendrama in drei Aufzügen. Preis Mk. 1,50.
Carl Wilhelm Heer, Gedichte. Preis Mk. 2,40.

Beurteilungen.

Detlev von Liliencron. Neue Gedichte. Leipzig. W. Friedrich. 1892. 248 S.

„Unser Detl'" schenkt uns da wieder eine Sammlung seiner herrlichen Rythmen und Reime. Ein Gedicht immer schöner, kraftbewusster als das andere. Da finden wir alles wieder, was wir an ihm lieben und bewundern gelernt: Hier hebt sich uns mit fast beängstigendem Schwunge das Herz, wenn wir einer der genialen, überirdisch-seltsamen Phantasieen folgen, die alle in ein weihestimmungsvolles Dunkelblau getaucht zu sein scheinen, wie „Die heilige Flamme" (S. 90), „Der schwermütige König" (S. 65) mit seiner Hamletstimmung, und das biblische al fresco „Pietà" (166). Dort wieder zwingt uns der drastische Humor zu einem unmöglich zu unterdrückenden, unanständig lautem Lachen; dieser süsse, liebenswürdige Reiz der Stimmung hier und diese heisse selbstherrliche Sinnlichkeit dort; hier köstliche Satire, da erschütternde, schlichte Tragik — wer das nicht alles nachfühlt, der kann keinen echten Dichter mehr verstehen. Und was Liliencron selbst sich unter einem solchen denkt, wissen wir schon längst; in Ernst und Scherz spricht er es auch in diesem Buche wieder aus, mit Prometheustrotz z. B. im „Zwiegespräche" (S. 19):

„Ich bin ein Dichter. Lass die Menschen reden.
Was gehen mich die Menschen an, ihr Thun,
Ihr Hasten, Heucheln, ihre Wut, zu herrschen . . .
Und keinem bin ich Gegenrede schuldig
Als mir allein, ich bin mein eig'ner Herr.
Frei bin ich, frei! Ich bin ein Grandseigneur,
Der jeden seiner Wünsche stillen kann:"

Und das lebt, lebt, lebt in diesem Buche! Kaum haben wir uns erholt vom Lachen über den holzschnittgroben und doch geistreichen Humor der „Zueignung an Gustav Falke", ergötzt uns schon wieder die sprudelnde Laune in „Waldfahrt:" Dann überliefern wir uns mit leisem Gruseln dem Zauber der Totentanzphantastik mit Kirchhofshumor in Gedichten wie „Der Kranz" (S. 31) und „Der souveräne Herr" (S. 36), dessen Schlussphantasie einfach grossartig ist. Interessant ist es, dies letztgenannte mit Heine's „Ich kam von meiner Herrin Haus" (Junge Leiden, S. 8), an das die Situation einigermassen erinnert, zu vergleichen. — Ach, und mit welch süssem Schauer überfliesst uns der Stimmungsreiz solcher Rythmen, wie sie eben nur Detlev schreibt: „Ich und die Rose warten" (S. 47), „Schöne Junitage" (S. 112), „Stammelverse" (S. 76), deren Schluss ich immer und immer wieder durchlese:

„Am dünn-dämmerigen Himmel
Verbleicht nüchtern
Der Morgenmond . . . .
Einsam, durch die lauschende Stille,
Singt eine Drossel
Im Nachbargarten.
Duff, grausilbern hängen im Zwielicht
Die Blätter der Bäume und Gesträuche.
Nur ein rundes Geranienbeet
Leuchtet grellrot zu mir empor.
Und alles wartet demütig,
Wie mit niedergeschlagenen Augen,
Auf den Tag:"

Wie durchsichtig seine Diktion! Hier und da, welche souveräne, scheinbare Nichtachtung der Grammatik. Und welche Anregungen und Ausblicke von der Momentstimmung weg geben nicht die Parenthesen; welcher musikalische Reiz in der Wiederholung gewisser Rythmen und Verse. Mit Schauern und Grausen lesen wir „Die Pest" (S. 58). Und kaum hat uns das tiefsinnige „Der eine Tag im Jahre" (S. 78) ernst gestimmt, da bammelt schon wieder „Kasperle" an der Gummischnur, oder wir gehen mit Vergnügen mit zum Professor, natürlich nur wegen der schwierigen „Stelle im Thukydides" (S. 83), nicht des bewussten Kusses halber. Und Glut, Lebensfülle, Trunkenheit in allen Liebesliedern. Von der Zartheit im „Intermezzo" (S. 23) bis zur wilden Sinnlichkeit in „Aus einem Raubzuge (S. 168) — wie das glitzert und flammt! — nur „Dichter" können und — dürfen das niederschreiben. Bei anderen ist es Blech. So ist Liliencron ein Dichter der Lebenslust, einer, der das Leben kennt, geniesst und besingt.

„Leben ist ein einziges
Treppauf, Treppab, Treppauf, Treppab,
Bis wir 'mal auf einem Absatz
Tot zusammenbrechen.
Und immer seh'n wir
Die obersten Stufen,
Wie bei der Jakobsleiter,
In den Wolken verschwinden:" (S. 175).

Aber nein, nicht des Lebens allein — immer wieder taucht er mit grässlicher, höhnischer Majestät im Hintergrunde auf. „Der grosse Lord, der Tod" auf dem geheimnisvollen Schiffe.

„Die Arme sind untereinander geschlagen.
So seh' ich den Gewaltigen ragen.
Ein holländisch Kalkpfeifchen steckt ihm schräge
Im vortrefflichen Zahngehege:" (S. 46.)

Das umfangreiche Gedicht „In Poggfred" am Schlusse ist von biographischem Interesse und ergötzt durch den bunten Wechsel, die Versbehandlung im Byron'schen Stil, die Art, wie ernste und humoristische Ideen auseinander hervorwachsen, die feine Satire, die Plastik der Schilderung.

Soll man diese Gedichte „epische Lyrik" oder „lyrische Epik" nennen? Ach was! man soll gar nichts nennen und schematisieren — geniessen und würdigen soll man sie. „Pidder Lüng" (S. 12) ist mir widerwärtig; manches Andere wird vielen zu „modern" sein — „Was dazu die Rezensenten und die übrigen Menschen sagen werden, ist ja unbeschreiblich gleichgiltig", sagt Liliencron (S. 235). Was ist nun eigentlich Detlev? Romantiker? — jedenfalls kein Mondscheinpoet. — Realist, Naturalist etc.? — jedenfalls keiner von denen, die sich halb betrunken unter die Dachtraufe legen und dann das Ekelgefühl „lyrisch-nervös plastifizieren" können, das ihnen ein Regenwurm feuchtkalt im Gesicht verursachte —. Weiss der Himmel. Ich weiss nur: Ein Dichter.

Dresden. **Felix Zimmermann.**

Gedichte von Clara Forstenheim. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Das 89 Seiten umfassende zierliche Bändchen bringt Mädchenlieder, Poetische Augenblicksbilder und Gleichnisse. Die letzteren sind jedenfalls die gelungensten, was Reife des Inhalts und der poetischen Form betrifft. Die ersteren dürften allem Anscheine nach im zartesten Jungfrauenalter gedichtet sein. Dies will wohl auch der schüchterne Titel andeuten. Trotz aller Unbeholfenheit, welche die ersten Schritte ins Zauberland der Poesie mit sich bringen müssen, auch hier wahre, vielleicht allzuwahre Empfindungslaute, welche über die unverkennbare Anfängerschaft hinwegtäuschen. So kommt es, dass manches, trotzdem es versifizierte Prosa, nicht gar zu schroff berührt. Ferner auch hier schon ein buntes Wechselspiel der Töne. Da giebt es bald schalkhaftes Kichern, bald bittere Thränen, bald lächelt resignierte Wehmut, bald raschelt es in den Blättern, wie ungestillte Sehnsucht, bald lugt Enttäuschung mit ihren müden Augen träumerisch hervor. Das Ganze aber noch ziemlich farblos, ohne sonderliche Glut, mehr hysterisch-menschlich, als dichterisch-gefühlt und gesehen. Zudem ein kleines Quantum jener Gestaltungskraft, die den echten Dichter macht. Im Grunde genommen: die bekannte Empfindungswelt, in dem bekannten zarten Seelchen eines zarten Fräuleins gespiegelt. Ihm ist so frostig und traurig, diesem kleinen Seelchen; ich fürchte, es wird mir den Vorwurf der Hartherzigkeit machen. Und richtig, da finde ich etwas:

Ja, fröhlicher Dichter, spotte nur
Über alle, die weinen und flennen,
Ja, spotte nur, sage, dass jene all'
Die wahre Liebe nicht kennen!

Aber so war es nicht gemeint. Gegen das Weinen und Flennen an sich habe ich, aufrichtig gestanden, gar nichts. Es kommt eben auf das Weinen und Flennen an.

Einen viel günstigeren Eindruck machen die Poetischen Augenblicksbilder. Auch diese, und das spricht sofort für die Dichterin, durchaus echt und wahr und treu und tüchtig, wenn auch nicht immer ebenso treu und tüchtig zum Ausdrucke gebracht. Das kleinste, scheinbar geringfügigste Erlebnis, das alltäglichste, scheinbar trivialste Begegnis wird durch einzelne versöhnende Nuancen poetisch geniessbar gemacht, und das spricht noch mehr für die Dichterin. Ein klein wenig satirischen Humor bringt das Gedicht „Nervus rerum:" Ich erwähne noch „Die alte Bank", die hübsche Idylle „Vielliebchen", in der auch die Form recht brav und artig ist, und „Auferstanden:"

Und nun der schönste und edelste Teil: die Gleichnisse. Auch hier leider oft steife Schablone, die an das praktische alte Schema „Wie — — so" erinnert; was allenfalls im epischen Gedicht geduldet werden kann, als spezielles selbständiges Aperçu aber den Anspruch auf Poesie im eigentlichen Sinne des Wortes verliert. Daher dann auch oft das Trockene, Nüchterne, Dürre; daher auch das Längstgedachte, Längstgesagte; daher die zahlreichen Gemeinplätze; daher schliesslich das Erzwungene, Unvermittelte. Und trotzdem nenne ich diesen Teil litterarisch-wertvoll, ja — in gewisser Hinsicht — litterarisch-bedeutend. Ich sehe in diesen Gleichnissen, wenn ich mich so ausdrücken darf, das erste Stadium der Gedankenlyrik, die man auch reflexive Poesie getauft hat. Dieses „erste Stadium" übertrifft mir aber, wenn ich meinem Empfinden folgen darf, alle die anderen, die da rein reflexiv und reiner reflexiv und am reinsten reflexiv sind, gar gewaltige Lebensweisheiten und Tiefsinnigkeiten bergen sollen, und die berühmtesten „litterarhistorischen" Namen zu Verfassern haben. Speziell in puncto Gedankenlyrik wird bei uns daheim, im deutschen Dichterwalde, haarsträubend gesündigt. Dessenungeachtet oder besser: eben deshalb gewöhnte sich der lahme deutsche Michel allmählich daran, öde Sand- und Kieselsteinflächen als saftige Prärieen zu nehmen und gedankliche Poesieen zu schätzen, die weder gedanklich, noch Poesieen waren, trotzdem aber eine Riesenverbreitung fanden, weil der geschätzte Name des Herrn Reflektors bereits eine Riesenverbreitung hatte. Leider fehlt es mir hier an Raum, auf dieses Thema näher ein-

zugehen. Vielleicht komme ich aber bei Gelegenheit darauf zurück.

Dieses „erste Stadium“, welches wohl weiss, dass nicht der Gedanke die Poesie, sondern die Poesie der Gedanke ist, also gleichzeitig auch der Seele, der Empfindung, der Farbe und der Plastik, ihre Rechte wahrt, glaube ich u. a. auch in den „Gleichnissen“ Clara Forstenheim's gefunden zu haben. Nicht selten stellt sich hier der frische, echte Herzenston, nicht selten auch originelle Ursprünglichkeit und Beweglichkeit ein, — und das bringt die Ansätze echt-poetischer Gedankenrythmik mit sich, die sogar Stimmung zeugen können. Auch das lästige Breittreten, in das der Stümper nur zu leicht verfällt, weiss die Verfasserin schicklich zu vermeiden. So bringen oft vier Zeilen ein ganzes Lebensbild.

Zu den besten dieses dritten Teiles gehören: „Flügellos“; „Herbstblüte“; „Unauffindbar“; „Gartenteich und Waldesbächlein“; „Das letzte Wort im Buche“; „Nur die Träume“, dessen letzte Strophe ich hierher setzen will:

. . Das Unglück trifft den ganzen Feigling nicht,
Der sorglich sich vor seinen Strahlen hütet;
Das Unglück trifft den Selbstbewussten nicht,
Der frei dem Schicksal seine Stirne bietet;
Das Unglück hat zu seinem Strahlenziel
Nur jene stillen Träumer sich erkoren,
Die in der Lebensheide einsam steh'n,
Allein und traurig in sich selbst verloren!

Schliesslich auch das feinpointierte, reizende „Was suchst Du?“, — ein Gegenstück zu Heine's Fichtenbaum, der von seiner fernen Palme träumt:

. . . Ein blaues Vergissmeinnicht blühte
Einsam auf grauem Gestein,
In Sonnenglut vertrocknend,
Haltlos, verlassen, allein.

Was suchst Du, kleine Blume,
Am Felsen, der Dir nichts giebt,
Am himmelhohen Felsen,
Der die Königspalme liebt? . . .

Wenn mir Fräulein oder Frau Forstenheim zum Schlusse noch eine höfliche Bemerkung gestattet, dann möchte ich mir erlauben, ihr unter vier Augen zwei schmerzlose Ratschläge zu geben:

Dehnen Sie, gnädiges Fräulein, nie die Verbalformen der 2. und 3. Person. „Warum hast Du verträumet?“ . . „Brennessel grünet“ . . „Der an sie glaubet“ . . „sie ringet“ . . „er schliesset“ . . „er verhallet“ — — so können auch Dilettäntchen sprechen!

Meiden Sie ferner das scheussliche „**Kosen**“, das nur deshalb eine so immense Verbreitung in der deutschen Minnepoesie gefunden, weil es sich äusserst bequem mit den grässlichen **Rosen** zusammenkoppeln lässt. Ich habe es bei Ihnen auf **einer** Seite **dreimal** begrüssen müssen.

Sonst hätte ich nichts mehr zu bemerken, mein Fräulein.

Wenn ich aber irrtümlicherweise gnädiges Fräulein statt gnädige Frau geschrieben haben sollte, bitte ich von vorhinein um Vergebung und verspreche gleichzeitig, den event. Irrtum, wenn es gilt, richtig zu stellen. Vielleicht komme ich in die erfreuliche Lage, über ein 2. Bändchen Forstenheim'scher Gedichte, dem jedenfalls mit Interesse entgegenzusehen wäre, berichten zu können. Das wäre dann die beste Gelegenheit, reumütige Busse zu thun.

Wien. **Anton Lindner.**

Albert Möser, Aus der Mansarde. Neue Gedichte. 5. Sammlung. Bremen 1893, Verlag von M. Heinsius Nachf. 297 Seiten. Preis geh. Mk. 3.

Wenn Albert Möser der deutschen Lesewelt eine neue Gabe bietet, so darf man im voraus auf etwas Durchgereiftes, echt Künstlerisches gefasst sein. All die seinen früheren Gedichtssammlungen zuzusprechenden Vorzüge, ein warmes pulsierendes dichteres Empfinden in die vollendetste dichterische Form gekleidet, das Erfassen eines Schönheitsideales, wie es kaum einer der lebenden Poeten besitzt, vermischt mit grosser realistischer Gestaltungskraft, finden sich auch in der neuen Sammlung. Ich müste fasst den ganzen Inhalt ausschreiben, wollte ich das im einzelnen nachweisen; es mag einer ausführlicheren kritischen Darlegung von Möser's Eigenart vorbehalten bleiben. Nirgends findet man eine Selbstüberschätzung, wie leider heute bei so vielen Dichtern; spricht doch die ringende echte Künstlerseele aus der Strophe in der Ode „Ideal“:

Die Kunst ist schwer; ob sinnend der Geist sich müht,
Ob drangvoll sich ins eigene Werk versenkt,
Wie selten, ach, in guter Stunde
Glückt es zu schaffen ein ganzes Vollkommenes.

Die neue Sammlung ist so reichhaltig an den mannigfaltigsten Dichtungen, dass es kaum einen Leser geben dürfte, der nicht für sich einige Lieblinge darin fände, mag es nun unter den Gedichten rein lyrischen Inhaltes, oder unter den unvergleichlich schönen Terzinen, unter den „Sonetten aus dem Walde“, unter den Oden oder den Balladen, Mären, Legenden, Idyllen und poetischen Erzählungen sein. Ja, jeder Leser wird des Dichters Wunsch beim Nachempfinden dieser jüngsten Gaben nachfühlen und verstehen:

„Lasst Schönheit um mich sein! und weil im Leben
Sie allzu rasch und flüchtig muss vergehen,
So sei der Kunst mein ganzes Herz ergeben!

Br. **Erich Bardewiek.**

„Königin Rose“, ein Liebeslied von Viktor Hardung. St. Gallen. F. Hasselbrink.

Der Verfasser dieses Werkchens ist dem Kenner der zeitgenösischen Litteratur kein Unbekannter. Durch die Mitarbeit an bedeutenden belletristischen Fachblättern und die Herausgabe verschiedener Buchwerke hat er sich längst einen geachteten Namen erworben. Das Liebes-

lied „Königin Rose", eine längere episch-lyrische Dichtung in Oktaven, reiht sich des Autors früheren Veröffentlichungen in würdigster Weise an. In fünf Gesängen entrollt sich vor dem geistigen Auge des Lesers ein überaus liebliches, fast idyllisches Bild, worin das uralte und doch ewig neue Thema von Liebesleid und Liebeslust in eigenartiger Weise behandelt wird. Die den goldflüssigen Stanzenstrophen zu Grunde gelegte Handlung wirkt durch ihre schlichte Einfachheit doppelt ergreifend. Eine besondere Meisterschaft entwickelt Hardung in der Stimmungsmalerei; die Schilderung des Sonnenuntergangs auf S. 35 z. B. ist unbestreitbar von poetischem Perlenwert. Die Sprache des Dichters ist an prächtigen bildlichen Ausschmückungen überreich. Einzelne kleine rythmische Härten und Flüchtigkeitsfehler lassen sich in einer hoffentlich recht bald notwendig werdenden zweiten Auflage gewiss mit Leichtigkeit beseitigen. Die eingelegten acht Lieder dürfen den besten Erzeugnissen ihrer Art zugerechnet werden und eignen sich vorzüglich zur musikalischen Bearbeitung. Alles in allem: „Königin Rose" ist eine Künstlerleistung, welche die allgemeinste Beachtung verdient und ganze Dutzend der bekannten litterarischen Alltagserscheinungen aufwiegt. Eine geradezu raffiniert vornehme Ausstattung — auch des Dichters wohlgelungenes Bildnis und Faksimile sind beigegeben — stempelt das Buch zu einem Geschenkobjekt ersten Ranges.

Strassburg i. E. **Christian Schmitt.**

Gustav Adolf Erdmann, Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied. Wittenberg 1893, R. Herrose's Verlag (H. Herrose). Preis eleg. geb. Mk. 3,50

Endlich einmal wieder ein episches Gedicht voll Kraft und Mark! Wie schon der Titel anzeigt, behandelt es den Freiheitskampf der Schweizer gegen Österreich. In zwanzig Gesängen voll Feuer und echter Poesie führt der Dichter die um ihre Freiheit ringenden Schweizer vor, verflicht gewandt darin eine ergreifende Liebestragödie zwischen der Luzerner Wirtstochter Schön Rösi und dem Falkner Vitus, der an seinem Vaterlande zum Verräter wird und im Drange falschen Ehrgeizes die liebliche Rösi schnöde verlässt. Der fünfte Gesang, der mit einem wunderlieblichen Naturbilde, die wilde Reuss in ihrem Laufe mit einem zur keuschen Jungfrau heranwachsenden Mädchen vergleichend, anhebt, gehört zu den lieblichsten Teilen des prächtigen Gedichtes und die darin eingestreuten Lieder sind im vortrefflichsten Volkstone gehalten. Den Höhepunkt erreicht das Gedicht in seinem mächtigen siebzehnten Gesange, der die Schlacht bei Sempach schildert. Plastisch treten die kämpfenden Parteien vor den Leser, er hört die Kartaunen donnern und sieht die Schwerter blitzen, er sieht es Wahrheit werden, was der Dichter in seinem Einleitungsgesange „Sendung" sprach:

In brausenden Akkorden möge schwellen
Der Töne Strom und schweben sternenwärts
Und dort sich mischen mit den Donnerwellen
Und rütteln an der trägen Menschheit Herz:

Dass sie zerschmettere der Knechtschaft Schande,
Die sich erdrückend auf die Geister legt,
Dass auch in meinem grossen Vaterlande,
Des freien Mannes freier Geist sich regt! —

Mit dem machtvollen Gesange „Der Freiheit eine Gasse" klingt das Gedicht aus, das eines bleibenden Eindrucks auf jeden Leser und jede Leserin sicher ist. Das dem Prinzen Ludwig von Bayern gewidmete und vom Verleger ebenso geschmackvoll, als vornehm ausgestattete Werk verdient die weiteste Verbreitung und wird mit Recht eines der besten Bücher zu Geschenkzwecken auf dem diesjährigen Weihnachtsmarkte bilden

Br. **F. H.**

Vergils Aeneide. Buch I—V. In freien Stanzen übersetzt von Emil Irmscher. Leipzig, H. Fock.

Wer eine Verdeutschung der Aeneis in Stanzen unternimmt, muss sich gleich dem, der eins der Schillerschen Dramenfragmente fortsetzt, darauf gefasst machen, mit strengerem Masse gemessen zu werden. Vielleicht um diesem Vergleiche mit dem Schiller'schen Versuch zu entgehen, hat Irmscher auch Gesang IV noch einmal verdeutscht. Das Ganze macht den Eindruck einer höchst fleissigen und mit liebevoller Hingabe ausgeführten Arbeit, so dass wir zu einer Fortsetzung den Verfasser nur ermuntern können. Soweit wir nach Stichproben urteilen können, hat I. sorgfältig und treu übersetzt, manche Partieen sind auch elegant und schwungvoll, andere Stellen etwas gezwungen und holprig. Rezensent muss bekennen, dass er im allgemeinen trotz Oberon und Aeneis-Fragment kein Verehrer der freien Stanze ist, zumal wenn von den Freiheiten ein allzu ausgiebiger Gebrauch gemacht wird und die Reimfolge ohne Unterlass wechselt. Vielleicht sieht Herr Irmscher vor Weiterführung seines Werkes sich einmal die meisterhafte Verdeutschung des Ovidischen Phaëton von Constantin Bulle an, die die strenge Form der Stanze mit philologischer Akribie vereinigt — wegen der in diesem Gesang zahlreich vorkommenden Fremdwörter doppelt schwierig — und gleich den Verdeutschungen Ulrichs von Wilamovitz den Beweis liefert, dass auch in Übersetzungen aus der Antike sich Schönheit und Genauigkeit streng miteinander vereinigen lassen.

Berlin. **Heinrich Stümcke.**

Hugo Ganske. Andreas Hofer. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, Verlag der „Splitter."

In der Zeit der Umwälzung wie der gegenwärtigen, wo neue Anschauungen und Probleme das gesamte Denken und Fühlen der Menschheit ausfüllen, ist es schon an und für sich eine gewagte Sache, mit einem historischen Drama an die Öffentlichkeit zu treten. Und gar wenn ein Dichter — sit venia verbo! — wie Hugo Ganske diese abschüssige Bahn betritt, dann ist seine Sache von vornherein eine verlorene. In

das grosse Geheimnis des Dramatisierens, nämlich die Kunst, Charaktere zu schaffen, ist der Verfasser nicht eingedrungen. Und damit ist das Todesurteil gesprochen. Andreas Hofer und seinen wackeren Kampfesgenossen wäre es wohl nie im Traum eingefallen, dass sie dereinst gravitätisch auf fünf Fuss hohen Jambenstelzen einherschreiten würden. Es ist geradezu ein zeitpsychologisches Rätsel, wie heutzutage, wo sich auf allen Gebieten der Kunst ein Streben nach Natürlichkeit geltend macht, so ein schwulstiges, geschraubtes Schauspiel verbrochen werden konnte. Ich habe dem Herrn Verfasser ehrlich meine Meinung gesagt; lasse er sich nicht beirren, wenn er vom Berliner Fremdenblatt ein Vollblutdramatiker geschimpft werden sollte, wie es Max Böttcher geschah. Wenn Herr Ganske noch sehr jung ist, dann kann er vielleicht später noch etwas leisten; zunächst muss er aber eine gewisse Reife erlangen und das Gespenst unseres seligen Schiller, welches in seinem Epigonenhirne spukt, zu bannen wissen.

Wien. Josef Schmid-Braunfels.

Novellen und Skizzen von Christoph Walden. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Verl. 1893.

Aus den meisten dieser frisch und anmutig, flott und packend geschriebenen Novellen und Skizzen atmet reine, herzerquickende Lebensfreude. Als ich das Buch aufschlug, gab es eben abscheuliches Regenwetter, und doch war mir bald, als ob die helle Sonne ins Zimmer schiene, und je weiter ich las, um so freundlicher wurde ihr Lächeln und Leuchten. Das Buch ist also jedermann auf das beste anzuempfehlen, insbesondere aber den Misslaunigen und Grillenhaften. Und wären sie selbst so menschenfeindlich und brummig aufgelegt wie der vom Verfasser so trefflich geschilderte böse Onkel Nörgler, sie werden über dem Buche oft vergnügt und herzlich lachen, vielleicht sogar hie und da recht gerührt sein, gewiss aber werden sie manche Stelle gern zum zweiten Male aufschlagen.

Horn (Niederösterreich). Hanns Weber.

M. Doberenz. Um des Kindes willen. Roman. Zweite Aufl. Dresden 1893. Verlag der Dresdener Frauen-Zeitung. Preis geh. Mk. 2, hocheleg. geb. Mk. 4.

Um seines Kindes willen geht Albrecht von Warneck eine zweite Ehe ein, nachdem ihm der Tod sein geliebtes Weib genommen und ihn mit seinem dreijährigen Knaben allein gelassen hat. Er vermag seiner ihn innig liebenden Gattin wohl seine Zuneigung, aber nicht seine Liebe zu schenken, bis die Allgewalt ihrer Liebe auch ihn bezwingt. Diese einfache Handlung hat M. Doberenz mit einem Zauber von Poesie, mit feinster psychologischer Vertiefung geschildert, dass kein Leser den Roman unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die Hauptcharaktere sind sorgfältig und wahr gezeichnet, und die Handlung ist trotz ihrer Einfachheit bis zur letzten Seite spannend und nimmt das regste Interesse des Lesers bis zum Schlusse in Anspruch.

Br. Erich Bardewick.

Stern's Litterarisches Bulletin der Schweiz. Monatsschrift. Herausgeber und Redakteur: Maurice Reinhold von Stern in Zürich. Preis jährl. Fr. 5 — Mk. 4, halbj. Fr. 2.50 und viertelj. Fr. 1.25.

Maurice von Stern ist ohne Zweifel nicht nur für das litterarische Leben der Schweiz, sondern auch für das geistige Wirken deutscher Schriftsteller überhaupt einem offenbaren Bedürfnisse entgegen gekommen, als er das „Litt. Bull. d. Schw." begründete; denn einmal ist es ihm nun vergönnt, dem Schweizer Schrifttum fördernd zur Seite zu treten, und zum andern gewährt er den Deutschen diesseits der Schweizer Grenze einen vortrefflichen Überblick über das litterarische Leben im Alpenlande. Der vor mir liegende erste Jahrgang und die drei ersten Nummern des zweiten legen Zeugnis davon ab, wie ernst es dem bekannten Dichter mit seinen Bestrebungen ist. Jeder Nummer ist ein geistreicher Leitartikel, in dem meistens ein Werk der philosophischen Litteratur kritisch gewürdigt wird, vorangestellt. Ihm folgen Besprechungen neuerschienener prosaischer, dramatischer und lyrischer Werke. Eine besondere Pflege geniesst dabei die leider gegenwärtig so selten gewordene produktive Kritik, aus der nicht nur der Leser reiche Anregung gewinnt, sondern auch der besprochene Autor manche Förderung in seinem Schaffen gewinnt. Ich hebe nur als vorzügliche Beispiele die Besprechungen des Herausgebers über Lieder und Sprüche von Hedw. Kym und Dr. Meta von Salis-Marschlins in Nr. 6 und Alfred Beetschen, Schweizerluft in Nr. 9 des ersten Jahrgangs hervor. Durch eine Reihe tüchtiger Kräfte wird der Herausgeber in seinem Amte als Kritiker unterstützt. Den Schluss einer jeden Nummer bilden litterarische Notizen verschiedener Art und eine ausgezeichnete, aufs sorgfältigste redigierte Bibliographie, in der besonders die Reichhaltigkeit des Schweizer Verlages jeden Litteraturfreund überraschen wird. Wenn schon den Werken des deutschen Verlages in der deutschen Presse die denkbar grösste Gleichgültigkeit entgegengebracht wird, so gilt dieser Vorwurf besonders unsern deutschen Tagesblättern dem Schweizer Verlage gegenüber. Wer die gesamte deutsche Litteratur in ihren Neuerscheinungen mit Interesse verfolgen will, — und welcher Gebildete wünschte das nicht? — wird in Stern's Litter. Bulletin der Schweiz eine vorzügliche Ergänzung jeder deutschen litterarischen Zeitschrift finden, die aus naheliegenden Gründen der schweizerisch-deutschen Litteratur nicht die gewünschte Aufmerksamkeit widmen kann, die zu einer Vervollständigung des Überblickes über das litterarische Schaffen der Gegenwart gehört.

Br. F. H.

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. Januar 1894. Nr. 4.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt" durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Zum neuen Jahre.

Motto:

Der Freiheit Priester, der Vasall der Schönen,
So wird der Dichter in die Welt gesandt.
Ein Troubadour, zieht er von Land zu Land,
Das Herrlichste in seinem Lied zu krönen.
Georg Herwegh.

Die Poesie ist der Schmetterling auf der Blume der Welt.
Menzel.

Heilig sind die Worte hoher Musen,
Doch die Welt umher ist kalt und öde.
Fouqué.

Mit Wehmutslächeln seh' ich dich entschwinden,
Dich Jahr, so überreich an goldner Poesie!
Manch edles Lied die Sänger liessest finden,
Manch herrlich Himmelswort der Dichter lieh:
Was unwert deinem Horn sich mocht' entwinden,
Der Freund des Schönen achtet seiner nie.
Du riefest uns nach wonnigen Gestaden,
In Schönheit unser sehnend Herz zu baden.

Und doch, — wer folgte deinem trauten Locken? —
Die Menschenherzen starr, der Sehnsucht bar,
Ich sah sie kalt am Unmutsherde hocken
Auch im vergang'nen schönheitsreichen Jahr: —
Das Thor geöffnet ..... doch sie starren, stocken —
Das Inn're wen'gen nur erschlossen war.
Magst du der Zukunft Morgenrot auch weisen,
Die Menschenherzen wollen fast vereisen.

Flieh' Groll in mir! Uns ziemt es nicht zu klagen,
Die hoffnungsfreudig in die Zukunft seh'n:
Lasst uns nicht streiten über nicht'ge Fragen,
Lasst selbst uns gern „in Dichters Lande geh'n:"
Lasst uns durchs Reich die hellen Fackeln tragen
Und lehrt die Menschen Dichterwort versteh'n
In **jeder** Brust die **Sehnsucht** helft entzünden,
Vom Segenborn der Poesie zu künden.

Und Ihr, die Ihr die Saiten lasst ertönen,
Um zu verklären diese ernste Zeit;
Führt uns aufs neue in die Welt des Schönen,
Dem auch im neuen Jahre unser Herz geweiht;
Bringt Frieden, helft die Ringenden versöhnen,
Der Töne Macht besiege jeden Streit.
Das neue Jahr, auch Euch verleih' es wieder
Zum Heil des Volks den Quickborn goldner Lieder.

Seid Priester ihr, die ihr der Dichter Singen
Im Herzen zitternd wiederhallen spürt;
Im neuen Jahr ein neues heil'ges Ringen,
Dass Jener Sang an **alle** Herzen rührt;
In Wort und That ein allgewalt'ges Zwingen,
Das **Alle** auf der Menschheit Höhen führt.
Dann wird das Jahr den Segen nicht verwehren.
Das deutsche Heim in Poesie verklären!

Br. F. H.





Die Kunstreiterin.

Psychodrama von **Hans von Basedow (Weimar).**

Hei done — en avant — hin über die Piste
In die Manège hinein. Brav, brav, mein Rösslein.
Das war ein Sprung, wie ihn Klarisse liebt!
Die Menschen all' — wie sie auf mich starren.
Jaja — ich weiss es — ich bin schön —
Und meiner Schönheit gilt's — nicht meiner Kunst.
— Ah — die Musik — sie weckt die Lebensgeister —
Macht Mut und Kraft und Lust zum kühnen Wagen —
Zum tollen Sprunge. Ah, was hör' ich —
Jaja — er ist's — der rasende Galopp
Und heute g'rade, g'rade heute
Wo just ein Jahr dahin — ein ganzes Jahr!
Nicht daran denken, nur daran nicht denken,
Nur für die Kunst jetzt Aug' und Sinn.
Für Deine Kunst, die Dich so oft getröstet
Wenn du vergingst in Schmerz.
„'s ist keine Kunst" — so sagen wohl die Menschen,
„Das bisschen Reiterei, ein flottes Pferd,
Ein schönes Weib — was weiter?!" —
Ich aber weiss es besser, Kunst ist's, Kunst
Sie tröstet mich — und doch — trotz alles Jauchzens,
Das sich von meinen Lippen ringt —
Nie konnt' ich ihn vergessen — den Geliebten!
Nie, nie! Wie wohl vergäss' man Liebe?
Just so ein Tag wie heute war's, und der
Galopp, der mir das Herz brach — — — Hei done
En avant, mein Rösslein, fliege durch die Bahn
Und nimm das Hinderniss.
Haha — der Clown hielt mir den Reifen brav
Und wie er grinst und klatscht
Wie damals g'rad — vor einem Jahr.
Vor einem Jahr! Wie kurz die Frist
Für einen Glücklichen und ach, wie lang'
Sie doch dem Elend währt!
Ja, ich bin elend, ja Ihr Leute dort —
Ihr wisst es nicht, ihr sehet nur mein Lächeln
Und ahnt es nicht, dass unter einem Lächeln
Ein todeswundes Herz sich bergen kann.
Ein todeswun . . . en avant, hei done —
Das war ein Sprung, mein braves Ross!
Ein Sprung bis zu der andern Seite!
— — Allmächt'ger Gott!! Was seh' ich — dort —
Dort — dort — dicht an der Piste — er
Der mich betrogen!!
Wank' nicht, mein Fuss, auf dem Panneau.
Wenn du jetzt wankst und mich zu Boden wirfst,
Zerstört du ja den Leuten das Vergnügen,
Dem Prinzipale das Geschäft.
O Künstlerelend — Künstlerelend!
Dem Himmel Dank — der schnelle Sprung
Entfernte mich von ihm. Zum ersten Male
Seit einem Jahre sah ich ihn —
Der wahre Liebe nahm und falsche Liebe log,
Der mich betrog mit süssem Schmeichelwort.
Vor einem Jahre sass er so — wie jetzt
Bei dem Galopp — mit einer Anderen —
Mit einer Anderen, die mir sein Herz geraubt.
Ich seh sie lächeln noch so süss ihm zu
Und seh ihn plaudern! Ach, du böses Pferd
Du bringst mich wiederum in seine Nähe —
Ah — wie er lächelt — das Glas zum Auge hebt
Und auf mich starrt!
In seiner Brust, da schlägt kein Herz!
„Nur 'ne Artistin:" Ja — da spielt man
Und spielt und spielt, bis man ein Herz gebrochen.
Ah — der Reifen! — En avant — hei done —
Hindurch — hindurch — wie das Papier erknistert.
— Nun steh' ich wieder fest auf dem Panneau.
Und wieder grinst der Clown.
Willst du mich höhnen? Willst du weh' mir thun?
Bist doch so gut sonst, Kamerad!
Siehst du denn nicht, wie ich so elend bin,
Fühlst du denn nicht, wie mich dein Lachen schmerzt,
Nein, nein — du ahnst nicht — und keiner, keiner
Soll wissen, was ich tief im Herzen berge.
Da — wieder er — und noch das Glas
Am Auge — kalt, gefühllos mustert er
Die „Gauklerin", die ihn so innig liebt.
O — nimm das Glas vom Aug' und blick' mich an,
Wie Du es sonst gethan, so warm und tief.
Und doch — 's war Lüge. Lüge — nein
Viel besser ist's — ich seh' den Blick nicht wieder,
Der mir von neuem zeigt, was ich verloren —
Mir wieder zeigt, was mich so elend macht.
Der Bandsprung jetzt! In seiner Nähe
Muss ich ihn thun — an ihm vorüber muss ich
So nah, dass seinen Hauch ich spüren könnte.
Er weiss es, nimmt das Glas vom Auge —
Jetzt trifft sein Blick mich — dieser Blick!! — —
— Die Rose — die weise Rose — Grabesblume! —
Wirft er mir zu — o teure Blume.
Ah — vorbei — zur Erde gefallen! —
Ich muss sie haben, haben — en avant
Hei done, mein Ross, noch einmal durch die Bahn
Hin zu der Rose, — kommt sie doch von ihm,
Der mich so elend macht und den ich dennoch liebe! —
Ah dort — dort liegt sie — nun ein schneller Griff —
Ein tiefes Beugen im Vorüberreiten — jetzt —
Jetzt ist sie mein — — — Ah! — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Jetzt ist sie mein die Grabesrose —

Die weisse Rose, die er mir geworfen —
— Wie schmerzt die Brust — und da — das
rote Blut.
Färbt's nicht die weisse Rose? Fliesse, fliesse
Mein Blut, ström' aus mein Leben, das
So elend ist durch ihn!! — Du guter Clown
Du neben mir — und eine Thräne
Rollt über die geschminkte Wange?!
O weine nicht, der Tod ist süss, so süss
Ah Seligkeit! Dort — dort neben mir
Auf deinen Knieen — du — du —
Blick' mir ins Aug', ins Auge blicke mir
Ah das — das ist so himmlisch schön. —
Du du — bei mir — Geliebter — du bei mir
Mit dem alten — dem süssen — dem trauten
Blick —
Ach nun — nun will ich leben —
Ja leben — le . . . . ben — — — — le — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Deutsche Poesie im Auslande.

I.

Es bereitet dem Freunde deutscher Litteratur eine ganz besondere Genugthuung und Freude, wenn er von Zeit zu Zeit auch aus der Ferne deutsche Laute zu sich herüberklingen hört, die ihm verraten, dass die liebe deutsche Muttersprache nicht nur im Auslande gesprochen, sondern auch als Mittel zu poetischer Gestaltung der verschiedenartigsten Vorgänge benutzt wird, und er gewinnt die Gewissheit, dass auch in der Ferne die Poesie der unzertrennliche Gefährte der Deutschen geblieben ist. In Ländern, wo sich die deutsche Sprache frei und ungehindert entfalten konnte, wo keine lähmenden und beschränkenden Fesseln ihren Gebrauch hindern, finden wir daher auch eine stetig fortschreitende Entwickelung deutscher Dichtkunst in Reim und Prosa, wie in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Etwas anders und ungleich ungünstiger liegt die Sache in solchen Gebieten, wo man dem Deutschtum feindlich gegenüber steht und ihm gern den Gnadenstoss versetzen möchte, wie im Reiche der Slaven. Hier kann sich die deutsche Poesie nur im schweren Kampfe gegen das fremdlautige Element behaupten, besonders, wenn dem letzteren die Übermacht zur Seite steht. Dies wird bestätigt durch einige neuere litterarische Publikationen, die uns teils aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas, teils aus Böhmen und den russischen Ostseeprovinzen zugingen.

Ein getreues Bild von der Entwickelung der deutschen Poesie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bietet uns der erste Teil eines vor kurzem in Chicago bei Ackermann & Eyller erschienenen Werkes „Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Litteratur von Dr. G. A. Zimmermann", der ausschliesslich episch-lyrische Poesie enthält, und dem in kurzem ein weiterer Band folgen soll, der die dramatische und Prosa-Dichtung beleuchten wird. Der Verfasser, Dr. Zimmermann, von Geburt ein Schweizer, lebt seit vielen Jahren in Nordamerika, und seine Thätigkeit in diesem Zeitraum als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur in verschiedenen grösseren Städten — gegenwärtig ist er Superintendent des deutschen Sprachunterrichts in den öffentlichen Schulen zu Chicago — führte ihn fast von selbst zu einem eingehenden Studium der deutsch-amerikanischen Litteratur, und heute ist er unbestritten wohl der sicherste und grösste Kenner derselben. Ich speziell verdanke seiner Litteraturkunde fast alle biographischen und bibliographischen Angaben, welche mein „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts" (Leipzig, Reclam) über deutsch-amerikanische Dichter bringt, und ohne seine Hilfe wäre es mir bei der in Europa doch nur höchst unzulänglichen Kenntnis der transatlantischen deutschen Litteratur kaum möglich gewesen, auf die letztere gebührende Rücksicht zu nehmen. Bereits im Jahre 1876 veröffentlichte Dr. G. A. Zimmermann, damals Professor in Buffalo, ein „Handbuch der deutschen Litteratur Europas und Amerikas" in drei Teilen und bot damit zum erstenmale der Schule und dem Hause ein Lehr- und Lesebuch, in welchem auch deutsch-amerikanische Dichter nach Biographie und Proben aus ihren Dichtungen vertreten waren. Dann flossen aus seiner Feder „Beiträge zur deutsch-amerikanischen Poesie", die er 1884 in der Chicagoer Zeitung „Der Westen" veröffentlichte. Diese Beiträge verfolgten den Zweck, auf junge, aufstrebende, noch wenig gekannte und genannte deutsch-amerikanische Dichter hinzuweisen, während Männer, die sich bereits in der Litteratur einen geachteten Namen erworben hatten, und deren poetische Erzeugnisse schon in verschiedenen Sammlungen vorlagen, weniger Berücksichtigung erfuhren. In seinem neuesten, obengenannten Werke vereinigt nun Dr. Zimmermann die Ergebnisse seiner litterarischen Forschungen und bietet uns Beiträge zu einer „Geschichte der deutsch-amerikanischen Litteratur" von der ersten Ansiedelung eingewanderter Deutscher herab bis zur Gegenwart. Eine hochinteressante Übersicht dieser Litteraturgeschichte geht dem Buche als Einleitung voran. Der Verfasser gliedert dieselbe in drei Abschnitte. Der erste umfasst die sogenannte „religiöse Periode" von 1675—1825, und er bezeichnet dieselben mit diesem Namen, „weil es nicht politische Verhältnisse und Streitigkeiten waren, welche die ersten deutschen Einwanderer aus ihrer Heimat vertrieben, sondern allermeist jene, das geistige, religiöse und kirchliche Leben hemmenden, unfruchtbaren dogmatischen Kämpfe des 17. und 18. Jahrh., jene spitzfindigen, scholastischen Streitigkeiten, welche nach dem 30-jährigen Kriege in massloser, gehässiger Polemik sich offenbarten und dadurch ein äusserliches Gewohnheitschristentum hervorriefen." An der Spitze dieser Einwanderung standen meist Geistliche. In einer Zeit, wo selbst im Mutterlande Deutschland die poetischen Leistungen mehr als dürftig waren, konnte auch in den ausländischen Niederlassungen von einer be-

sonderen Pflege deutscher Dichtkunst nicht die Rede sein, und so führt denn der Verfasser auch nur drei Repräsentanten dieser Periode auf, die sich, wie kaum anders zu erwarten ist, vorwiegend mit der Dichtung geistlicher Lieder befassen. Dagegen bietet der Verfasser sehr interessante Mitteilungen über die ersten deutschen Druckereien in Amerika, und wir erfahren u. a., dass kein Geringerer wie Benjamin Franklin es war, der die ersten deutschen Werke in Amerika druckte. Günstiger gestaltet sich die Entwickelung der deutschen Dichtkunst schon in der zweiten, der „politischen Periode“ (1825—1850). Mit vollem Recht teilt der Verfasser diese wieder in zwei gesonderte Abschnitte, die „Vor-Achtundvierziger“ und die „Achtundvierziger.“ Die Deutschen der ersten Einwanderung waren überwiegend friedliche, tüchtige Arbeiter, Ackerbauer, Handwerker, und nur ein geringer Teil gehörte den gebildeten Kreisen an; die Achtundvierziger dagegen waren thatkräftige, politische Freiheit vertretende Gelehrte, Geschäftsleute, Journalisten, welche bestimmend in das politische Leben der einzelnen Staaten eingriffen. Daher ist es erklärlich, dass sich die ersteren mit Produkten Deutschlands begnügten, während die letzteren eine deutsch-amerikanische Originallitteratur schufen: jene verlegten sich auf Importation und Nachdruck deutscher Werke, diese traten selbst produktiv auf. Vor allen Dingen schufen diese Achtundvierziger auf dem Boden der neuen Welt eine deutsche Zeitungspresse, für die sie nur die bescheidensten Anfänge vorfanden, die sie aber zu ungeahntem Umfang und Einfluss emporführten, und im Zusammenhang mit dieser Presse nahm nun die deutsch-amerikanische Litteratur einen frischen Aufschwung. Unter den 53 Dichtern aus dieser zweiten Periode erwähnen wir als solche, die auch diesseit des Oceans bekannt geworden sind, Franz Lieber, Fr. Mönch, L. A. Wollenweber, Kaspar Butz, Karl Heinzen, Niklas Müller, Ed. Dorsch, Fr. Lexow, Konrad Krez. Die dritte Periode (1850—1892) bezeichnet Dr. Zimmermann als „Die Gegenwart“, wiewohl er einräumt, dass hier wohl mindestens zwei gesonderte Unterabteilungen angezeigt wären, deren erste die Zeit bis zur Beseitigung der Sklaverei umfassen dürfte. Den ganzen Zeitraum könnte man eigentlich „die sozial-politische Periode“ nennen; denn die Einwanderer während dieser Zeit sind nicht Leute, welche wegen religiöser Bedenken eine neue Heimat und ungehinderte Ausübung ihres Glaubens suchen, es sind auch nicht Leute, welche „Raum suchen für den Flügelschlag einer frei'en Seele“ und den unfreien politischen Zuständen ihres Vaterlandes entrinnen, sondern es sind vorwiegend Menschen, die sich nach Besserung ihrer sozialen Verhältnisse sehnen, die sich „vom Golde Californiens locken lassen“, dabei aber nur zu oft die Erfahrung machen, dass sich die sozialen Gegensätze in der neuen Welt häufig noch mehr verschärft haben, dass der Kampf um die Existenz hier ein viel härterer ist, als in der verlassenen Heimat. Diese ganze Bewegung unserer Zeit findet denn auch in der deutsch-amerikanischen Litteratur der letzten 25 Jahre ihren Ausdruck. Von den 111 Dichtern dieser letzten Periode seien als die auch bei uns am meisten bekannten erwähnt, Kara Giorg, Theod. Kirchhoff, E. A. Zündt, Udo Brachvogel, V. Precht, Jul. Bruck, Maurice Reinhold v. Stern, Wilibald Winkler, Karl Knortz, P. I. Immergrün, Max Hempel, Konrad Nies, Emil Schneider. — Nach der einleitenden Übersicht über die deutsch-amerikanische Litteratur bietet dann der Verfasser eine kurze Biographie der Dichter und bringt von fast allen einige Proben aus ihren lyrischen oder episch-lyrischen Dichtungen, wobei er auch die deutsch-amerikanische Dialektpoesie nicht unbeachtet lässt. Trägt auch nicht alles Ausgewählte den Stempel echter Poesie, so bietet das Ganze — und darauf kam es doch in erster Linie an — einen gelungenen Überblick über die Entwickelung der deutschen Poesie in Amerika, ja das meiste ist sogar sehr viel versprechend für die deutsch-amerikanische Litteratur und berechtigt zu der Hoffnung, dass sie mehr und mehr einen originalen Charakter gewinnen wird. Dem Verfasser aber gönnten wir wohl als Lohn für den auf seine Arbeit verwendeten Fleiss, das sein Buch, welches sich auch durch äussere Ausstattung und durch zehn kunstvolle Porträts aufs beste empfiehlt, auch diesseit des Oceans, im deutschen Mutterlande, heimisch und gern gelesen werde.

Nauen. **Franz Brümmer.**

Gerhart Hauptmann's Hannele.

Wer von den Verehrern Hauptmann's hatte wohl nicht den Kopf geschüttelt, als die ersten Nachrichten über seine neue Dichtung durch die Presse verbreitet wurden? Wenn auch in der gegenwärtigen dramatischen Dichtung der Schritt vom Realisten zum Symbolisten kein überraschender mehr ist, so wollte es doch den Freunden Hauptmann's nicht in den Sinn, dass auch er diesen Sprung gewagt haben sollte. Und doch, man mag mit der kritischen Loupe schauen, wie man will, Hauptmann ist sich und seinem Genie treu geblieben, er ist trotz der „Traumdichtung“ der „konsequenteste Realist“, wenn man durchaus den Dichter einer Richtung einreihen will. Aber an dieser Stelle handelt es sich nur um die Frage, wie hoch der künstlerische Wert der Dichtung anzuschlagen ist.

Zum zweiten Male habe ich soeben des Dichters Schöpfung in der künstlerisch ausgestatteten Buchausgabe, von Julius Exter in München mit einer Reihe echt realistischer Zeichnungen versehen, auf mich einwirken lassen, und ich bezweifle nicht, dass sie bei richtiger Regieführung, die allen Anforderungen des Dichters gerecht wird, eine ausserordentliche Wirkung in der Bühnenaufführung auf jeden ihr Lauschenden ausübt. Ist doch auch der Genuss beim Lesen schon ein hervorragender.

Gerhart Hauptmann führt uns in seiner Traumdichtung zwei einfache, ineinander ver-

schlungene Handlungen vor, die der Wirklichkeit und die des Traumes. In das kahle Zimmer des Armenhauses eines Dorfes, in eine Gruppe verkommener Bettler, wie nur Hauptmann's Feder sie entwerfen kann, tritt der Lehrer Gottwald, auf einem Arme das vierzehnjährige „Hannele", das von einem Waldarbeiter aus dem eisigen Wasser des Dorfteiches gezogen ward. „Hannele" hatte vor wenigen Wochen seine Mutter verloren und ward von dem rohen Stiefvater, dem Maurer Mattern, so misshandelt und zum Betteln ausgesandt, damit er nur im Wirtshause sitzen konnte, dass „Hannele" den Wunsch nicht mehr zu unterdrücken vermochte, auch zur Mutter in den Himmel zu gelangen. Das arme Mädchen glaubte in seiner Unschuld aus dem Wasser den Herrn Jesu selbst rufen zu hören. Als der herbeigeholte Arzt und die Diakonissin es pflegen wollen, weigert es sich, Nahrung zu sich zu nehmen und sagt „Ich will nicht gesund werden . . . . . Ich möchte so gern — in den Himmel kommen." Doch auch in den Fieberträumen wird „Hannele" von den Schrecknissen der letzten Tage verfolgt, sie sieht die rohe Gestalt ihres wütenden Vaters, springt vom Lager auf, um am Ofen ohnmächtig zusammenzubrechen. Als Schwester Martha das Mädchen dann wieder gebettet hat, nehmen seine Träume eine freundlichere Gestalt an, es sieht und spricht mit seiner Mutter, die ein „Himmelschlüsselchen" auf seine Brust legt, „als Gottes Pfand." Dann erscheinen drei lichte Engelsgestalten, die das „Hannele" beklagen und trösten.

„Es leuchtet von unsern Füssen
Der grüne Schein unserer Heimat;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt."

Damit schliesst der erste Teil. Das „Hannele" träumt weiter, selbst in den wenigen Augenblicken, wo es wach ist, verwechselt es in seiner Sehnsucht nach dem Himmel bald die am Bette sorgende Diakonissin mit der Mutter, es sieht einen schwarzen, schweigenden Engel mit einem geschlängelten Schwerte, dessen Griff mit schwarzem Flor umwickelt ist; die Mutter sagt ihm, es sei der Tod. „Hannele" will nicht zerrissen und zerlumpt im Sarge liegen; da erscheint als neues Traumesbild der bucklige Dorfschneider, der ein prächtiges Brautkleid von weisser Seide und gläserne Pantoffel bringt. Herrlich geschmückt sieht das „Hannele" sich sterben und träumt von seinem eigenen Begräbnis, sieht wie Engel sie in einen gläsernen Sarg legen, wie der geliebte Lehrer mit den Kindern singt, wie die Dorfleute sie in ihrem Sarge bewundern, wie der angetrunkene Vater von den Dorfleuten als Mörder bezeichnet wird und sich einem Fremden, der herzutritt, feierlich verschwört, das Mädchen habe ihn belogen, betrogen und bestohlen, sieht, wie dann das Himmelschlüsselchen entflammt und der Vater erstarrt auf das Wunder schaut und dann mit dem Rufe „Ich häng' mich u—uf" forteilt. „Hannele" träumt weiter. Der Fremde steht vor ihr und ruft innig: „Johanna Mattern stehe auf!" Nun fliehen die anwesenden Dorfleute, und vor ihr steht Jesus. An seiner Brust ruhend, gleitet sie über einen Blumenteppich. Und während die Engel herantreten, spricht der Fremde:

Mit feinen Linnen kommt, ihr Himmelskinder!
Lieblinge, Turteltauben kommt herzu,
Hüllt ein den schwachen ausgezehrten Leib,
Den Frost geschüttelt, Fieberglut gedörrt,
Sanft, dass sein krankes Fleisch der Druck nicht schmerze;
Und weich hinschwebend, ohne Flügelschlag,
Tragt sie, der Wiesen saft'ge Halme streifend,
Durch linden Mondenschimmer liebreich hin . . .
Durch Duft und Blumendampf des Paradieses,
Bis Tempelkühle wonnig sie umschliesst. —

„Hannele" folgt ihm in das Reich ihrer Sehnsucht. An dem ärmlichen Lager aber stehen der Arzt und die Schwester, und auf die Frage derselben „Tot?", nickt der Arzt trübe: „Tot!"

Das ist in Kürze der Inhalt der ergreifenden Dichtung „Hannele." Mit überwältigender Poesie hat Hauptmann in seiner Traumdichtung das Erdenleid verklärt. Selbst in den kleinsten Zügen offenbart sich sein grosser seelenergründender Blick; denn die Traumlieder spiegeln in ihren Einzelheiten das „Hannele" in ihrem ganzen Sinnen und Fühlen, in ihrem tiefreligiös-mystischen Glauben und in den kleinsten Charakteranlagen wieder. Trotz ihres Elends, trotz ihrer Lumpen hat das kindliche Gemüt ein klein wenig weibliche Eitelkeit in ihrem Leben besessen, wie könnte es sonst entzückt im Traume, als es sich so herrlich geschmückt sieht, ausrufen: „Die Leute werden staunen, wie ich schön geputzt im Sarge liege." Und so könnte fast ein jeder Ausspruch in den Träumen in Beziehung zum „Hannele" der Wirklichkeit gesetzt werden. Doch ich bezweifle nicht, dass noch mancher von dem höheren Kunstwert der Dichtung ergriffene Kritiker auf die Schönheiten derselben hinweisen wird. Für mich ist auch diese Traumdichtung ein Beweis, dass Hauptmann trotz scheinbarer Rückgänge einer einstigen Vollendung entgegenreift, die jedes deutsche Herz mit inniger Verehrung seinen Namen und seine Dichtungen achten lehren wird.

Br. **F. H.**

Gottes Mühle . . .

Der Garten liegt noch wie die Nacht ihn traf,
Am Bretterzaun verblüht der blaue Flieder,
Im ganzen Dorf bellt kaum ein Hund im Schlaf
Und selbst der Wächter schloss die schweren Lider.

So schlummert alles, was sein Plätzchen fand,
Nichts regt sich mehr — es wacht kein Mensch auf Erden,
Nur eine Mühle mahlt im stillen Land,
Die mahlt und mahlt, und kann nicht fertig werden.

Berlin. **Carl Busse.**

Frage.

Neigt sich die verfrühte Pflaume.
Gelbe Birne schwankt am Baume.
Hör' ich's heimlich in mir fragen:
Welche Frucht wirst du denn tragen?

Berlin. **Carl Busse.**

Der Blütenbaum im Herbst.

Was soll's, du seltsamer Baum im Hain,
Mit deinem Grünen und Blühen sein,
Indessen über Feld und Hag
Liegt trügerisch glänzender Herbstestag?

Schon fiel auf des Sommers Blütenpracht
Vernichtend der kalte Reif der Nacht;
Ringsum die Blätter färbt bunt und fahl
Der frostig zitternde Sonnenstrahl.

Verstummt ist Lerche und Nachtigall;
Es haben die Wandervöglein all
Zur Reise die Fittiche ausgespannt,
Und Sommerfäden zieh'n durch das Land.

Bald brauset der Nordsturm kalt und rauh
Zerstörend dahin über Feld und Au',
Mit Eis und Schnee kommt der Winter an: —
Du blühender Baum, was dann, was dann?

Berlin. **Hermann Jahnke.**

Apotheose der Phantasie.

Im schwarzen Dämmer der Nacht, —
Indes auf Sammetsohlen
Schleichend der Schlaf
Schlüpft von Lager zu Lager,
Leise legend die losen Lider
Über der Menschen müdes Auge,
Streuend in die faltigen Furchen
Der steilen sturmstillen Stirnen
Die goldenen Körner der Träume, —
In den langen schwarzen Stunden der Nacht
Lieg' ich auf meinem Pfühle,
Schlaflos fiebernd,
Im Rausche der Phantasie,
Rastlos gejagt
Von tausend Gedanken . . . .
Alles schläft und schweigt, —
Das bleiche flackernde Licht der Laterne
Zeichnet wie eine zitternde Hand
Mit weisser Kreide auf dunklen Grund
Das verschobene Fensterkreuz
Auf die Decke meines Gemaches . . . .
Nur die Uhr tickt und tackt
Unablässig im quälenden Gleichmass . . .
Nur ein Würmlein nagt in der Diele,
Das einzige Leben — . . . . . .
Durch meine Seele
Rasen rastlos wirre Gedanken: —
Sie kommen geflattert
Wie Fledermäuse,
Wie Riesenvampyre
Und saugen sich fest
An meiner stöhnenden Brust. . . . . .
Sie kommen geschlichen
Wie bleiche Schemen
Und stehen vor meinen Häuptern
Starr und stumm,
Blutlose Gespenster,
Blickend blöde
Aus stieren grauen Grabesaugen —
Sie flirren und flimmern
Wie tausend flackernde Flammen,
Wie fliegende Punkte
In leuchtenden sprühenden Farben,
Wie Feuerwürmer. —
Sie taumeln und tanzen umher
Wie kleine rote zappelnde Teufel,
Sie zucken und zerren,
Sie flüstern lüstern
Und rennen und raunen
Und grinsen und greinen
Wie alte hysterisch verwelkte Weiber
Mit Klapperfingern
Und schwülen Augen. —
Sie kollern und kugeln umher
Wie riesige Mühlensteine und Quadern
Und legen sich schwer
Auf meine stöhnende Brust . . . . .
In Schweiss gebadet,
Sink' ich endlich in dumpfen Schlaf . . . .
. . . .
Sieh, was ist das? — — —
Die Morgenröte flutet
Wie eine Kette von Rosen
In mein Gemach! —
Weisse Tauben flattern,
Leuchtend in die silberseidnen
Schneeigsamtnen Lüfte,
In den goldgelben Himmel, —
Kleine Amouretten,
Reitend auf Sonnenstrahlen,
Schlingen vor mir
Durch meine Fenster
Über die Dächer der Häuser
Weiter und weiter
Empor in die flockigen Wolken
Guirlanden von bunten
Tauig perlenden Blumen
Aus Wald und Flur,
Heften sie an den Himmel
Mit glitzernden Sternen; —
Engel im weissen Kinderkleide,
In Chorgewändern,
Goldne Lilien am langen Stengel,
Blaue Glockenblumen
Und grüne Palmen in ihren Händen,
Singend ein träumendes Morgenlied,
Steigen aus meiner Seele
Auf silberner Leiter
Langsam in den Purpur der Morgenröte. —
Sind das meine Gedanken? —
Zur Sonne schwebt
Aus meinem Haupte
Flügelschlagend
Ein leuchtender Aar
Weit über die Weiten,
Fern in die Fernen,
Der Adler des Zeus,
Mit den goldbraunen Siegeraugen,

Der Adler meiner Gedanken; —
Auf der verblassten Mondessichel
Steht im langen faltigen Gewande,
Zwei Engelköpfe zu ihren Füssen,
Die sixtinische Madonna
Mit dem Jesusknaben, —
Sinnend blickt sie hinab
Auf das träumende Golgatha der Welt,
Das Sodom der Welt.
Sinnend blickt sie hinein
In ihre kleine klingende
Betkapelle in meiner Brust,
Auf das Kreuz von Golgatha,
Das rote blutigflammende,
Thränentriefende Herz
In meiner Brust. —
Die Madonna der Liebe,
Zu der ich bete am Morgen
Um Vergebung der Sünden. —
Die hohe Himmelskönigin der Kunst,
Zu der ich bete um Frieden . . . .

Berlin. **Hans Benzmann.**

Phantasie.

Unter Büschen,
Unter duftenden Fliederbüschen
Schlief ich ein.
Im fernen Land
Unter Freude und Schönheit
Glaubt' ich zu sein.
Lachende Augen,
Schelmisch glänzende, frohe Augen
Lachten mir zu.
Rosenhecken,
Goldweisse Lilienlauben
Atmeten Ruh!
Goldglückliche Insel du
Im nüchternen Meere,
Blütenumwobene Phantasie!
Neckische Kolibris
Sangen aus Rosenkelchen
Prickelnde Freude,
Phantasie,
Göttliche Phantasie,
Dich nur erschuf ein Gott.

Santa Leopoldina (Brasilien). **A v. Sommerfeld.**

Seelenflug.

Ich fühl's, dass meine Seele lebt,
Und dass sie Fesseln bricht,
Mit kühnem Drang empor sie strebt,
Zu jauchzen laut im Licht.

Sie sucht nach einem sicheren Hort
Im kalten Erdenthal
Und will sich laben immerfort
Am Himmelssonnenstrahl. —

Und fährt ein Blitz auf sie herab,
Dass sie zur Erde sinkt,
So bleibt sie nicht im kühlen Grab,
Wo Ruh' und Frieden winkt.

Sie fliegt empor zu goldnen Höh'n
Und lauscht dem Sphärenschall,
Sie wiegt sich jung und frühlingsschön
Im Weltenliebesall.

Taldern. **Wilhelm Kunze.**

Ein baltisches Herz*).

So ist das Leben! — Einem reicht die Sonne
Den vollen Strahl des Glücks, der andere lebt
Der Schattenblume gleich im Dunkeln hin. —
Und kommt der Tag, der einen Becher Wonne
Zum müden Mund des Dürstenden erhebt, —
Wir merken's doch — es bringt uns nicht Gewinn,
Bald naht die Nacht, die kurzes Glück begräbt. —
Eins aber bleibt auch über Grab und Tod:
Ein treues Herz der Liebe, fester Sinn,
Der nach Vollendung ringt, nach Wahrheit strebt
Und dem auch nach dem Leid — ein Abendrot,
Ein Regenbogen über allen Thränen schwebt.
Das Leben, reicher als ein wirrer Traum —
Ist Kampf der Heiligung, durch Müh' und Not —
Ein Schreiten und ein Wallen hin zum Ziele,
Bis sich zuletzt aufthut der Himmelsraum
Und wir daheim, wie einst beim Kinderspiele.

Bethel (Saba). **Carl Hunnius.**

Stille Nacht.

Es schwimmt der Mond auf goldnem Wolkenbande
Still ob der Föhren dunklem Schattendach;
Die strecken lauschend sich vom bleichen Sande,
Als sännen leis sie seinem Grüssen nach:
Nur neben mir, der Pappel glattes Blatt
Erzittert schaurig; denn es träumt vom Winde,
Es sehnt sich nach der Ruhe jener Gründe,
Und zagend hebt es sich und senkt sich matt.

Ich wage nicht, den Fuss zum Schritt zu rühren:
Mein Traum ist Ruhe, und oft jäh erwacht,
Seh' ich den Sturm die blauen Flammen schüren
Hoch in den Wolken, und der Donner kracht;
Dann sehn' ich mich nach einem engen Raum,
Der schweigsam wie die dunkelernsten Föhren,
Und zitternd kann ich meinen Herzschlag hören,
Ein Blatt im Sturm, — nur ist der Sturm kein Traum.

Hamburg. **Johannes Gläser.**

Abgrund.

Du wähnst, mich lockt ein schön'res Glück,
Weil unsre Wege sich geschieden,
Seit ich Dich einsam liess zurück,
Erstarb mein Lenz, zerrann mein Frieden.

Doch wenn in gramumflorter Nacht
Die schwarzen Sorgen mich umkrallten,
Hat mich Dein Auge angelacht,
Als wären wir noch just die Alten.

*) Zu Theod. Herm. Pantenius Kätchen Hortensius u. andre kurländische Geschichten. Leipzig, Liebeskind 1893.

Doch wenn der süsse Traum zerrinnt,
Starrt kalt der jähe Abgrund wieder:
Du weisst, zum holden Sonnenkind
Taugt nicht der Mann der ernsten Lieder.

Hamburg. **Emil Möbis.**

Freudlos.

Mein Herz ist müde und zum Sterben matt,
Ein windzerzaustes, falbes Herbstlaubblatt,
An dem des Lenzes Glühn vorüberflog,
Als es zu Falterspiel und Rosen zog.

Was war der Mai, des Sommers Goldflutpracht
Mir, der gefesselt litt in öder Nacht? —
Der Sterne Funkeln und des Mondlichts Schein
Goss kärglich Trost nur in der Seele Pein!

Ich lebte wie ein Blatt am Baume lebt,
Das — welkend früh — im tiefsten Dunkel bebt
Und nie vom Sonnentau getrunken hat . . .
Mein Herz ist müde und zum Sterben matt!

Rauschenberg (Hessen Nassau). **Valentin Traudt.**

Selbstportrait.

Des Vaters feurig Polenblut
Fühl' ich in meinen Pulsen schlagen.
O Becherklang, o Traubenglut
In sonnenhellen Lenzestagen!
O Vaterland, mein Hochaltar,
Das Blut für dich im Kampfgetose,
Doch deinen Frau'n in's Lockenhaar
Die purpurrote Liebesrose!

Mein liebes, deutsches Mütterlein,
In Frieden schläfst du längst im Grabe,
Gebettet unter Moos und Stein, —
Was nenn' ich mein als Deine Gabe?
Ein heisses Herz für fremdes Leid,
Die Liebe zu dem Menschensohne,
Und eine Stirne, stolzbereit,
Zu tragen auch die Dulderkrone!

Am Kreuzweg drum, o Gnadenbild,
Träum' ich so gern zu deinem Fusse,
O Erde, drum, du Lustgefild,
Liebt dich ein Sünder ohne Busse.
Zwei Seelen in der tiefsten Brust,
Und jede wallt auf eignem Pfade:
Die eine frank zur Sinnenlust,
Die andre still zum Born der Gnade!

So stürmt und drängt im Tagesschwall
Daher, dahin mein junges Leben,
Dem Sonnenflug, dem Sündenfall
In einem Atem hingegeben.
Es jauchzt empor im Sehnsuchtsdrang,
Zum Staube reisst der Staub es wieder:
Versöhn' es du mit hellem Sang,
Du goldner Phönix meiner Lieder!

Leipzig. **Paul Grotowsky.**

Phantasiestück.

Hei! Wie stürmen uns're Pferdchen,
Dreigespann von Schimmelpferdchen,
Weiss, wie junge Apfelblüten, —
Sah'st du's, wie in fahlem Leuchten
Von den feinen Silberhufen,
Sah'st du's, wie die Funken sprühten?

Nicht so wild! Nimm an die Zügel!
Wie die grauen Nebelfetzen
Rechts und links vorüberjagen!
Sag', wie deine Puppenhändchen
So den Zügel führen lernten,
— Und, wie komm' ich in den Wagen?

Wie in deinen Muschelwagen?
Sag', was soll die tolle Traumjagd
Rasend aufwärts durch die Lüfte?
Kaum noch seh' ich uns're Erde
Ab und zu in mattem Glimmen
Durch die schwarzen Wolkenklüfte.

Lass' mich lauschen! Sag', was hämmert
Denn so laut dir unter'm roten
Spinnwebdünnen Seidenschleier?
Weiss nicht, was da ungestümer,
Deines jungen Busens Fliegen
Oder uns'rer Rosse Feuer.

Nun denn, — vorwärts! Her die Peitsche!
So! — und lass' die Zügel schiessen!
So! — und jäh emporgeflogen!
In den purpurtrunk'nen Abend,
Durch den lockend weit gespannten
Schieferblauen Wolkenbogen!

Düsseldorf. **Willy Hennighausen.**

Begegnung!

Wohl hab' ich lächelnd stolz in's Auge dir gesehn,
Als wir einander kühl vorüberschritten,
Du ahntest nicht, wie viel geheimes Weh
Bei diesem Blick mein krankes Herz erlitten.

Du ahntest nicht, wie da mit unsichtbarer Macht
Die Wunden, die in stiller Wehmut ruhten,
Ich aufgerissen habe, und gelacht . . . . . .
Und dann gejauchzt . . . . . . als ich sie wusste bluten. —

Wie wohl mir war, als all der tiefe Seelenschmerz
Mit Feuerglut mir in den Adern wühlte —
Und nur die Nacht, sie sah, wie doch das Herz
Nach all der Heuchelei sich elend fühlte! — —

Hamm. **Uhlmann-Bixterheide.**

Libeswunder*).

Ein trüber tag —
Di sonne mag
Nicht aus den volken blikken.
Stil ge ich meinen schlendergang
Di stat entlang,
Vi's mag der zufal schikken . .

*) Vergl. die Ausführungen über den „algemeinen ferein für vereinfachte Rechtschreibung“ Seite 31.
Die Schriftleitung.

Ein junges ding.
Gevant und flink,
Hausirt an einer ekke.
Vas bitest du im körbchen dar?
Brillen fürvar?
Und wi si lacht, di kekke!

Solch brillenglas.
Zunächst aus spas,
Sez ich mir auf di nase.
A si! vi spigelt alles schnell
Sich klar und hell
Im rosenroten glase.

Und nun. poz daus!
Hab ichs heraus!
Aus Amors sippe stamst du! –
Hält libe uns di brille vor.
Im rosenflor.
Farblose welt, entflamst du!

Berlin. **Richard Zoozmann.**

Ghasele.

O fühltest du, wie wohl dein Blick mir thut,
Und wie er mich durchdringt mit tiefer Glut:
Wie du mir alles bist auf dieser Welt
Und du zum Leben mir giebst Kraft und Mut:
Wie du mir mehr bist, als die Sonne selbst,
Die goldig niedersinkt in Abendglut.
Und wie dein liebes treues Auge mir
Im Herzen hemmt das tobend wilde Blut,
Dass sanft es hinfliesst, wie der Aether dort,
Und wie des heiligen Indus klare Flut.
Und wüsstest du. wie du mir lieb und wert,
Wie du mir bist mein einzig treues Gut:
O säh'st du mir in's tiefe Herz hinein.
Und fühltest du, wie wohl dein Blick mir thut —
Du teures Lieb, du bliebst mir ewig gut. —

Bad Kösen. **Carl Schütze.**

An Richard Zoozmann. *)

Du möchtest tot sie wie mit Keulen schlagen.
Die alter Formen reife Saaten schnitten.
Und meinst wohl, deine Verse traten mitten
Hinein, wo unsrer Lyrik Beulen nagen.

Vergebens, nach Athen noch Eulen tragen,
Worum sich Goethe schon und Platen stritten.
Die wahre Kunst wird nie um Thaten bitten,
Wo Formen nur wie hohle Säulen ragen.

Ob nicht auch Körper ohne Seelen hassen,
Die in der Sprache tiefsten Schacht gedrungen
Und reich in Gold die Herzjuwelen fassen?

Noch zwingt die Muse ihre echten Söhne.
Wem sie ein Lied mit Zaubermacht gesungen.
Dem kommen ungesucht die echten Töne.

Charlottenburg. **Ernst Kliemke.**

*) Vgl. „Einigen Sonetten-Dichtern" in Nr. 2 d. Bl.

Mein Pass.

Trutz unterm Hut.
Am Schläger Blut.
Im Herzen brausenden Jugendmut —
Das ist mein Pass, und der Pass ist gut!

Berlin. **Carl Busse.**

Meinen Widersachern.

Zieht euern Weg! Ich will den meinen gehn
Zuwider ist mir euer Alltagsleben;
Und müsst' ich mich des letzten Freunds begeben,
Nichts triebe mich, um eure Gunst zu flehn!

Wir werden förder niemals uns verstehn;
Denn die zum Gott den Mammon nur erheben.
Die sah man stets verspotten jedes Streben
Nach der Erfüllung „eitler Traumidee'n." —

Als euern Feind bekenn' ich mich! – Die Pfeile.
Die heimlich schärfen Falschheit, Hass und Neid.
Nun lasst sie schwirren ohne Rast und Weile!

Den Gleichmut leg' ich an als Panzerkleid
Und freue mich. dass ich zu meinem Heile
Beizeit erkannt. wes Geistes Kind ihr seid!

Strassburg i. E. **Christian Schmitt.**

Der grosse Arzt.

Eine Fabel von **Max Wundtke** (Berlin).

In einer geschäftigen Stadt war eine verheerende Krankheit ausgebrochen, die Tausende fleissiger Menschen dahinraffte. Verzweifelte Anstrengungen wurden gemacht, der tückischen Seuche Herr zu werden; wochenlang schon hatte der fruchtlose Kampf gedauert.

Nun lebte zu der Zeit im fernen Athen ein berühmter Gelehrter, der sein ganzes bisheriges Leben an die Erforschung der menschlichen Krankheiten gesetzt hatte. Schon mit mancher grossartigen Entdeckung hatte er die Welt überrascht. „Den lasst uns holen", sagte ein Bürger der so schwer heimgesuchten Stadt; „seine Weisheit wird uns erretten können!" Man bat den grossen Gelehrten: „Komm, hilf uns!" Und der Weise kam und sah und berief eine Anzahl kluger Männer zu eingehenden Besprechungen. Lange Tage wurde beraten, während die Bürgerschaft zwischen Furcht und Hoffnung auf das Resultat der Konferenzen harrte. Indes wütete die Seuche mit ungeschwächter Kraft, wie zum Hohne des erleuchteten Vertreters der Wissenschaft fort. Endlich war man sich über die zu treffenden Massnahmen einig, und nun wurden hundert und aber hundert Bestimmungen erlassen, von denen die Bürger die erste schon wieder vergessen hatten, wenn sie im Begriff waren, die letzte zu lesen. Da man aber, um den Bestimmungen mehr Nachdruck zu verleihen, harte Strafen auf die Nichtbeachtung derselben gesetzt

hatte, so hatte man jetzt zwei Plagen in der Stadt — die Seuche und die Polizei.

Nach kurzer Zeit begann die Pest in der That abzunehmen, und bald darauf war sie vollständig erloschen.

Die schwer geprüfte Stadt atmete auf. Alles vereinte sich, dem grossen Arzte Dank und Huldigungen darzubringen, und reich an neuen Triumphen kehrte der Gelehrte in seine Vaterstadt zurück. Glänzender als je erstrahlte sein Ruhm und seine Weisheit. Es gab aber einige lockere Vögel, die da meinten, dass die Krankheit in ihrem eigenen Gift gestorben sei und dass die Polizei eine mindestens sehr überflüssige Zugabe zur Pestilenz gewesen wäre. Das waren sicherlich recht undankbare Menschen — —!

Litterarische Rundschau.

Von dem Schweizer Romancier Walther Siegfried, der 1890 durch seinen Künstlerroman „Tino Moralt“ Aufsehen erregte, erschien soeben im Verlage von Dr. E. Albert & Co. ein neuer Roman „Fermont“.

Bertha von Suttner's berühmter Roman „Die Waffen nieder“ erscheint demnächst (bei E. Pierson in Dresden und Leipzig) in 10. Auflage.

Max von Egidy giebt als Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen ein Wochenblatt „Versöhnung“ heraus, das seine Bestrebungen besonders durch die Tagespresse ausbreiten helfen will.

Der berühmte Sanskritforscher Prof. Fr. Max Müller feierte am 6. Dezember seinen 70sten Geburtstag.

Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. V.) Der Stand der vorläufig angemeldeten Mitglieder ist im Monat November von 492 auf 533, der definitiv aufgenommenen von 215 auf 259 gestiegen. Nachdem die mannigfachen Vorteile eines Eintritts im Jahre 1893 schon mehrfach erörtert wurden, erübrigt nichts als das wiederholte Ersuchen an alle Interessenten, sich möglichst bald zu melden. Als sehr erfreulich ist der nunmehr beschlossene corporative Beitritt des „Journalisten- und Schriftstellervereins für Schlesien und Mähren“, des neugegründeten „Westösterreichischen Journalisten- und Schriftstellerverbandes“, die fortschreitende Organisation der Ortsverbände, die Anteilnahme deutscher Journalisten im Auslande zu bezeichnen. Die bisherigen Einnahmen der Anstalt beziffern sich auf rund Mk. 50000, — Schenkungen erfolgten u. A. von den Verlagsfirmen Brockhaus und Reclam in Leipzig, Bazar-Aktiengesellschaft in Berlin, Irrgang in Brünn. Aufschlüsse jeder Art werden von der Pensionsanstalt, München, Schäfflerstrasse 16 II., jederzeit bereitwilligst erteilt.

Das „Berliner Theater“ brachte ein neues Schauspiel von Ernst Wichert „Aus eigenem Recht“ zur Erstaufführung.

Der Oberregisseur des Kgl. Schauspielhauses in Berlin, Max Grube, wird in Kürze im „Künstlerverein“ zu Bremen Gerhart Hauptmann's Hannele zum Vortrage bringen.

Gerhart Hauptmann's Traumdichtung „Hannele“ wurde, wie man uns berichtet, im Kgl. Schauspielhause in Berlin ausserordentlich warm aufgenommen. Die Inszenierung des Stückes wurde uns als ausgezeichnet bis in Einzelheiten hinein berichtet. — Auch von der Vorstellung in Wien am 6. Dezember gingen uns ausführliche Referate zu, die von einer gegenteiligen Aufnahme berichten. Wenn auch die Aufführung im einzelnen tadellos gewesen sei, so habe sich doch die Regie durch umfangreiche Streichungen an dem Dichter versündigt, und man hielt es u. a. für eine Profanierung, Jesus auf der Bühne erscheinen zu lassen.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

VIII. Carl Busse.

Unter den jüngeren Lyrikern hat keiner so schnell seinen Weg genommen, als Carl Busse. Der Erfolg seines hervorragenden Genies beruht zum Teil wohl darin, dass seine dichterische Produktion *) von allem Gekünstelten sich freihält und dass er im Liede sich dem Tone des Volksliedes nähert. Frei von krankhaftem Weltschmerz, von nervösem Verfallzeitlertum, gleicht Busses Lyrik dem frisch fröhlichem Lerchengesange.

Carl Busse wurde am 12. November 1872 in Lindenstadt-Birnbaum, einer in der Nähe der Mark gelegenen Posen'schen Kleinstadt geboren. Sein Vater war ein preussischer Beamter von altem Schrot und Korn; durch die Familie der Mutter wurde die dichterische Ader in ihm vererbt. Nachdem Busse das Gymnasium zu Wrongowitz (Regierungsbezirk Bromberg) besucht hatte, bezog er das Militärpädagogium zu Berlin, um sich zur Fähnrichsprüfung vorzubereiten. Durch Familienverhältnisse wurde Busse gezwungen, auf die Offizierslaufbahn zu verzichten, und da seine litterarischen Neigungen immermehr wuchsen, — schon als Tertianer veröffentlichte er in der von O. v. Leixner herausgegebenen „Deutschen Romanztg.“ die ersten

*) Die Würdigung von Busse's dichterischem Schaffen siehe Seite 60. Die Schriftleitung.

Gedichte, — so wandte er sich 1891 nach Augsburg. Hier war er der Hauptmitarbeiter der inzwischen eingegangenen „Litterarischen Blätter" (Herausgegeben von Franz Evers*). Nach dem frühen Tode seiner Eltern nahm Busse dann für den Winter seinen ständigen Aufenthalt in Berlin, während der Sommer ihn auf grösseren Reisen fand.

Mit Franz Evers, Geilfuss, Victor Hardung und dem früh verstorbenen Vanselow gab Busse 1891 die Gedichtssammlung „Symphonie" heraus. Sein eigentliches erstes Buch ist die Novellen- und Skizzensammlung „In junger Sonne". Diesem folgten die „Gedichte", die soeben in zweiter, veränderter Auflage erschienen. Im Herbst 1892 erschien der lyrische Roman „Ich weiss es nicht; die Geschichte einer Jugend" und in Kürze kommt ein neues Novellenbuch „Stille Geschichten" (Verlag von Dr. E. Albert & Co., München), von denen einzelne Beiträge durch mehr als 80 deutsche Zeitungen gingen, heraus.

Ausführliche Beurteilungen der dichterischen Thätigkeit Busse's bieten die betr. Essay's in der „Kölnischen Ztg.", „Kieler Ztg.", „Berliner Tagebl." und der „Nation".

*) An dieser Stelle sei auf verschiedene Anfragen hin bemerkt, dass die „N. l. Bl." nicht, selbst einmal dem Namen nach, aus jener vortrefflichen, leider zu früh entschlafenen Zeitschrift hervorgingen. Ich lernte zum ersten Male eine Nr. der „Litt. Bl." kennen, als die „N. l. Bl." bereits begründet waren. F. H.

Litterarische Zeitungsschau.

Unser Zeitungselend. Grenzboten. 52. Jahrg. Nr. 46. (Verlag von Fr. W. Grunow in Leipzig).

Ein anonymer Aufsatz, der manche Schäden der Tagespresse beleuchtet.

Chr. G. Tienken, Die unsittliche Litteratur und der Buchhandel. Gemeinnützige Rundschau Nordwest. 16. Jahrg., Hefte 8–11. — (Bremerhaven und Leipzig. Verlag von Chr. G. Tienken).

In fünf eingehenden Aufsätzen beleuchtet der Verfasser das Verhältnis der unsittlichen Litteratur zum Buchhandel. Die Aufsätze enthalten sehr beachtenswerte Wahrheiten und verdienen im Interesse des Buchhandels weiteren Kreisen bekannt zu werden. Über die „unbeschreibliche Scheu", die das deutsche Publikum vor dem Bücherkaufen hat, sagt der Verfasser: „Das deutsche Volk vertrinkt alljährlich 2½ Milliarden, also 300 Mk. für die einzelne Familie. Würde nur der zehnte Teil davon auf den Ankauf guter Bücher verwandt, so würden die Klagen über die Überhandnahme unsittlicher Litteratur bald verstummen!"

Eingesandte Neuerscheinungen.

Anton Ohorn, Brevier und Fiedel. Neue Gedichte. Grossenhain und Leipzig 1894. Verlag von Baumert & Ronge. Preis brosch. Mk. 2, geb. Mk. 3.

Kurt von Rohrscheidt, Gedichte. Grossenhain und Leipzig 1894. Verlag von Baumert & Ronge. Preis brosch. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Richard Nordhausen, Vestigia Leonis. Die Mär von Bardewiek. Leipzig 1894. Carl Jacobsen.

Franz Wolff, Novellen. Leipzig 1894. Verlag von Oswald Mutze.

Theophil Zolling, Die Million. Roman. Zweite Auflage. Berlin 1893, Verlag der Gegenwart.

Ludwig Ganghofer, Edelweisskönig. Eine Hochlandsgeschichte. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 2. Aufl. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Komp. Preis eleg. geh. Mk. 4, eleg. geb. Mk. 5.

Ludwig Ganghofer, Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. Illustriert von A. Seligmann. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Komp. Preis eleg. geh. Mk. 3, eleg. geb. Mk. 4,20.

Adolf Grimmiger, Gedichte. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Komp.

Hans Arnold, Aprilwetter. Neue Novellen mit Illustrationen von Wilh. Schulz. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Komp. Preis hocheleg. geh. 3, geb. Mk. Mk. 4,20.

Vincenz Chiavacci, Wiener Typen. Humorist. Bilder aus dem Wiener Leben. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Komp.

Emil Rittershaus, In Bruderliebe und Brudertreue. Gedichte. Leipzig 1893. Max Hesse's Verlag. Preis Mk. 2.

Gottl. Steger, Eine Episode. Roman. Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 5.

Wilhelm Walloth, Es fiel ein Reif .... Leipzig 1894. Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 4.

M. G. Conrad, Die Beichte des Narren. Roman. Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 6.

Clara Eysell, Aus der Art geschlagen. Novellen. Leipzig 1894. Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 2.

Dr. Leonhard Freund, Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Parömiologische Skizzen. Hannover 1893. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

J. Ch. Freiherr von Zedlitz, Gedichte. Mit einer Einleitung von Dr. Adolf Kohut. Leipzig. Philipp Reclam jun. Preis 40 Pfg.

Gustav Kraus & Julius Niedt, Papas Nase, Schwank in einem Aufzuge. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 20 Pfg.

Dr. Leopold Florian Meissner, Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. Wiener Sittenbilder. 4. Bändchen. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 20 Pfg.

Carlo Goldoni, Pamela. Komödie in drei Aufzügen. Deutsch von Josef Grünstein. Bearbeitung der Gastspielgesellschaft Eleonore Duse. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 20 Pfg.

Zivil-Prozessordnung für das Deutsche Reich, Herausgegeben von Karl Pannier. Leipzig. Philipp Reclam jun. Preis 60 Pfg.

J. Botstiber, Tagebuch eines bösen Buben. Aus dem Engl. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. Preis Mk. 0,40.

Ernst Eckstein, Der Mönch vom Aventin. Novelle. Berlin, 1893. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. Mk. 4.

Walter Eichner, Aus Werkstätten des Geistes. Ein litterarischer Citatenschatz. Frankfurt a. Oder. 1893. Verlag von Hugo Andres & Co. Preis brosch. Mk. 6, eleg. geb. Mk. 7.50.

Heinrich Johanson, Die Baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biogr. und bibliogr. Notizen. Zürich. 1894. Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz". Preis brosch. Mk. 6. in hochel. Originalbd. mit Goldschnitt Mk. 8.

Carl Busse, Gedichte. Zweite veränderte Auflage. Grossenhain und Leipzig. 1894. Verlag von Baumert & Ronge (Heinr. Ronge). Preis brosch. Mk. 2. Prachtband Mk. 3.

Norddeutsche Erzähler. Novellen von Wilhelm Jensen. Heinrich Seidel und Julius Stinde. Berlin. 1893. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis brosch. Mk. 3, geb. Mk. 3.75.

Dr. Franz Waldmann, Lenz in Briefen. Zürich. 1894. Verlag von Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz. Preis brosch. Mk. 7. in hocheleg. Originalband Mk. 8.

Ludwig Bechstein, Neues deutsches Märchenbuch. 61. Aufl. Volksausg. Mit einem Titelbild und 60 Illustr. Wien. Pest und Leipzig. A. Hartleben's Verlag. Preis Mk. 1.20. cart. mit Umschlagbild.

Hermine von Preuschen, Tollkraut. Noveletten. Leipzig. 1893. Verlag von Carl Reissner.

Bernhardine Schulze - Smidt, Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators Assim-Agha. Gül hanendé. Dem Neutürkischen nachgedichtet. Leipzig. 1893. Verlag von Schmidt & Günther. Preis geb. Mk. 3. in hocheleg. Originalband mit Goldschnitt Mk. 4.50.

Adalbert Meinhardt, Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Berlin. 1893. Verlag von Gebr. Paetel.

Ilse Frapan, Bekannte Gesichter. Novellen. Berlin. 1893. Verlag von Gebr. Paetel.

Dr. Hans Blum, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Leipzig und Wien. 1893. Bibliographisches Institut. Preis geh. Mk. 6. in Halbleder geb. Mk. 7.50.

Ewald Müller, Aus der Streusandbüchse. Gedichte. Dresden und Leipzig. 1894. E. Pierson's Verlag.

L. Rafael, Neue Gedichte. Leipzig. 1894. Verlag von Breitkopf und Härtel. Preis Mk. 4.

Max Dittrich, Die Feier des 50jährigen Militär-Dienst-Jubiläums Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen. Eine Gedenkschrift für Sachsens Heer und Volk. Dresden, 1893, Verlag von Fr. Tittel Nachfolger (Kreyss und Kunoth). Preis Mk. 0.20.

Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. 2. Aufl. Berlin, 1894. Verlag von Hans Lüstenöder. Preis Mk. 2.

Just Bing, Novalis (Friedrich von Hardenberg). Eine biographische Charakteristik. Hamburg und Leipzig, 1893, Verlag von Leopold Voss.

Gerhart Hauptmann, Hannele. Traumdichtung in 2 Teilen. Berlin, 1894. S. Fischer's Verlag.

Konrad Telmann, Unter den Dolomiten. Roman. Leipzig, 1893. Verlag von Carl Reissner.

Max Kretzer, Irrlichter und Gespenster. Ein Volksroman. Hefte 34—58. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Beurteilungen.

Carl Busse, Gedichte, 2. Aufl. Baumert & Ronge. Grossenhain und Leipzig. — In junger Sonne, Novellen und Skizzen. München 1892. M. Poessl. — Ich weiss es nicht. Die Gedichte einer Jugend. Baumert & Ronge, Leipzig und Grossenhain.

. . . Und sie sterben nun einmal nicht aus, die wahren vom Himmelsfunken Poesie durchglühten Poeten! Es laufen auch heutzutage grosse Talente in der Welt herum, denen es geht wie der heimlichen Liebe, „von der niemand was weiss," mit der sie nur leider nicht das gemein haben, dass jedermann gar zu gern etwas von ihnen wissen möchte. Aber sie ringen und ringen weiter mit blutender Seele, und dann und wann gelingt es doch einem starken Talent, den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen, wie Carl Busse, dessen drei, zur Beurteilung vorliegenden Bücher seinen Namen schnell berühmt machten. Aus diesen Blättern tritt uns eine grossangelegte Dichternatur und ein ringender Mensch entgegen. Busse besitzt ein rein lyrisches Talent von einer Eigenart, die sein geistiges Bild, wie es uns bei den Namen Lenaus, Heines, Storms, Liliencrons ergeht, sofort vor Augen zaubern muss, wenn wir nur seinen Namen nennen. Seine Gedichte sind in blanke Strophen gegossener Sonnenschein. Mit einer Jugendfrische, die auf jedes empfängliche Herz einwirken muss, ist hier eine Schönheitschwärmerei, eine Schwelgerei in Pracht und Genuss verschmolzen, die fast jedes Gedichtchen als ein meisterhaftes Aquarell mit flimmerndem Goldstaub überstreut erscheinen lässt. In diesem feinen Sinn für Duft, Glanz und Farbe ist er ein Geistesverwandter von Maurice von Stern. Sein Gebiet ist nicht die tragische, herzergreifende Lyrik, — der Stimmung und ihren zarten Geheimnissen spürt Busse nach. Der Sommer hat es ihm angethan. Von dessen sonniger Schönheit hat er seine Sinne vollgesogen und sie zu Stimmungsbildern verdichtet, in denen er den Glanz seiner sonnentrunkenen Seele verstrahlen kann. So ist eine jugendliche Lebensfreude, die noch — wie herrlich! — über alles Schöne jubeln und jauchzen kann, über seine Verse ausgegossen: eine duftige Romantik — in unserer naturalistischen Zeit! — die mitunter wie eine Modification Eichendorffs klingt:

„Und singend gingen und sachte
Die Quellen durch das Licht.
Und aus dem Flieder lachte
Das schönste Mädchengesicht.“

Seien wir einmal grausam genug, eine solche sonnenstaub-vergoldete Duftblüte mit der kritischen Forscherpinzette zu zerzupfen. Gleich das erste der Sammlung:

„Das ferne Rauschen selbst der Quellen
Verwehte längst und ging zur Ruh.
Den silberroten Mondeswellen
Neigt sich die nächtige Blüte zu.

Der weisse Flieder atmet leise,
Süss über schwüle Rosenpracht
Klingt eine wundersame Weise,
Und blauverdämmernd liegt die Nacht.“

Aus dem Stimmungskern der nächtlichen Ruhe hebt sich zuerst ein Klangmotiv, das mit seinem Auflösen in volles Schweigen auf den noch zarteren Reiz des Lichtes vorbereitet. Sich scheinbar ausschliessende Farben stossen aufeinander, silberrot, und regen die nervmolekulare Thätigkeit zur intensivsten Vorstellungskraft an. Darein ein zarter, den Sinnen wohlbekannter Duft; ein unerklärter Ton, der im Nerv nachschwingt; und als wäre das alles schon geräuschvoll genug gewesen das völlige, weihevolle Nachtschweigen zu stören, tritt ein neues Bild der keuschesten Ruhe ein. Dieses geheimste „Weben“ der Natur ist überhaupt ein immer wieder von Busse ausgemaltes Motiv in Prosa und Vers. Die Stimmung beginnt in äusserst intimen Reizen und Wispern — den Naturstimmen im pianissimo,

— „Ein Wachtelschlag in fernen Höhn,
Ein Sichelklang vom Wiesengrunde.“ —

um in ein traumvoll-wohliges oder auch träumerisch-wehmütiges Schweigen auszuzittern. Keineswegs aber ein Quietschen auf der bekannten Decadence-Nervenguitarre. Busse ist gesund, männlich, warmsinnlich, seine Sprache gertenbiegsam und melodisch. Gerade diese Sättigung in Tönen, das musikalische Element seiner Lyrik macht seine Verse so reizvoll und flüssig. Ich hätte nun freilich die gute Absicht die schönsten seiner „Sommerlieder“ oder „Liebesklänge“ einzeln zu charakterisieren, wenn das der Raum erlaubte. Aber den Elsa-Cyclus, und sei es nur wegen des wundervollen „Vor der Abreise“ (50) muss ich nennen, „das Vogelschlagen“ (24) „Jugendglück“ (56) „Otti“ (119) dann das „Meeridyll“ (112) — ein gedichteter Böcklin — „Juli-Sonntag“ (100) mit echt Storm'scher Stimmung etc.

„Es ist ein Jauchzen auf der Welt,
Und auf der Welt ist nichts als Sonne“,

ist das Motto dieser Lieder. Das Herrlichste aber, das für den Künstlerberuf Busses Zeugnis ablegt, ist das weihevolle, inbrünstige „Abendgebet“ am Schluss. — Besser lässt sich, zusammenfassend, seine Lyrik nicht charakterisieren, als mit den Worten, die er selbst über Witolds Verse in seiner Novelle „Ich weiss es nicht“ ausspricht: (74). „Es war sonderbar, welch ein Glanz sie durchglühte, wie sie manchmal geradezu **an einem** Übermasse von Glanz litten . . Seine Lieder machten einen Eindruck wie ein volles, prangendes Beet. Auf diesem Beete wachsen Goldknöpfchen und Nelken, Lilien und Veilchen, Maiglöckchen und Hyazinthen, und auf all die goldenen, roten, weissen, blauen und violetten Farben goss die Sonne ihr strömendes Licht herab, das überall seltsame Wirkungen hervorbrachte. Der junge Dichter schwelgte eben in Farben; jedes Wort, jede Melodie hatte einen glühenden, unendlich zarten Farbenanhauch, man möchte sagen, „klang in Farben aus.“

Von der gleichen Sonnenglut wie die Gedichte ist die Novellensammlung „In Junger Sonne“ durchhaucht. Auch hier derselbe Duft, derselbe süsse Reiz der Lichtreflexe und Farbennuancen. Dazu Leidenschaft und die Blutwärme eines echten Poeten, der nur niederschreibt, was er innerlich oder äusserlich erlebt hat. Die Novellen „Hedwig“ und „Eine Jugenliebe“ sind für mich die prächtigsten und in ihrer Art einzig, an Wert Storm'schen Novellen gleichzustellen. „Martha“, ein rührendes, wahrbeobachtetes Lebensbild aus der Grossstadt. Und wie seine eigene Seele nach „Wahrheit“ ringt, zeigt auch die Novelle unter diesem Titel, welche die unendliche Grausamkeit des Nicht-Glaubenkönnens ergreifend schildert. Wieviel Schönes die „Gedichte in Prosa“ und die „Federstriche“, lyrisch-vergoldete Momentphotographien, bieten, muss ich hier verschweigen, um das dritte Werk „**Ich weiss es nicht**“ erwähnen zu können.

Der Veranlagung Busses entsprechend ist auch diese Novelle keine dramatisch-belebte, an Handlung und Wechsel reiche Erzählung; wir haben hier eine psychologische Novelle vor uns. Das darin behandelte Seelenproblem ist sehr einfach und doch tief; was es ist, lese man gefälligst selber. In der Feinheit und Abrundung der Psychologie der drei Hauptfiguren, des krankhaft sensitiven Witold, der keuschen, lieblichen Stasia und der schönen Polin Manya, welche mit der „glücklichen kichernden, warmen Sinnlichkeit eines jungen, frohen und gesunden Mädchens“ den unerfahrenen Jüngling verwirrt, zeigt sich der Fortschritt in Busses Kunst. Der Zusammenhang dieser Manya mit der Idee der Novelle muss freilich etwas lose erscheinen. Die Zeichnung der übrigen Figuren, besonders auch der Soly'schen Familie, das polnische Kolorit, so wie wiederum die Fülle duftiger Stimmungen, die sich in wunderbaren Naturschilderungen am schönsten offenbart, lassen an Turgenjeffs Meisternovellen denken, von denen möglicherweise Busse gelernt. Die Schilderung der Fronleichnamsprozession (43—48) — die sich in den Gedichten im Verse wiederfindet — ist pompös; manche ähnliche Schilderung von solchem fast kitzelnden Dufte ist noch im Buche verstreut. Aber auch den humoristischen Zug wollen wir nicht übersehen

Alles in Allem: Solche Bücher kann nur jemand schreiben, der, mit Phantasie, Leidenschaft und Schönheitsinn begabt, an seiner Seele das Martyrium des Dichterberufes erfuhr, der in ihre Abgründe geschaut, der in brennendheisser Wüsteneinsamkeit die Sphinx des Lebens nach der Dinge Urgrund befragt, ohne Antwort zu erhalten, und dessen Seele doch nicht in Verzweiflung versank bei der Erkenntnis: Ich weiss es nicht.

Nun wär' ich blos neugierig zu erfahren, wieviele Leser ihren schwarz-geblätterten Leihbibliotheken-Ebers oder -Wolff in die Ecke schleudern und zu einem der Bücher dieses echten modernen, jungen Poeten greifen werden.

Dresden. Felix Zimmermann.

Heinrich von Reder, Lyrisches Skizzenbuch. München, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis brosch. Mk. 4, in Originalprachtband Mk. 5.

Dass Heinrich von Reder eine echte Künstlernatur ist, — er ist bekanntlich auch ein Meister des Zeichenstiftes, — beweisen auf's neue die kleinen Lieder, die er in dem „Lyrischen Skizzenbuch“ bietet. Fürwahr, ein trefflicher Titel! Skizzen sind's aus Wald, Heide, Hochland, See und Stadt, Skizzen, so leicht, so meisterhaft hingeworfen, dass man den lyrischen Zeichner oder den zeichnenden Lyriker schon bei den ersten gemütvollen Bildchen aus dem Walde von ganzem Herzen lieb gewinnt. Ja, er wird recht haben, der greise Wotansanger, wenn er in der Widmung den Wunsch ausspricht:

„Mit den kleinen Liedern möcht' ich
All die Wand'rer gern erfreuen,
Die den schmalen Gangsteig lieben
Und die breite Strasse scheuen.“

All die sinnigen Gemüter, die es lieben, in den kleinsten Naturvorgängen Beziehungen zum Menschenleben zu finden, werden an manchen dieser Liederskizzen ihre helle Freude haben. Und sind nicht alle gleich gelungen, hätte auch hier und da ein derber Durchstrich des Blättchens nicht geschadet, so verraten doch auch dem gemütvollen Nachempfinder die weniger gelungenen Liedchen den eigenen Schaffensdrang in Heinrich von Reder's Künstlerbrust. Und soll ich zum Schluss auf wirkliche Perlen echtester Lyrik verweisen, so nenne ich nur die Liederskizzen auf Seite 4, 11, 13, 20, 24, 27, 31, 40—48, — doch man suche selber weiter! —

Hamburg. Georg von Borry.

Max Hoffmann: Morgenstimmen und anderes. Mit dem Bildnis des Dichters. München, Dr. E. Albert & Comp. Preis Mk. 3, eleg. geb. Mk. 4.

Und Herr Constantin Brunner setzte sich auf seinen pythischen „Zuschauerdreifuss“ und sprach: „Wir haben weder grosse Dichter noch grosse Schriftsteller, sondern Litteraten.“ In dem Mitarbeiterverzeichnis des „Zuschauer“ aber stehen Namen: O. J. Bierbaum, Carl Busse, G. v. Ompteda, Otto Ernst, Gustav Falke, Detlev von Liliencron, Arthur Pfungst, Emil zu Schönaich-Carolath. Lasst Euch begraben: denn Ihr seid gerichtet!

Lasst Euch begraben Ihr Gerhart Hauptmann, Max Halbe, Karl Henckell, Richard Dehmel, Leopold Jakobi, Max Kretzer, Georg Schaumberg: denn Ihr seid gerichtet!

Tief niedergeschlagen war ich, als ich das „grosse Wort“ gelesen.

War ich, der ich in meiner kritischen Impotenz an die Existenz von Dichtern und gar von „grossen“ Dichtern glaubte, doch ebenfalls gerichtet.

Und gerade vorhin noch hatte ich jenen Namen einen neuen beigefügt und in die Reihe meiner Lieblingsbücher M a x H o f f m a n n s: „Morgenstimmen“ gestellt.

Da erinnerte ich mich, dass in dem Buche ein Gedicht stehe, „Hans Sachsens irdische Sendung“, in welchem erzählt wird, wie Hans Sachs im Himmel Urlaub nimmt und zur Erde niedersteigt, um zu sehen,

„Wie's steh' um die Poeterei
Und ob der edle Meistersang
Noch manchem solcher Art gelang
Als man einst hörte überall
Die Wittembergisch' Nachtigall.“

Tief traurig sieht er, dass das „tücht'ge Himmelsweib, Frau Kunst“ den Menschen gilt als „grauer Dunst“:

„Und zornig ist er hingegangen
Zu einer Bank in einem Park.
Da schrieb er voller Kraft und Mark
In alter Kernsprach' eine Fabel
Für's nüchtern — rohe Sündenbabel.
Es hiess zum Schluss: „verschlingen stracks
Müsst' euch die Hölle, wünscht Hans Sachs“.
Mit diesem noch ganz frischen, warmen,
Soeben erst gebor'nen Carmen
Ging er in eine Redaktion.
Kaum hört man seiner Tritte Ton,
So hiess es gleich: „Au waih geschrien!
Mein alter Herr, d a s w i r d n i c h t z i e ' n.
Die Dichtung ist nicht ohne Tadel:
W i r sind allein der Geistesadel
W i r, die Erwählten und Erkor'nen,
W i r, die zur Denkarbeit Gebor'nen!

Daran erinnerte ich mich und ich erinnerte mich ferner, dass Herr Constantin Brunner ja auch in einer Redaktion sitze.

Beruhigt holte ich mir auf's Neue meinen Max Hoffmann herunter und vertiefte mich in seine Poesien. Wie da die Morgenstimmen schmetterten zum Preis der aufgehenden Sonne! Zum Preis der Sonne, die durch Nacht und Nebel dringt, durch Elend und Not der Gegenwart zum Morgen einer herrlichen Zukunft! Und wie das Leben der Gegenwart an uns vorüberrollt in ergreifender Wahrheit — aber schon verklärt vom Schein einer herrlichen Morgenröte. Wie das Licht aufsteigt aus der

Tiefe, wie der Genius aufknospt aus dem Staube, wie in der Nacht der Sorge die Blume der Liebe erblüht! Der wundersame Friede der Haide; der dumpfe Groll und der markerschütternde Schrei des durch die Ketten der Not gefesselten Prometheus!

Und eine Kunst der Malerei und Sprache:

„Erwacht ist die Welt, mit Goldpfeilen schoss
Die Sonne vom Himmel die Sterne,
Ihr Scharlachblut in die Wolken floss,
Mit Purpur malend die Ferne:
Ein Jauchzen wirbelt von Tiefen und Höh'n
Auf allen Strassen und Stegen.
Das ist ein wundersames Getön
Dem schimmernden Morgen entgegen."

Und wer da, wo so helles Sonnenlicht flutet, noch mit der Laterne kommt und nach „schwachen Stellen" fahndet (die er natürlich auch in diesem Buche finden wird), dem sage ich, dass er ein Schulmeister ist an Leib und Seele, wie Max Hoffmann ihn wunderbar selbst zeichnet:

„Die Thoren sitzen am Katheder
Und triefen von Weisheit und rühren die Feder.
Ihr Ohr ist verstopft, ihr Auge verhüllt,
Sie merken nichts von dem heiligen Geist
Der wie ein Adler die Luft durchkreist
Und brausend auch uns're Zeit erfüllt".

Mietersheim (Baden). **Emil Hauth.**

Adolf Paul. „Alte Sünden." Spiessbürgerliches Schauspiel in drei Aufzügen mit einem Intermezzo. (Verlag des bibliographischen Bureaus. Berlin 1893.)

Der Verfasser nennt sein Stück ein „spiessbürgerliches Schauspiel", weil es sich gegen die Spiessbürgerlichkeit wendet, welche er laut Vorwort „nach bestem Können festnageln will, wie sie lebt, spekuliert und Theorieen aufstellt für ihre eigenen und anderer Leute Sünden!" Das Thema, welches dem Schauspiele zu Grunde liegt, ist das sattsam behandelte von der Vergangenheit, welche ihre Schatten in die Gegenwart wirft. Die Tendenz einer freieren Lebensauffassung, für welche der Verfasser entgegen der Kompromissmoral der heutigen Gesellschaft eintritt, wird jedem modern Denkenden nicht unsympathisch sein. Paul hat sein Stück unverkennbar nach bekannten Nordländern zugeschnitten — nach Björnson, Ibsen, Steindberg, welche er nicht ohne Nutzen gelesen hat; ein eigentliches Bühnenwerk ist es nicht. Die dramatische Form scheint nur benutzt, um Gedanken über gewisse Gesellschaftsanschauungen gefälliger anzubringen, als es vielleicht in einem seriösen Prosaartikel ihm möglich zu sein dünkte.

Zürich. **Dr. W. Bolza.**

Körner's Werke mit Körner's Leben, Porträt und Faksimile. Einleitungen und erläuternde Anmerkungen, herausgegeben von Hans Zimmer. Zwei Bde. in Leinenband. Preis Mk. 4. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.

Die Aufnahme von Körner's Werken in die sogen. Meyer'sche Klassikerausgabe, die sich mit Recht durch die gediegene Ausstattung und die sorgfältigste Redaktion grosser Beliebtheit erfreut, wird von den Freunden Körners sicher mit Freuden begrüsst werden. Von besonderem Werte sind bei dieser Ausgabe die kritischen Einleitungen zu den einzelnen Werken. Durch die 100-jährige Geburtstagsfeier des Dichters im Jahre 1891 wurde über Körner so viel neues Material geboten, dass eine darauf fussende Ausgabe von vornherein einem Bedürfnisse entgegenkam.

Dr. W. Emil Peschel, Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813. Mit dem Bildnis Theodor Körner's, Abbildung seiner Grabstätte, sowie sechs autotypierten Gedichten und einem Briefe Theod. Körner's. Freiburg i. B. 1893. Verlag von Friedr. Ernst Fehsenfeld.

Eine vortreffliche Ergänzung zur obigen Körnerausgabe bietet der Begründer und Direktor des Körnermuseums in diesem Buche. Es enthält das erst im Jahre 1891 in die Hände des Herausgebers gelangte Feldzugs-Taschenbuch. In demselben befinden sich Körner's Aufzeichnungen, Entwürfe und vollendete Dichtungen, die während seines Feldzuges, in der Zeit vom 15. März bis 26. Aug. 1813, ihre Entstehung fanden. Das von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestattete Buch sei allen Freunden des deutschen Freiheitssängers warm empfohlen.

Br. **Erich Bardewiek.**

Max Dittrich, Die Helden und Führer des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. Ein Gedenkbuch deutscher Tapferkeit und Treue. Dresden, Verlag von H. G. Münchmeyer. Preis eleg. geb. 25 Mk.

Wohl wenige Werke werden zu einer Pflege deutsch-vaterländischer Gesinnung so sehr beitragen, als das Vorliegende. In vorzüglichster Ausstattung, geziert mit über hundert trefflichen Abbildungen aller Art, bietet dieses neueste Werk des bekannten vaterländischen Schriftstellers auf den 810 Grossfolio-Seiten eine echt populäre Darstellung der Zeitgeschichte. Das drei Teile umfassende, mit grösstem Fleisse und eifrigster Quellenforschung bearbeitete Buch führt die Helden und Führer des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert in zahlreichen Abhandlungen lebenswahr und lebenswarm vor; ihnen schliessen sich zu weiterer Illustrierung Gedichte der bekanntesten vaterländischen Dichter, die man nur selten in einer Antologie so vereinigt findet, als wie in diesem Buche, an. Was Max Dittrich in allen seinen vaterländischen Werken so anziehend macht, atmet auch aus diesem neuen Buche dem Leser entgegen: Die

vollständige Beherrschung des Stoffes, vereinigt mit der wärmsten Begeisterung, ohne welche solche Darstellungen ihren Zweck verfehlen würden. Ich hebe nur als Beispiele die Abhandlungen über „Fürst Blücher von Wahlstadt" und „Max von Schenkendorf" hervor, die mir besonders in ihrer feinen Charakteristik und wohlthuenden Frische gefielen. Das prächtige Buch wird einer besonderen Empfehlung kaum bedürfen; solche Bücher finden den Weg zu den fürs Vaterland begeisterten Familien ohne dieselbe.

Br. **Erich Bardewiek.**

Meyer's Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte gänzl. umgearbeitete Auflage. Leipzig und Wien 1893. Bibliographisches Institut. In 3 Halbfranzbänden. Preis Mk. 24.

Mit 2200 Textseiten, mit 21 Bildertafeln in Farbendruck, die kleine Meisterwerke für sich sind, mit über 100 Karten, Bildern in Holzschnitt und Kupferstich ist der sogenannte „Kleine Meyer" in seiner fünften Auflage erschienen. Wer je dieses Handbuch benutzt hat, wird wissen, welche Vorzüge es bietet: knappe, klare Antworten und Nachweise auf alle erdenklichen Fragen aller Wissensgebiete durch über 78000 kürzere und längere Artikel. Der Karten- und Bilderschmuck ist ein so reichhaltiger und trefflicher (man vergleiche nur die Tafel der Edelsteine im I., der Ornamente im II. und die der Pilze im III. Bde.), dass wir Deutsche auf dieses hervorragende Nachschlagewerk deutschen Fleisses und deutscher Technik wahrhaft stolz sein können. Der Preis ist für das Gebotene ein so billiger zu nennen, dass es thatsächlich ein Hausbuch in den weitesten Kreisen werden kann.

Br. **F. H.**

Der Stein der Weisen. (Verlag von A. Hartleben in Wien.) Das Schlussheft des V. Jahrganges dieser prächtigen Halbmonatsschrift hat folgenden interessanten Inhalt:

Berg-Lokomotiven (Mit 9 Abb.) — Ein fliegender Mensch. Von H. Zoernes (Mit 3 Abb.). — Auf Felsen und Firnen. II. Mit 1 Beilage und 6 Tex-Abb. — Wie weit die Bienen fliegen. Der Alchomist. (Mit 1 Bilde). — Afrikanische Ameisen. Kleine Mappe. — Die Wissenschaft für Alle. —

Eine ausführlichere Besprechung des abgeschlossenen X. Bandes von unserm fachwissenschaftlichen Mitarbeiter wird erfolgen.

Das zwanzigste Jahrhundert. IV. Jahrg. Heft 3. (Verlag von Hans Lüstenöder. Berlin. Preis vierteljährlich Mk. 2.50.) Inhalt des Dezemberheftes:

Das Satyrspiel des deutsch-russischen Handelsvertrages und die Getreidebörse zu Pest. — Gedichte. Von Fritz Lienhard. — Auch einer. — Karl Bleibtreu. — Der Spielerprozess. Eine Zeitbetrachtung von Otto Mohnike. — Richard Wagner als Vorbild. Von Fritz Lienhard. — Widukind. Von Fritz Lienhard. — Von der Deutschen Wootanspriesterschaft. Von Guido List. (Fortsetzung.) — Krankheitserscheinungen des modernen Strafvollzugs. Vom Kais. Strafanstalts-Director a. D. Rittner. — Deutsche Aussprüche. — Auf deutscher Hochwacht: Aus Ost-Afrika. — Bosco. — Aus Königsberg. — Aus Westpreussen I. II. — Der I. Vertrauensmännertag der deutschen Nationalpartei in Oesterreich. — Der vlaamsche Volksrat. — Statistik der Namensmagyarisierungen. — Aus der Antisemitischen Bewegung. — In Vlaanderen Vlaamsch. — Deutsche Bausteine: Die deutsche Schrift ein Stuck unseres Volkstums. — Uwe Jens Lornsen. — Deutsches Sanskrit. — Zeichen der Zeit: Zum Hannoverschen Spieler- und Wuchererprozess. — Der Preis des nächsten Krieges. — Ein erhebendes deutsches Fürstenwort. — Die deutsche Rechtspartei. — Schweden im Dreibund. — Das Ei des Kolumbus. — Vom Büchertisch — Zeitschriftenschau. — Briefkasten. — Aufruf. —

Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik. Herausgeg. von M. G. Conrad. IX. Jahrg. Heft 12. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Das Schlussheft des IX. Bandes wird durch ein Sendschreiben an Herrn F. Volkmar in Leipzig, „Mit offenem Visier!" aus M. G. Conrad's Feder eingeleitet. — Es enthält ferner: Wie schaffen wir eine Gesundung unserer Rasse? Von M. Schwann. — Die Arbeiterverbände in Sizilien. Von R. Schöner. — Juliane Déry. Von Hans Merian (Mit Porträt). — Gedichte von M. G. Conrad, Windholz, A. v. Puttkamer, Hans Schröder, Wilhelm Langewiesche, Hans Benzmann, Gottlieb Steger, Karl Maria, Gustav Falke. — Russland in Paris. Eine Duellgeschichte von Juliane Déry. — Traurige Liebe. Novelle von Friedrich Fürst, Wrede. — Das Schnabeltier. — Eine Geschichte mit Hindernissen von Gustav Morgenstern. — Menschenvergötterung und klassische Curiosa von Wilhelm Emanuel Backhaus. — Die Unterhosen. Ein Censurstückchen von Karl Kraus. — Aus dem Münchner Kunstleben (M. G. Conrad). — Stuttgarter Theater (Theodor Mauch). — Kritik.

Zur Antikritik.

Herr Dr. Peters-Berlin schreibt uns (5. Dezember 93):

„In der am 1. November herausgekommenen Nr. Ihrer geschätzten „N. L. Bl." befindet sich eine von Josef Schmid-Braunfels unterzeichnete Kritik meines Dramas „Fata morgana".

„In dieser Kritik werde ich der Unselbstständigkeit und der starken Anlehnung an Richard Voss „Die neue Zeit" beschuldigt. Da ich die Voss'sche Dichtung nicht kenne, kann ich nicht beurteilen, was den Herrn Kritiker zu dieser Annahme geführt hat. Ganz entschieden verwahre ich mich gegen die haltlose Beschuldigung des Herrn Kritikers."

Unser geehrter Mitarbeiter erwidert (10. Dezember 93):

„Ich habe zu Obigem nur zu bemerken, dass ich auf die Versicherung des Herrn Dr. Peters hin den Vorwurf der Unselbständigkeit und Anlehnung an Richard Voss zurücknehme. Dieser Umstand ändert natürlich an der Ähnlichkeit der beiden in Rede stehenden Dichtungen nichts. Es ist eben nur die daraus gezogene Schlussfolgerung hinfällig geworden. Im übrigen wäre es von Herrn Dr. Peters doch schön gewesen, wenn er wenigstens auf meine Kritik hin „Die neue Zeit" gelesen hätte."

Wien. **Josef Schmid-Braunfels.**

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. Februar 1894. Nr. 5.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3 — Fr. 3,75 = Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Wie wird eine litterarische Anteilnahme in weiteren Volkskreisen bewirkt?

Motto:

Das alte Wollen ist in mir erwacht —
Empor, empor zu neuen Höh'n des Lebens!
Es giebt ein Wollen, das das Weltall bändigt,
So ruft's in meinem Herzen laut und schrill,
Ein Wollen giebt's, das alle Qualen endigt,
Und mein ist dieses Wollen, denn ich will!

Arthur Pfungst, Laskaris II. Teil.

Die Menge auf etwas aufmerksam machen, heisst dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Lessing, Theologische Streitschriften.

III. (Schluss.)

Zur Erweckung des litterarischen Interesses in den weitesten Volkskreisen tragen wesentlich alle jene Bestrebungen bei, die die Volksbildung zum Ziele haben. Alle Volksbildungsvereine, alle Versammlungen zur Popularisierung zeitgenössischer Dichtungen durch Vorträge, sowie ähnliche Veranstaltungen, die Massenverbreitung guter Schriften u. s. w. verdienen von jedem wahren Litteraturfreunde die kräftigste Unterstützung. Auch das Theater gehört hierher. Jenen Bestrebungen, die uns ein Volkstheater im wahrsten Sinne des Wortes, d. h. eine Schaubühne, die ohne allzu grosse Opfer *jedem* aus dem Volke zugänglich ist, schaffen wollen, wende der Litteraturfreund seine regste Teilnahme zu.

Jeder rechte Freund unseres Schrifttums ist es eben, der sein Interesse an unserer Litteratur durch die That beweisen muss, der am meisten zur Hebung der litterarischen Anteilnahme in den weitesten Volkskreisen beitragen kann. Wenn ich kurz zusammenfasse, welche Aufgaben sein ernstes und edles Wollen dabei erfüllen könnte, so erweckt er ein litterarisches Interesse, indem er immer und immer wieder in seinen Kreisen auf die allbelebende und erhebende Kraft der Dichtkunst hinweist, indem er für eine Umkehr der oberflächlichen, unselbständigen Tageskritik nach besten Kräften einzutreten bestrebt ist, indem er unsere Tagespresse und unsere Schule immer und immer wieder an ihre Pflichten zum Besten unseres Schrifttums erinnert, indem er die Pflege der Litteratur in den Familien zu befördern und ein gesundes Lesebedürfnis da wachzurufen sucht, wo ein solches noch fehlt, indem er für die Verbilligung der Bücher und des Theaters eintritt, und indem er opferwilligen Herzens alle Bestrebungen zur Vertiefung und Erweiterung der Volksbildung zu unterstützen sich bemüht.

Wenn jeder Litteraturfreund in diesem Sinne thätig ist, wird man nach einem Jahrzehnt schon nicht mehr von einem poesiefeind-

lichen Zeitalter reden können. Im Ringen nach Volkswohl und Volksglück ist keine Kraft so schwach, dass sie nicht auch an dem hohen Berufe teil hätte: Sonnenschein in die Herzen zu senden, die Sonne der Poesie, die uns so glücklich macht.

Br. **F. H.**

Aus der Litteratur der Gegenwart.

Mutters Geburtstag.

Psychodrama von **Oskar Leuschner-Berlin.**

Motto:

O, habe deine Mutter lieb,
Vergilt ihr gern ihr treues Mühen,
Es wird aus solcher Liebe dir
Des Himmels Segen reich erblühen;
Folg' ihrem Mahnen für und für!
Wohin das Schicksal dich auch trieb
O habe deine Mutter lieb!

Kaulisch.

Guten Morgen Ermert! — Was bringt Ihr mir denn schon so früh? — So viele Briefe — und für mein Mütterchen! — Ich danke Euch. — Wie geht's denn Eurer Frau? — Ist sie noch an's Krankenlager gebannt? — — — Seit vier Tagen wieder auf dem Posten? — So ist es recht! — Muss die erste Zeit sich ja recht schonen, dass ihre Krankheit nicht verschlimmert wiederkehrt! — Mein Mütterchen will sie in nächster Zeit besuchen. — Na, richtet's aus! — Adieu. — — — Fünf, — sechs, neun, zehn, elf — ein Dutzend — und dieser grosse — dreizehn — eine — doch dieser Brief ist ja an mich! — Hier aus der Stadt — und mit dem Siegel meiner geistlichen Behörde! — Sollt es? — — So schnell? — Hab doch vor kurzem erst die Probepredigt hier gehalten. — An den Pastor — Pastor!? — O, Gott wär's möglich, dass die Entscheidung schon gefällt? — — Was hilft das Zaudern. — Das Siegel schnell gelöst! — — O, Gott! — „Der Kandidatus Herm. Wille ist — — ist zum Pastor der Gemeinde hier gewählt.“ — — — — — O diese Freude! — Das Ziel, nach dem so viele Jahre ich mit Fleiss gestrebt, es ist erreicht! — — Hätte doch mein Vater diese Stunde erlebt! — — — — Welch köstliches Geschenk zu Mütterchens Geburtstag heut! — Noch schläft sie sanft, — träumt — von wem mags Mütterchen wohl träumen? — Vielleicht von meiner Elsa drüben, der sie seit vielen Jahren die Mutter hat ersetzt. — Ihr Lieblingswunsch, lieb Else als mein teures Weib zu sehen, soll sich nun bald erfüllen! — Ich hole mir von ihrem Vater heute noch die Antwort — bitte ihn um seiner Tochter Hand! Er hat mir sie zugesagt, wenn ich erst in Amt und Würden bin. — —

Schnell den Geburtstagstisch noch hergerichtet. — Dies weisse Tuch darüber, muss meine Schnitzereien drauf verdecken — Das Sträusschen, mit den gelben Rosen, Mutters Lieblingsblumen, taufunkelnd frisch, — ah! — wie sie duften — stell ich hier in die Mitte. — Links und rechts die kleinen Liebeszeichen, die ich gestern für's Mütterchen gekauft — und hier die Briefe. — So — Nun schnell noch einen Blick zum Mütterchen! — Schläft so sanft! — Lächelt selbst im Traum mir zu. — Wach mir nicht auf, bis ich zurück! — — — Ob ich auch noch den Kaffee heut bereite? — Hab's sicherlich noch nicht verlernt seit meiner Studienzeit. — Doch lass ich's lieber sein! — Zum Geburtstag muss es ein ganz besonders guter werden. — So mag's die Else übernehmen! — Nun fort! — Zu ihr! — —

Wie schön erscheint mir heut des Schöpfers Wunderwelt! — Der Lerche Jubilieren klang mir noch nie so herrlich! Stimmte am liebsten gleich mit ein. — — — Den kurzen Weg hier links noch bis zum Gartenpförtchen. — Schon bin ich da! — Sieh da, die Else! — Pflückt ein Sträusschen! — Ob's für mein Mütterchen bestimmt? — Ihr weisses Kleid, wie steht es gut der lieblichen Gestalt! — Zu ihr! — Doch — was nun? — Die Gartenthür ist fest verschlossen! — Mich hindert's nicht! — Drum über sie hinweg in's Gärtchen. — S'ist nicht das erste Mal. — Sie hat mich nicht gesehen. — Husch, hinter diesen Apfelbaum. — — Elsa! — Elsa! — Sieht sich verwundert um, doch sieht mich nicht. — Elsa! — — Ah! — — Schnell eilt sie auf mich zu. — Elsa! — Mein herzig Lieb! — Zum Morgengrusse bitt ich um einen Kuss! — — Wie! — Du suchst dein Köpfchen schen vor mir zu bergen? — Der Vater! — Else, Mädel, das fordert Sühne! — Hier lies den Brief. — Nun Lieb? — Du bist? — Ja, ich bin — jubelst auf — Frau Pastor — bekomme ich nun den Kuss? — Hast du mich noch ein wenig lieb? — So recht, an meiner Brust. — Mein teures, teures Lieb! — — Denkst du noch an die Stunde, wo ich, ein fröhlicher Student, vor deinen Vater trat, ihn bat, mir dein kleines Händchen nicht zu verweigern. — Ich wusst' es ja, er hatte mich ins Herz geschlossen. — Es wurd' uns schwer, als er uns warten hiess, bis ich die Stellung mir errungen, nach der ich strebte! — Nun ist mein Ziel erreicht! Wirst jetzt mein teures Weib! — — Im Kusse giebst du mir die Antwort. — (innig) Meine Elsa! (aufhorchend) — — — — Da kommt der Vater! — Willst mir deine Hand entziehen? — Nein, Lieb, die geb' ich jetzt dir nicht mehr frei! — — Guten Morgen, Vater! — Mach' nur ein freundliches Gesicht! — Schaust uns verwundert an! — Der Pastor Herm. Wille, dir nicht ganz unbekannt, und deine Tochter empfehlen sich gehorsamst als Verlobte! — Vater, lies diesen Wunderbrief! — — Du gab'st mir das Versprechen, deine Tochter meine Braut zu nennen,

wenn ich mein Ziel erreichte! — — Lieb' Else, hilf mit mir den Vater bitten! —

Junge! — ruf'st du aus! — Herr Pastor, Vater! Muss schon jetzt auf meine Würde halten. — — Du willigst ein! — — Nimm unsern Dank! — — Sollst es auch nie bereuen, dass du mir heute deinen grössten Schatz anvertraust! — Meine Mutter? — Nein, noch weiss sie nichts! — Lass' uns zu ihr hinübereilen und mit der frohen Botschaft sie begrüssen. — Komm Vater! — Ich geh' mit Else dir voraus! — — — —

Mein teures Lieb! — Nun sind wir bald vereint. — Wenn meine Elsa als Hausfrau schalten, für's Männchen sorgen wird, dass es sich wohlfühlt in dem eignen Heim — wie freu' ich mich darauf! — — Willst heute schon mein Mütterchen vertreten!? — Hab Dank! — Kommst meinem Wunsch zuvor. —

Sieh doch, da ist sie schon! — Der Rosenduft hat sie aus dem Schlafe geweckt. — Das Tischchen deck dich ist von ihr gefunden, doch vom Herrn Sohne sieht sie keine Spur! — Ah, — jetzt hat sie uns erblickt! — Winkt mit dem Sträusschen, dass ich ihr gepflückt! — Mutter! — Guten Morgen! — Den besten Glückwunsch nimm von deinem Sohn zum Wiegenfest! — — — Hier bring' ich dir auch mein Geschenk! — Elsa, deine Tochter! — Meine liebe, liebe Braut! — Bin heut zum Pastor an der Kirche hier ernannt, wo mein lieb Mütterchen am Sonntag stets zu finden ist! — Mutter, — liebes Mütterchen! — Du weinst! — Drückst Elsens Vater stumm die Hand, legst segnend dann die Hände uns auf's Haupt und sprichst: „Zuviel des Glücks!“ — Mütterchen! — Heute ist doch dein Geburtstag. —

Deutsche Poesie im Auslande.

II.

In meinem ersten Artikel habe ich den Leser nach Nord-Amerika geführt; jetzt bitte ich ihn, mich nach Böhmen begleiten zu wollen. Ist denn Böhmen ein Ausland? So höre ich fragen. In politischer Hinsicht zweifellos; aber schon vor dem Ausscheiden Deutsch-Österreichs aus dem deutschen Staatenbunde im Jahre 1866 hat die Czechische Mehrheit der Bewohner Böhmens aus ihrer Abneigung gegen die unfreiwillige Zugehörigkeit zum deutschen Reiche niemals ein Hehl gemacht, und wer die neuere Geschichte dieses Landes kennt, der weiss, mit welcher Ausdauer, mit welcher Rücksichtslosigkeit, ja mit welchem Grimm 3¾ Millionen Czechen an der Unterdrückung der 2¼ Millionen Deutschen in Böhmen arbeiten und auf ihre Endziele, die Czechisierung des ganzen Landes und die Herstellung der „Krone Böhmen“ lossteuern. Diese Bestrebungen sind schon sehr alten Datums, traten doch aber erst nach der europäischen Revolution von 1848 mehr in die Erscheinung, als die Czechen in dem deutschen Parlament zu Frankfurt a. M. die drohendsten Gefahren für ihren nationalen Bestand zu erblicken meinten. Mit konsequenter Zähigkeit suchten sie ihre Pläne durchzuführen, und nach 35 Jahren sahen sie sich auch vor dem ersten wirklichen Erfolge: sie hatten die Mehrheit im böhmischen Landtage erreicht und setzten nun, Dank der bekannten Ausgleichspolitik des Grafen Taaffe einen Antrag nach dem andern durch, der die Majorisierung der Deutschen oder gar ihre Vernichtung in sich barg. Diese Czechischen Vorstösse sind nun in neuester Zeit aber so unverschämt geworden, dass der Regierung selber vor den Geistern bange wird, die sie erst gerufen hat und nun nicht wieder los werden kann. Hand in Hand mit den politischen Bestrebungen der Czechen gingen auch ihre litterarischen. War gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von einer czechischen Litteratur überhaupt kaum die Rede, so nahm dieselbe, besonders seit 1820, einen immer gesteigerten Anflug, und seitdem 1830 in der „Gesellschaft zur Herausgabe czechischer Bücher“ ein Mittelpunkt litterarischer Bestrebungen und litterarischer Thätigkeit gewonnen worden, regten sich die Geister allerorten auf dem Gebiete der czechischen Litteratur nach ihren verschiedensten Beziehungen, so dass dieselbe heute eine ganze Reihe Dichter, Schriftsteller und anderer wissenschaftlicher Capacitäten aufweist. Auch diese litterarischen Bestrebungen verfolgen keinen andern Zweck, als das Deutschtum in Böhmen zurückzudrängen und die deutsche Sprache womöglich gänzlich auszurotten; und gerade in der Gegenwart stehen sich Czechen und Deutsche in der heissesten Kampfluft gegenüber.

Mitten in diesen Kampf hat sich nun auch ein junger Lehrer gestellt, Eduard Fedor Kastner, der das Panier des Deutschtums fest in die Hand genommen hat und um dasselbe alle diejenigen schart, die gleich ihm dem Gegner auch keinen Fussbreit deutscher Eigenart überlassen wollen. Im Jahre 1891 gründete Kastner — er amtierte damals noch in dem böhmischen Bade Eichwald — eine Monatsschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“, die sich über alle Gebiete des Schönen verbreitet. Es liegen von derselben nunmehr drei Jahrgänge vor, und ein Einblick in dieselben ermöglicht es, dass wir ein sicheres Bild von dem gewinnen, was der Herausgeber in diesen drei Jahren erstrebt und erreicht hat. Den grössten Raum der Monatsschrift nimmt ja die schöne Litteratur ein. In jedem Heft bietet uns der Herausgeber zuerst das Lebensbild eines oder mehrerer deutsch-böhmischer Dichter und Schriftsteller und fügt diesem Lebensbilde zur Charakterisierung eine grössere Anzahl von Dichtungen des betreffenden Autors bei. Wir finden da nicht nur bereits verstorbene oder jetzt im Greisenalter stehende Poeten, wie Leo Nagel, Juliane Ebert, J. Tandler, Th. Held, J. Mauthner, H. Gradl, Jul. Rosen, Jos. Rank, K. Goldschmidt, L. A. Frankl, Graf Zedtwitz, A. J. Wolf, Joh. Leitenberger, H. Pindter, Alfr. Meissner, J. K. Tobisch — sondern auch Dichter, welche noch in der Vollkraft ihres Schaffens stehen, wie G. Pawikowski, Peter

Philipp, Rich. Kralik, Hans Sommert, A. Ohorn, Osk. Teuber, Jul. Vatter, H. Swoboda, A. A. Naaff, Frau Antonie de Giorgi, Elly Reuss, Ernst von Gnad, Kurt von Zelau — ja selbst der jüngere Nachwuchs ist vertreten durch K. W. Gawalowski, K. E. Altona, Ottilie Bibus, H. Cl. Cosel, Eugen Raaben, Frdr. Adler, Karl Fels, K. Eichler, Jos. Keller. Ein reiches Bild poetischen Lebens. An diese Einzelbilder schliesst sich dann eine Sammlung von Dichtungen in Poesie und Prosa verschiedener Dichter in und aus Böhmen, und darin ist nicht nur die Dialektdichtung, sondern auch die Novelle vertreten. Zwischendurch laufen Artikel über Litteraturgeschichte, wie „Zum deutschen Frauenschrifttum in Böhmen", — „Volkstümliches und mundartliches Schrifttum in Deutschböhmen", — „Böhmens deutsche Litteratur im 16. Jahrhundert", von denen besonders der letzte hochinteressante Resultate des Forschers bietet. — Die deutsche Musik in Böhmen wird illustriert teils durch Biographien hervorragender Musiker und Musikschriftsteller (Theodor Krittner, Emil Kühns, Ed. Tauwitz, Ldw. Grünberger, Camillo Horn, J. F. Kittl, J. W. Kalliwoda, Jos. Tichatschek, Jos. Groh, Eugen Gura, J. J. Abert, W. Steinhart, Frz. Jos. Schüttky) teils durch Kompositionen deutscher Lieder und durch wissenschaftliche Artikel über Musik, während der dramatischen Kunst Rechnung getragen wird durch eingehende Berichte über Aufführungen an den hervorragenden deutschen Theatern in Böhmen. Selbst die bildenden Künste werden in den Rahmen des Ganzen hineingezogen, und Artikel über „Malerinnen der Gegenwart in Böhmen" — „Das archäologische Institut in Prag", — „Die Kunstausstellung im Rudolphinum", — „Prager Kunstleben" u. s. w. gewinnen die ungeteilte Aufmerksamkeit des Lesers. — Besprechungen von litterarischen Produktionen deutsch-böhmischer Dichter und verschiedene litterarische Notizen bilden den Schluss jedes Monatsheftes. Zahlreiche Illustrationen, teils Bildnisse von Dichtern, Musikern und ihren Geburtsstätten, teils Erläuterungen zu den novellistischen Stoffen verschönern das Werk.

Damit hätte ich kurz den Inhalt der reichhaltigen drei Bände skizziert. Kastner steht als Herausgeber weniger auf dem Standpunkt des Politikers als vielmehr auf dem des Aesthetikers und Künstlers, aber indem er in seinen Monatsheften alle deutschen Kräfte sammelt, die auf diesem oder jenem Kunstgebiete einige Bedeutung haben, will er das deutsche Volksbewusstsein kräftigen, das Nationalgefühl stärken, will er den Deutschen in Böhmen zeigen, welche Fülle an Kraft und Leistung ihrem Stamme innewohnt, will er die Liebe zu deutschem Wesen in ihrer Brust wach erhalten und stetig schüren: und somit dient er ja auch indirekt dem hartbefehdeten Deutschtum in Böhmen. Wir draussen im deutschen Reiche bethätigen uns ja in mannigfacher Weise an der Erhaltung der deutschen Sprache im Auslande und bringen gern für den „Deutschen Schulverein" unser Scherflein: lenken wir darum einmal unsere Opferwilligkeit auf „Böhmens deutsche Poesie und Kunst", indem wir für Verbreitung dieses durch innere Vortrefflichkeit und durch nationales Streben gleich ausgezeichneten Jahrbuchs nach Kräften Sorge tragen. Eine Ausgabe von Mk. 7.50, für welche dasselbe vom Herausgeber — jetzt in Wien XVIII, Neugersthof, Höhnegasse 24 — oder durch die litterarische Anstalt von August Schulze in Leipzig zu beziehen ist, dürfte nicht zu hoch erscheinen, um die Lebensfähigkeit eines Werkes zu steigern, das einer deutschnationalen Sache dient.

Nachschrift. Vorstehender Artikel war schon zur Absendung in die Druckerei bereit, als mir noch ein Büchlein zuging, das wohl verdient, in den Rahmen dieses Artikels hineingezogen zu werden, da es dieselben Ziele verfolgt wie die Kastner'sche Monatsschrift. Es betitelt sich: „Prager Dichterbuch. Herausgegeben von Heinrich Teweles. Prag 1894. Friedrich Ehrlich's Buchhandlung." Das Buch ist auf starkem Büttenpapier gedruckt, umfasst 252 Seiten und kostet gebunden nur 3 Mk. Kein Vorwort leitet dasselbe ein, in welchem sich der Herausgeber über Zweck und Plan des Buches, über den Prager Dichterkreis und seine Auswahl aus demselben u. s. w. ausspricht. Nur eine Notiz auf der Innenseite des Deckels besagt, dass es „mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen herausgegeben" wurde. Somit überlässt der Autor es ganz dem Ermessen des Lesers bezw. des Rezensenten, von dieser Anthologie zu denken, was er will. Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei Abteilungen, in „Verse" und „Prosa"; zehn Dichter aus Prag haben dazu beigesteuert, also eine verhältnismässig nur geringe Zahl aus dem Kreise der deutschen Dichter in der böhmischen Königsstadt. Bekannt sind uns von ihnen Friedrich Adler, Franz Herold, Alfred Klaar, Joseph Willomitzer und der Herausgeber Heinrich Teweles, während die Namen Hans Liebstöckl, Hugo Salus, Richard Schubert, Robert Austerlitz und Laska von Oestéren uns hier zum erstenmale entgegentreten. Bei aufmerksamem Lesen gewinnt man sofort den Eindruck, dass der Herausgeber sich in der Zahl seiner Mitarbeiter nur aus dem Grunde beschränkt haben kann, weil er mit seiner Anthologie wirklich etwas Gutes bieten wollte. Sie sollte kein Sammelplatz aller Dichter und Dichterlinge in Prag werden, welche bei einer grossen Fülle von Namen doch recht viel schwache und mittelmässige Leistungen aufweisen würde. Denn wenn dem Deutschtum in Böhmen durch poetische Schöpfungen ein wirksamer Dienst erwiesen werden sollte — und dieser Zweck lag doch gewiss vor — so durfte der Herausgeber nur solchen Beiträgen die Aufnahme gewähren, welche vor der Kritik bestehen können. Ist nun auch nicht alles gleichwertig, was uns in dieser Sammlung geboten wird, so ist doch nichts unbedeutend und wertlos. Mag man die Novellen von H. Teweles, A. Klaar, oder die mehr feuilletonistisch gehaltenen Arbeiten von

Willomitzer, Austerlitz und Oestéren lesen; mag man sich in die poetischen Ergüsse eines Frdr. Adler, Franz Herold u. a. vertiefen: immer wird man das Buch mit Befriedigung aus der Hand legen. Und deshalb sei ihm dies Wort der Empfehlung mit auf den Weg gegeben.

Nauen. **Franz Brümmer.**

Der schwarze See.

Wie meine Seele tief und traurig,
Du düst'rer, stummer Wasserplan,
So starrst du regnungslos und schaurig
Empor nach meinem leichten Kahn.

Doch lieblich blüh'n die Wasserrosen
Rings unterm wald'gen Uferhang,
Und schimmernd schwebt des luft'gen, losen
Gewölkes Bild die Flut entlang. —

O dunkler See, willst du mir zeigen,
Dass keiner ganz verlassen ist,
Und dass, mag es auch duldend schweigen,
Kein Herz der Himmel ganz vergisst?

Gera. **Reinhold Fuchs.**

Vor dem Wetter.

Grellweisse, blendende Wolken zieh'n
Über den blauenden Himmel dahin,
Goldgrün huscht's über die Tannen.

Schmetternder, trillernder Vogelgesang
Schwingt sich die blühenden Büsche entlang,
Buntfalter flattern von dannen.

Tief in die raschelnden Birken sich biegt
Zärtlich der Lenzwind, von Liebe besiegt,
Rauschen und rieseln die Blätter. . .

Hinter den Hängen in atmender Gier
Gegen die Sonne mit schwarzem Visier
Wappnet sich hämisch das Wetter.

Wien. **Richard Schaukal.**

Rafaels Transfiguration.

(Altargemälde im Dom zu Riga.)

Hinauf den Blick aus diesem Thale der Verwesung
Zur lichten Höhe, wo die Auferstehung winkt,
Und satt das Auge sich am Glanz des Himmels trinkt! —

Aus Leid und Trübsal hier, durch Krankheit — zur Genesung,
Dorthin, wo aus der Welt des Lichts ein Schimmer dringt
In diese Welt der Elenden. — — getröstet sinkt
Das Haupt zu Seinen Füssen, der den Frieden bringt
Aus Erdenkampf und -weh; — des Glaubens Arm umschlingt
Ihn sehnsuchtsvoll dort auf dem Berge der Erlösung.

Bethel (Saba). **Carl Hunnius.**

O klage nicht.

O klage nicht, dass deine Zeit
Verrauschte ohne Glück,
Denn ach, Verlor'nes bringet dir
Kein Klageruf zurück.

Schau um dich, sieh, es ist noch Zeit
So lang das Herz sich regt,
Glück zu umfassen, wenn's sich beut, —
Ein Thor der lange wägt.

Denn zweifelnd Wägen gleicht dem Wurm,
Der jede Frucht zerstört —
Glück klopft an jedes Menschenherz,
Doch oft wird's überhört.

Drum wäge nicht, drum wage kühn,
Vertrau der eignen Kraft. —
Die schwersten Leiden dieser Welt
Sind, — die man selbst sich schafft. —

Erfurt. **Pauline Hoffmann von Wangenheim.**

Gedenken.

Ich denke dein,
Wenn zitternd auf des Bettes Linnen
Der silberblasse Mondschein liegt
Und sich in willenlosem Sinnen
Mein Herz in schwere Träume wiegt.

Ich denke dein,
Wenn rot vom Frühlichtstrahl getroffen,
Die mattbetaute Scheibe weint
Und mit der Sonne neues Hoffen
Auch mir in meine Seele scheint.

Bremen. **Heinrich Bierbaum.**

Begegnung.

Jüngst schlenderte ich im Sonnenschein
In den lichten, klaren Frühling hinein;
Im Tiergarten war es, und da ich grad
Meist liebe den abgelegenen Pfad
Und weniger Menschen da waren, denn je,
War ich fast allein in der Allée.
Und wie ich nun so gehe und just
Mir pfeife ein Liedchen nach Herzenslust,
Biegt kurz vor mir in den Weg ein Paar,
Die eine wohl die Mutter war,
Die andere die Tochter. Unter dem Hut
Quoll über die Schulter ihr eine Flut
Lichtbrauner Haare im Sonnengeflimmer;
— Für schöne Haare schwärme ich immer —
So musste mich auch die Lust anwandeln,
Mit dem kleinen Backfisch anzubandeln;
Mich lockte das Haar, so glänzend wie Seide.
Langsam, bedächtig gingen beide,
Haben nach allen paar Schritten geruht. —
Ich holte sie ein, zog artig den Hut —
Das Mädel hat gar nicht aufgeblickt,
Nur die Alte hat leise dankend genickt. —
Und ich mit dem schönsten Kratzefuss:
Gebührt meinem Gruss kein Gegengruss?
Da schlug das Mädchen flehend empor
Lichtlose Augen im Thränenflor. —

Die Mutter weinte — „Verzeiht dem Kind.
Verzeiht ihr doch, sie ist ja blind:“ —
Ich wandte mich ab und schwieg ergriffen,
Hab an dem Tag nicht mehr gepfiffen.

Berlin. **Siegfried Engel.**

Neues Leben.

Was mich gequält in einsam nächt'gen Stunden,
Das Reich der Jugendfreude mir verschloss,
Sich in des Herzens schmerzdurchzuckte Wunden
Von neuem stets als ätzend Gift ergoss,
Das sollte wie ein böser Traum nun schwinden,
Und ich dich endlich heute wiedersehn,
Das Freundschaftsband als Trauermantel winden
Um der Erinnerung letztes Lebenswehn.

Da stand ich nun, des ersten Schneees Flocken
Durchgaukelten die Luft im lust'gen Spiel,
Als wär's des Winters stolzes Siegsfrohlocken,
Dass ihm der Sommer doch zum Opfer fiel.

Das passte zu der Stimmung der Gedanken,
Die freudige Erwartung nicht belebt,
Nein seltsam bang und träge vorwärts wanken,
Von einem dumpfen Angstgefühl umschwebt,
Als wollte man mich zum Schaffote holen,
Mein Haupt dem Henker längst verfallen sei,
So blickt ich um mich ängstlich und verstohlen —
Da nahtest traulich grüssend du herbei.

* * *

Die Flocken ruhten längst vom wilden Tanze,
Dumpf unterm Tritte klang ihr Sterbelied;
Als ich umwölbt vom lichten Sternenglanze
Nach stummem Händedrucke von dir schied.
Mir war's, als hätt' ich wirklich doch empfangen
Vorhin als Märtyrer den Todesstreich,
Wär durch des Grabes Pforte eingegangen
Still in der sel'gen Geister lichtes Reich,
Denn konnt' es wirklich diese Welt gewähren,
Dass die Versöhnung lichthell uns umspann
Und all mein wildes Hoffen und Begehren
Im Meere der Glückseligkeit zerrann? — —

Berlin. **Wilhelm Becker.**

Jugend.

Im Eisenschuh durchstürmt der Nord die Pfade
Wo sich der Elfe weisser Fuss erging.
In Duft und Dunst verdämmert das Gestade,
Wo mit dem Goldnetz uns die Liebe fing.

O du mein Mädchen! Lass die Scheite flammen
Auf roten Lippen glüh' der rote Wein —
Was junges Mutes, das gehört zusammen,
Und draussen mag der Wolf, der Winter, schrei'n.

Komm'! Lass' uns küssen, eh' die Aschen sinken,
Von kalter Feuerstatt die Sorge grinst —
Der Becher schäumt, o lass uns küssen, trinken!
Auch uns'rer Jugend gilt der Nacht Gespinst.

Kilchberg-Zürich. **Victor Hardung.**

Nachtgebet.

Still neigt die Nacht sich nieder
Zum duftenden Gefild.
Des Seees Wellen malen
Des Mondes schwankend Bild.

Leicht schaukelt noch die Weide
Am hohen Ufersaum.
In ihrer Hut singt leise
Ein Vogel sich in Traum.

Die wehmutsbange Weise
Erweckt der Trennung Pein.
In Sehnsuchtsschmerz versunken
Denk' ich, Geliebte, Dein.

Uns trennen Raum und Zeiten,
Doch wird mein heilig Fleh'n
Als lichter Engel schützend
An Deinem Lager steh'n!

Dabrun b. Wittenberg. **Richard Erfurth.**

Trost.

Und wenn ich ganz verlassen wär',
Der Blume gleich am Pfade,
Ich baute auf ein Ungefähr
Von einer Liebsten Gnade!

Die Blume, die verlassen steht,
Wird nimmer übersehen,
Es lässt, wer dort vorübergeht,
Sie selten einsam stehen.

Ein Mädchen steckt sie an die Brust,
Dort darf sie sanft sich wiegen:
So will auch ich in voller Lust
An eine Brust mich schmiegen.

Und muss die Blüte auch vergeh'n,
Ihr wird ein Glück beschieden,
Das viele And're neidisch seh'n,
Weil es sie stets gemieden!

Forst N.-L. **Franz Hirschfeld.**

Wo bleibt das Glück?

Mein Leben währt so lange schon,
Wo bleibt das Glück, wo bleibt der Lohn
Für Kummer, Leid und Mühen?
Wem's nur auf Erden nützen mag,
Dass ich ihn friste, Tag für Tag,
Den Funken im Verglühen?

Und ob's auch viel der Freuden giebt,
Und ob auch alles schafft und liebt,
Mir ward die Welt zur Fremde.
Dem Dirnlein ähnlich es ergeht,
Das Winters vor der Thüre steht
Im dünnen Leinenhemde.

Des Abendtisches Schimmerlicht,
Das traulich durch die Scheiben bricht,
Vergrössert nur ihr Härmen:
Sie seufzt und weint, es friert sie sehr,
Ihr Hemdlein rückt sie hin und her
Und kann sich nicht erwärmen.

Der Mond, der durchs Gewölke schleicht,
Mit hellem Schein die Brust ihr bleicht,
Die Wangen und die Stirne.
Hoch über ihrem Angesicht,
Da funkelt starr, da funkelt licht
Die Heerschar der Gestirne.

Ihr Sterne, denkt sie, habt es gut,
Nicht Kälte spürt ihr und nicht Glut.
O weh mir armem Kinde,
Dass Lieb ersehnend ich die Spur
Der eig'nen müden Füsse nur
Im Schnee, im tiefen, finde.

Horn (N.-Österr.) **Hanns Weber.**

Decadence.

(An **Arthur Schnitzler.**)

Ein morsches Wrak gebrochner Willenskraft,
Umhergepeitscht vom Sturm der Leidenschaft,
Schwankt eure Seele — haltlos, ohne Ziel,
Des Augenblicks, der Stimmung flücht'ges Spiel.
Die Stirne glüht wie eines Fieberkranken
Von phantasiegebornen Lustgedanken;
Im Boudoir ein daunenweicher Pfühl,
Ein Patschuliarom berauschend schwül,
Und üpp'ger Glieder halbverhüllte Spuren
Im Rosalicht verschwimmender Konturen.
Lau weht der Nachtwind, die Portièren wallen,
Hinsterbend ein gebrochnes Liebeslallen.

— — — — — — — — — — — — — —

Manchmal ein Schrei. Aus der Verwesung Moor
Schreit eure Seele wild zu Gott empor,
Sie schreit empor, jedoch die Kraft gebricht.
Und still verblutend strömt das Rosalicht.
Im Orgienrausche wüster Sündenfeier
Verträumt sich süss der Schmerz der Todeswunde.
Doch lauernd schwebt im dunklen Hintergrunde
Der Selbstzerfleischung gier'ger Seelengeier.

Wien. Josef Schmid-Braunfels.

Twee Pirow'er *).

De Englänner hat een'n Sparr'n,
De Franzos mokt sich to'n Narr'n.
De Berliner hat een groot Mul,
De Pirower, de is mulful.

Ens föhrt de Vullbur Krischan Schmok
Mit sienen Nowar Fritzer Klok
Noh d' Stadt. Se har'n de Händ' sich drückt,
Har'n beten an die Mutzen rückt
Un wären stegen in d' Kalesch.

As se nu kömen ran noh Bresch,
Wo een Schlag Weiten wär to seh'n,
Seggt Schmok
To Klok:
„De Weiten, de steiht schön!“

Bur Klok kickt sich den Weiten an,
Und Schmok, de tippt de Perd bet an.
Un beid', de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

*) Pirow ist ein Dorf in der Priegnitz, 2 bis 3 Meilen von Perleberg entfernt.

Singt wo een Lerch sich in de Höcht,
Kickt jedwer noh un jedwer söcht;
Un beid', de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

Löppt mol een Hosen öwer'n Weg,
So kicken 's noh, bit he is weg;
Un beid', de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

Een Handwerksbursch köm bi se ran
An'n Wog'n, sprök üm een Gaw se an;
Un beid', de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

Doch as se köm'n noh Perl'berg ran,
Wo'n schönen Weitenschlag füng an,
Seggt Klok
To Schmok:
„De ok!“

Berlin. Hermann Graebke.

Die umfangreiche „Litterarische Rundschau“ und die Rubrik „Zeitungsschau“ mussten aus technischen Gründen für die nächste Nr. zurückgestellt werden.

Die Schriftleitung.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

IX. Reinhold Fuchs.

Unter den Lyrikern der Gegenwart nimmt *Reinhold Fuchs* eine eigenartige, sehr geachtete Stellung ein. Obgleich er ein durchaus moderner Poet ist, gehört er zu denjenigen Dichtern, die von der sogenannten „alten Schule“ am wenigsten angegriffen werden; mit besonderer Vorliebe bieten deshalb unsere hervorragendsten Familienzeitschriften seine Poesieen den weitesten Kreisen. Wenn Reinhold Fuchs sich auch von den unerquicklichen litterarischen Kämpfen der Gegenwart fernhält, so beruht die erwähnte allgemeine Beliebtheit doch ausschliesslich in der allen Herzen sympathischen Eigenart seiner der tiefsten Seele entquellenden Poesie. Fuchs weiss Stimmungsbilder von berückender Einfachheit und Schönheit zu schaffen, und besonders wohlthuend wirkt dabei die Wahrheit und Wärme seines dichterischen Empfindens. Man lese nur einmal „Abend am Strande“ ([Arkona] aus „Velhagen & Klasings Monatsheften“):

Dunkel wird's, die Winde tosen,
Und die Brandung donnert schwer,
Doch wie Duft von jungen Rosen
Zieht es schmeichelnd über's Meer.

Ist's ein heimlich Seelengrüssen,
Was dich wundersam beglückt,
Von der Trauten, von der Süssen,
Die du jüngst ans Herz gedrückt? —

Ohne Küssen, ohne Kosen,
Ach, wie wär' die Welt so leer! —
Wie ein Hauch von blüh'nden Rosen
Schwebt es überm dunkeln Meer . . .

Dass Reinhold Fuchs ein Meister der poetischen Form ist, beweist er nicht nur in seinen lyrischen, sondern auch in seinen episch-lyrischen Gedichten, von denen besonders die Nordsee-Erinnerung „Inge“ sich grossen Erfolges erfreute.

Im Jahre 1886 gab Reinhold Fuchs seine nun vergriffene erste Gedichtssammlung heraus. Vier Jahre später erhielt er für sein zweites Werk „Strandgut“ *) den Augsburger Schillerpreis; in kurzer Zeit erlebte die Sammlung ihre zweite Auflage. Ausser poetischen Beiträgen lieferte Fuchs für eine Reihe Zeitschriften und Zeitungen Essays und Reisebeschreibungen. Der Dichter wurde am 8. Juni 1858 zu Leipzig als Sohn eines königlich-sächsischen Beamten geboren, besuchte das Realgymnasium zu Chemnitz und studierte Philosophie und neuere Sprachen in Leipzig und Genf. Dann war er als Lehrer in Dresden, Bautzen und Leipzig thätig und wirkt gegenwärtig als Lehrer für Deutsch und Französisch an der Amthorschen höheren Handelsschule in Gera. Vielfache Reisen durch ganz Deutschland und nach dem Süden gaben ihm reiche Anregungen zu seinem poetischen Schaffen, dessen Früchte ihn zu einem der beliebtesten Lyriker der Gegenwart gemacht haben.

*) Siehe die Besprechung von „Strandgut“ in Nr. 12 I. Jahrg.), S. 161 der „N. l. Bl.“

Eingesandte Neuerscheinungen.

W. Leinung und **R. Stumvoll**, Aus Magdeburgs Sage und Geschichte. Mit 1 Titelkupfer, 3 Doppeltafeln, 1 Vollbild und zahlreichen Textabbildungen. Magdeburg 1894, Verlag von Jul. Neumann.

Franz Jos. Bronner, Kriewige G'schicht'n aus dem Gebirg. München 1894, Verlag von M. Poessl. Preis geb. Mk. 1,50.

Walther Siegfried, Fermont. Roman. München 1894, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, Preis Mk. 4, geb. in Liebhaberband Mk. 6.

R. von Seidlitz, Der Kastl vom Hollerbräu. Roman aus der Münchener Brauwelt. München 1894, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 4.

Heinrich Teweles, Prager Dichterbuch. Prag 1894, Verlag von Friedrich Ehrlich's Buchhandlung (Kuczer).

Elise Degen, Alpenmärchen und Skizzen.

Elise Degen, Heideblumen. Gedichte. Regensburg 1893, Verlag von G. Bössenecker, (A. Stender).

Maurice Reinhold von Stern, Erster Frühling. (Ein Sonettenkranz) und andere Gedichte. Dresden und Leipzig 1894, E. Pierson's Verlag.

Eduard Schmidt-Weissenfels, Der gute Genius. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1893, Deutsche Verlagsanstalt. Preis brosch. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Carl Küchler, Die Faustsage und der Goethe'sche Faust. Leipzig 1893. Verlag von Gustav Fock. Preis Mk. 1,20.

Franz Litterscheid, Erste Veilchen. Gedichte. Zürich, Erfurt, Leipzig 1894, Verlag von Eduard Moos.

Karl Philips, Klein Emmely und andere Gedichte. Bonn 1893, P. Haustein's Verlag.

Alexander Engel, Das Recht auf Thorheit. Geschichte einer Schellenkappe. Dresden und Leipzig 1894, E. Pierson's Verlag.

Graf Leo N. Tolstoi, Das Nichtsthun. Mit Genehmigung des Verfassers unter Ergänzung der Censur-Lücken nach dem Originalmanuscript aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin 1894, Verlag von Otto Janke. Preis 50 Pfg.

Leo Tolstoi, Das Reich Gottes in uns. I. — Eine russische Rekrutenaushebung. — Das Nichtthun. Aus dem Russischen übersetzt von W. Henckel. München 1894. Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 1.

Wilhelm Jensen, Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. 2. Aufl. Berlin, Emil Felber.

Adolf H. Povinelli, Mönch und Herzogin. (Mit einem Titelbilde von Alois Greil). Leipzig 1894, Verl. v. Wilhelm Friedrich. Preis Mk. 3.

S. Barinkay, Lava. Ein Jahr aus meinem Leben. Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich.

(Die eingesandten Zeitschriften werden in nächster Nr. zusammengestellt.)

Beurteilungen.

Hermann Hango. Neue Gedichte. Wien 1893, A. Hartleben's Verlag.

Das schöne Büchlein freut mich um so mehr, als es den klarsten Beweis dafür liefert, wie unrichtig die Anschauung ist, dass in Österreich alles litterarische Leben darniederliege, dass an den Ufern der Donau die Poesie wie ein Dornröschen schlafe und den Königssohn vergeblich erwarte, der es wach küssen soll. Wahrscheinlich dürften die bösen Zungen im Rechte sein, die da behaupten, Dornröschen sei ganz munter und verschmähe es nicht, sich von mehreren Prinzen der Reihe nach küssen zu lassen, obwohl sie es, da sie doch schon längst erwacht sei, eigentlich gar nicht nötig habe.

Es ist nicht gut möglich, über eine Sammlung von Gedichten in wenig Worten zu berichten. Jedes einzelne Gedicht ist ja ein selbständiges Kunstwerk und hat Anspruch auf selbständige Beurteilung. Die Eigenschaften aber, die allen gemeinsam sind, herauszufinden und kurz darzulegen, ist nicht so leicht. Es ist wohl am Zweckmässigsten, dem Dichter selbst das Wort zu erteilen. Ich setze also eines seiner Gedichte hieher:

Erreichung.

So schwer ich's auch errungen —
Jetzt ist's mein höchstes Gut,
Dass ich mein Herz bezwungen,
Dass all' mein Wünschen ruht:
Dass über meinem Scheitel
Die Mailuft friedsam weht.
Kein Sehnen, wirr und eitel,
Durch meine Seele geht;

Dass über diese Fernen
Mein Aug' so ruhig schweift,
Gehoben zu den Sternen,
Die Seele denkend reift;
Dass ich so klein mich fühle
Im Treiben meiner Zeit,
Und doch die Stirne kühle
Am Hauch der Ewigkeit. —

Das sind schöne Gedanken in formvollendeter Sprache ausgedrückt. Und siehe da, was ich so mühsam gesucht, es ist gefunden: Es ist eine gemeinsame Eigenschaft fast aller Gedichte Hango's, schöne, geläuterte Gedanken in formvollendeter Sprache wiederzugeben.

Horn N.-Östr. **Hanns Weber.**

Weben und Streben. Gedichte von H. Bonté. Leipzig, R. Claussner 1893.

Wieder ein Gedichtbuch ohne jedes individuelle Gepräge. Talent wohl ersichtlich, in formeller Hinsicht sogar nicht unbedeutend, stofflich aber ganz von berühmten Mustern abhängig. (Zumeist ist es Eichendorff, der liebenswürdige Dichter des künstlerischen Volksliedes, den man aus einzelnen Gedichten heraushört.) Zu all dem ist der Horizont des Autors so bescheiden als möglich: Lenz, Liebe, Wandern, Trinken — nicht mehr, noch minder. Traditionelle Stimmungslyrik. — Das engbrüstige Heftchen (48 Seiten in 12°) ist übrigens mit dem Portrait des Autors versehen.

Wien. **Stauf von der March.**

Eduard Stubenrauch. *Herzoglieder.* Coburg, Bonhack, 1893. — 1 Mk.

Der Verfasser hat die bedeutsamsten Momente aus dem ereignisreichen Leben des † Herzog Ernst II. mit warmer aufrichtiger Bewunderung erfasst und in acht Liedern einen Kranz an dem Katafalk des Verewigten niedergelegt. — Wir wollen die theilweise enthusiastischen Huldigungen dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen und glauben, dass er auf den Beifall seiner Landsleute und einer grossen Zahl aller Deutschen mit seinen sympathischen, frischen Dichtungen rechnen darf.

Coburg. **Meo Breo.**

Richard Schaukal. „Gedichte“. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Ein geschmackvoll zusammengestelltes Titelblatt, zierliche Kopfleisten über jedem Kapitelanfang, auf ziemlich starker und glatter Papiernummer ein sauberer und angenehmer Druck, alles in allem: die denkbar beste Ausstattung empfiehlt des hübschen Büchleins — Verleger auf's Vorteilhafteste. Die Schaukal'schen Verse allerdings — — — —. Je nun, was gehen dem Herrn Verleger die Verse an? Für **die** kann ja **seine** Verantwortlichkeit nicht haftbar gemacht werden, und ein „**ideales**“ Verhältnis zwischen Buchhändler- und Schriftstellerstand? — Das ist ja Mumpitz! Was giebt heutzutage die Welt für ein „ideales Verhältnis?“ — „Nicht einmal ein Pfund Lumpen“, um mit Fritz Hammer zu reden. **Geschäft**, alles Geschäft! „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt!“ Und jede brave deutsche Dichterseele springt, besonders wenn sie noch im Stadium des Minnesäuseltums und der reimseligen Geistreichelei steht, vor Wonne in den Himmel und zwar zumeist gleich in den siebenten, wenn sie der Nation ihr „geniales Dasein“ durch ein — von einigen dienstfertigen „Freunden“ — „sehr anerkennend besprochenes Erstlingswerk“ mit möglichst starkem „Bumbum“ avisiert weiss. — Allein: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang“: Und diese „Reu'“, sie wird sich einstellen, früher oder später, auch bei Ihnen, bester Herr Schaukal, d. h. wenn Ihr Talent, dessen wirkliches Vorhandensein die freien Rhytmen hie und da bekunden, sich in gesunder Weise weiterentwickelt. Dann —, ja dann kommen Sie sicher zu der eigenen Überzeugung, dass der weitaus überwiegende Teil der vorliegenden poetischen Stammelversuche doch wohl besser — ungedruckt geblieben wäre. — Und nun glückauf zu wackerem Vorwärtsschritt auf dem Wege strenger Selbstzucht und rastloser, zielbewusster Arbeit! — Oder wäre Ihnen am Ende mit phrasenklingelnder, beschönigender Unehrlichkeit eher gedient gewesen? — —

Strassburg i. E. **Christian Schmitt.**

Paul Fischer. *Hallucinationen.* Mit einem Prologe von *Felix Dörmann.* Leipzig, Litterarische Anstalt, August Schulze, 1894.

Decadence! Ein kampfesmüdes Entsagen, ein Sichhineinversenken in eine erotische Stimmungsschwüle, das ist der Charakter dieser Poesieen. Bahr, Dörmann, Schnitzler, Specht, Loris sind die Hauptvertreter dieser Richtung, lauter Österreicher; auch Paul Fischer ist einer. Die Decadencepoesie ist das Symptom einer sozialen Krankheit, von der die Deutschen in Österreich, besonders die Wiener befallen sind. Vielleicht werden wir auch daran sterben. Die „Rasse der Zukunft“ braucht Platz. Paul Fischer's Verse sind glatt und lassen oft gar keinen Eindruck zurück, es fehlt ihnen vielfach die innere Kraft, die uns bei Dörmann gewaltsam auch in die bizarrsten Stimmungen hineinbannt. Fischer ist eben Nachahmer. Aber Talent fehlt nicht, sondern nur Selbständigkeit. Beweis: Cyklus Plain-Air. Ob ich das Buch empfehle? Nein! Ich empfehle überhaupt decadente Gedichte nicht! Glücklich der, welcher das Morphium entbehren kann!

Wien. **Josef Schmid-Braunfels.**

Zwei Lyrika. (I., *Albert Zipper, „Gedichte“*, 2. Auflage. Leipzig bei Gustav Körner. — II., *Willy Leutrodt, „Aus Traum und Wahn“* Seelische Fragmente. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1893.)

Die Gedichte A. Zippers machen uns mit keinem Talente bekannt. Es ist eine recht bescheidene Begabung, die hier alte, abgedroschene Motive in konventioneller Art wieder vorbringt. Irgend etwas von Bedeutung trifft man in diesen Gedichten nicht an; sie gehören zur „Dutzendlyrik!“ Am besten ist noch die erzählende Dichtung „Der Meister von Blaubeuren“ geglückt. Die Übersetzungen lesen sich nicht schlecht; doch fehlen mir die Originale zum Vergleich. Was die Übertragungen aus dem Polnischen anlangt, so würden auch die Originale mir nichts nützen — mangels Sprachkenntnis. Die 2. Auflage der Gedichte Zippers beweisst nicht ihre Güte, wohl aber einen netten Geschmack des Publikums.

Aus Leutrodt's „Traum und Wahn“ weht dagegen eine ganz andere Luft. Es ist ein kräftiger, jugendlich-drängender Zug in ihnen. Recht geklärt ist noch nichts und der wechselnde Überschuss von Empfindungen ist noch verteilt. Um deutlicher zu werden, arbeitet L. oft mit allerlei gesuchten und zusammengekünstelten Wortkompositionen und Häufungen, welche gerade seinem Zwecke im Wege stehen. Es wäre schade, wenn er sein Talent durch solche Manier überwuchern liesse; jung und wuchskräftig scheint es mir zu sein. Es ist das erste Mal, dass ich L. begegne; er ist jetzt noch etwas wirr und zerfahren — aber er hat unleugbare Begabung. Ich will warten, ob ich diese durch eine neue Gabe von ihm nicht noch mehr bestätigt sehe. Hoffen will ich's.

Zürich. **Dr. W. Bolza.**

Benno Rüttenauer, Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora d. i. Zwanzig frommheitere Legenden in anmutige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht. München, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis brosch. Mk. 1.50.

Bisher war mir der genannte Verfasser nur als geistvoller Kritiker bekannt gewesen, ihn als einen hervorragenden Satiriker, als einen Meister echten deutschen Humors kennen zu lernen, war mir doppelt interessant. Als ich das Buch still für mich durchgelesen, da waren mir thatsächlich vom Lachen die Wimpern feucht geworden, und als ich nun die einzelnen „frommheitern Legenden“, bei der letzten „Das Brevier des kleinen René“ beginnend, nochmals laut mir vortrug, da schrieb ich als erstes Urteil in mein Exceptbuch den Vers aus dem letzten Gedichte hinein:

„Die sind mit Worten geschrieben nicht
Und nicht mit kahlen Lettern:
Mit glühenden Farben, mit goldenem Licht
Lebendig blüht's aus den Blättern.“

Freilich, dem Finsterling, dem Poesie und Humor mit sieben Siegeln verschlossen sind, wird dieses Buch einen gelinden Schrecken einjagen. Ich empfehle ihm jedoch, einmal unbefangenen Herzens das Gedicht „Wie der kleine Franz auf der Wippe spielte“ zu lesen, — und er mag sich's gesagt sein lassen, — wenn dann in seinem Herzen nicht ein Leuchten aufgeht, ist er unverbesserlich. Wie tief durchgeistigt die Satire in diesen heiteren Gedichten, — ich möchte sie beileibe nicht Spottgedichte nennen. — ist, beweist u. a. die Legende „Sankt Georg der Andere“ (nämlich Luther). — Die prächtigen Verse sind den Stoffen angemessen gewählt und tragen zur Gesamtwirkung nicht unwesentlich bei, aber aus den Versen lacht ein Schalk treuherzig dich an: „Auch ich bin ein deutscher Poet!“ Gewiss, möge er uns noch oft solche Gaben spenden.

Hamburg. **Georg von Borry.**

Lindenblüten. Gedichte von *Rudolf Braune*. Frankenhausen (Kyffh.). Selbstverl.

Stoff und Form gleich abgegriffen, Individualität: Null. Lenzgedichte, patriotisches Bumbum-Radau über „deutsche“ Liebe, „deutsche“ Treue, „deutschen“ Sinn, „deutschen“ Mann, „deutsche“ Frau, „deutsche“ Jugend, „deutschen“ Blick, „deutsches“ Bier (bravo!), „deutsche“ Zecher („ohne Tadel“), „deutsches“ Lied, „deutschen“ Spruch („voll Seelenadel“), darauf frischfröhliche Holdria-holla-hupp-hupp-hupp's nach berühmten Mustern (der modernen Butzenscheibenlyriker oder besser: Delyriker), ein paar versoffene Balladen (d. h. Ball. von Saufbrüdern), schauervolle, in ihrer Ernsthaftigkeit wunderbar-possierliche Geschichten, endlich das obligate Fiedel-Liedel keuscher Minne: „Komm' an meine Brust, dass ich dich umfange, meiner Augen Lust“, rotes Mündchen — süsses Stündchen, Kosen — Rosen, Mädchen — Rädchen, dazwischen ein herzbrechendes Requiem „an die Ideale“:

Ruhet sanft, ihr Ideale,
Ruht in meinem Herzen aus!
Wenn die Welt auch mich nicht brauchet,
Ich jag' nimmer euch hinaus. (!!!)

Das ist das Ganze. Elende, unreine Reime, verrenkte Versfüsse, hölzerne Wendungen — kurz, eine Leistung, die ihres Gleichen sucht, aber zum Unglück auch findet! — Lindenblüten? — Ja! aber sehr vertrocknete, nicht einmal zum Thee zu gebrauchen.

Wien. **Ottokar Stauf von der March.**

„Des Horatius schönste Lieder“, der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. Dichtungen von *Hermann Stegemann*. Berlin 1893. Deutsche Schriftstellergenossenschaft.

Das vorliegende Werkchen ist eine Frucht der akademischen Studien des noch sehr jungen,

jedoch bereits aufs vorteilhafteste bekannten Verfassers. In seiner „Einführung“ rechtfertigt derselbe sein eigenartiges Unternehmen gegen etwaige Angriffe trockenherziger Philologen. Dieses Vorwort, sowohl als auch die 19 Seiten umfassenden „Erklärungen“ am Ende des Büchleins legen für die ernste und ehrliche Arbeit, deren Ergebnisse auf den 77 Seiten niedergelegt sind, beredtes Zeugniss ab. Die hier vereinigten „Dichtungen“ zeigen uns das Poetentalent Stegemanns im besten Lichte: solche Gaben vermag nur ein wirklich gottbegnadeter Dichter darzubieten. Nur 28 kürzere Stücke sind es, die hier zu einem „Sträusslein“ zusammengefasst wurden, aber jede einzelne der lieblichen Blüten ist reich an echtem, poetischem Duft. Wohl ist aus den Versen des Horaz das besondere Farbenkolorit des Altertums entfernt worden: „Zeichen und Bilder *unserer* Zeit“ haben die der altrömischen Kulturperiode ersetzt, und der Sänger aus grauer Vergangenheit erscheint uns in vollständig neuzeitlichem Gewande; doch dass diese Verjüngung vorgenommen wurde zum besten „des Geistes der Poesie“, wird schwerlich widerlegt werden können. Die auch in ihrem Äussern sich recht geschmackvoll darbietende Sammlung ist der weitesten Verbreitung wert.

Strassburg. **Christian Schmitt.**

Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volkssängers und Improvisators *Assim-Agha Güllhanendé*. Dem Neutürkischen nachgedichtet von *Bernhardine Schulze-Smidt*. Leipzig 1894, Verlag von Schmidt & Günther. Preis geh. Mk. 3, geb. Mk. 4,50.

Bei einem Werke, wie dem vorliegenden, das seiner Ausstattung nach wohl nur wenige Genossen aufzuweisen hat, wird der Kritiker vor die Frage gestellt, ob der Inhalt dem ebenso künstlerisch-geschmackvollen, wie anheimelnden Schmuck, der in vier trefflichen Bildern von *Ernst Kiessling*, in buntfarbigen Seitenumrahmungen, Insignien des türkischen Sängers darstellend, und in dem geschmackvollen Buntdruck des Leinenbandes (Halbmond in Gold mit Rosen) besteht und als ein Meisterwerk deutschen Kunstdruckes zu bezeichnen ist, angemessen bedeutsam ist. Ich freue mich, dass ich hier diese Frage nicht nur bejahen kann, sondern hinzufügen darf, dass diese „Rosenblätter des Rosensängers“ (eines Improvisators, wie sie der Süden häufiger findet) nichts von ihrem Duft durch die Übertragung in unser geliebtes Deutsch verloren haben. Die Nachdichterin hat es verstanden, die türkischen Poesieen in ihrer natürlichen Anmut, in ihrem, dem Orient so eigenen Bilderreichtum uns zu vermitteln, dass man derselben recht dankbar sein darf. Nach einem, dem „Rosensänger“ (Assim-Agha Güllhanendé) gewidmeten, stimmungsvollen Eingange, der uns für die nachfolgenden Lieder und Sprüche empfänglich macht, werden diese als „Stimmen des Gartens“, „Lieder des Ufers“ und „Weisheit“ geboten. Von der Anmut und Innigkeit der ersten Gruppe giebt das „Liedchen „Leuchtkäfer“ (S. 24) ein duftiges Bild:

> Dich nicht sehen sollt' ich,
> Und dich schauen wollt' ich!
> Schleier hielt verborgen
> Deiner Wangen Morgen; —
> Deiner Lippen Nelken
> Dürfen sie verwelken
> Ungeküsst?
>
> Finster ist der Garten,
> Doch mir hat im zarten
> Kelche blauer Winden,
> Die dein Fenster binden,
> Sich ein Licht entzündet,
> Das die Nelken kündet,
> Nie geküsst!
>
> Auf den Finger flog dir's,
> Aus dem Dunkel zog mir's
> Meine roten Nelken! —
> Ehe sie verwelken
> Lass, bei Lichtchens Glühen,
> Ihre Knospen blühen,
> Wach' geküsst!

In der zweiten Gruppe, die mehr episch-lyrischen Charakters ist, hebe ich „Der Ruderer“ (S. 37) und die umfangreichste Dichtung des Buches „Scheidung“ (S. 66—105) als von besonderem poetischen Werte hervor. Nur zur Probe, wie die Übersetzerin es verstand, den Geist der Dichtung wiederzugeben, hebe ich aus dem ersteren die letzte Strofe heraus:

> Lüfte einmal nur den Schleier!
> Fühle meine Hand, die starke;
> Zitt're Süsse, für dein Leben —
> — — — — — — — — —
> Zitternd lenk' ich deine Barke,
> Willst du *jetzt* den Schleier heben,
> Assaïdy?!

Auch die dritte Gruppe enthält liebliche Perlen. Da Beispiele die beste Kritik geben, sei es mir vergönnt, auch einen dieser Sprüche (den vierzehnten) anzugeben:

> Das harte Wort, das deine Lippe
> Dem Toten redet sonder Gnade,
> Zum spitzen Steine wird's, zur Klippe,
> Auf deinem Paradiesespfade.
>
> Das Liebeswort, das fromm dein Glaube
> Dem Toten redet, der geschieden,
> Es grünt, als Zweig der Schattenlaube,
> Für dich im Paradiesesfrieden.

Die „Rosenblätter“ bilden ein prächtiges Geschenkwerk für jedes sinnige Gemüt. Der Preis des Buches ist trotz der vornehmsten Ausstattung nur als ein mässiger zu bezeichnen.

Hamburg. **Georg von Borry.**

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von *Eduard Eggert*. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1893. 205 Seiten.

Nachtigallen sind unsere besten und edelsten Sängerinnen, von deren Lied jedermann entzückt wird. Wenn ein Dichter von sich behauptet, dass er der Sangeskönigin nachsinge, was sie gesungen, so muss er gewiss von dem Wert seiner Lieder erfüllt sein. Eine solche Behauptung stellt Herr Eduard Eggert am Schluss seiner epischen Dichtung: „Der Bauernjörg" auf. Wenn ich's dort aber nicht schwarz auf weiss gelesen hätte, so würde mir bei der Lektüre dieser Dichtung der Gedanke an Nachtigallensang wahrlich nicht gekommen sein.

Zunächst darf ich wohl behaupten, dass nicht jedermann gewillt sein wird, diesem Liede zu lauschen: Es ist ein kirchliches Tendenzwerk, das schroff den katholischen Standpunkt vertritt. Den historischen Hintergrund des Epos bildet die durch Luthers Lehre hervorgerufene Bauernbewegung, jedoch hört man meist nur flüchtig davon reden und nur einmal treten die Bauern wirklich in Aktion, nämlich im 7. Gesange. Von einer eigentlichen Handlung der Titelperson kann man überhaupt nicht reden. Herr Jörg Truchsess, der „Bauernjörg", tritt nur episodenhaft auf und vermag dann trotz seiner Frömmigkeit kein Interesse einzuflössen. Dieser treue Sohn seiner Kirche mag alles andere sein, nur kein Held für ein Epos. Selbstverständlich sind alle Anhänger Luthers in diesem Epos die schurkenhaftesten Teufel und werden zum Schluss auch aufgeknüpft, während die Anhänger der Papstkirche reine, hoheitsvolle Engel sind, die entweder einen seligen Tod erleiden, der sie fast mit einer Heiligenglorie umgiebt, oder ein glückliches Leben weiterführen.

Der Ahn des Herrn Jörg hatte für einen gefahrvollen Turniersieg zu Wolfegg ein kleines Kloster für neun Franziskaner erbaut. Als Jörg eines Tages dorthin kommt, um nach dem Rechten zu sehen, findet er, dass die Mönche, durch Luthers Lehre verlockt, dort eine zuchtlose Wirtschaft treiben. Den Chorführer überrascht er dabei, dass er ein braves Mädchen entehrt. Jörg treibt alle zum Kloster hinaus. Der Pfaff Florian, der Hauptschurke, der später mit einem blutroten Barte auftritt, schwört dem Grafen Rache und verbindet sich mit dem Müller, der den Grafen hasst, weil er unter dessen Vorfahren seine frühere Freiheit verlor. Der übrige Teil seiner Dichtung erzählt nun, wie das Scheusal Florian mit den Bauern gemeine Sache macht, um sich an dem abwesenden Grafen zu rächen. Er scheut kein Verbrechen, um zum Ziele zu gelangen Sein anfangs aussichtsvoller Sturm auf die Waldburg wird durch den Burgpfaffen Walther in der Rüstung des Ritters Jörg zuletzt siegreich abgeschlagen. Florian rächt sich, indem er den Priester nach einiger Zeit unter falschen Vorspiegelungen ins Moor lockt und ihn dort elend versinken lässt. Zum Schluss gelingt es Herrn Jörg, die Bauern zur Niederlegung der Waffen und zur Auslieferung der beiden Übelthäter zu bewegen, die dann dem Galgen überliefert werden. Das ist der Hauptsache nach das Lied, welches die Nachtigall Herrn Conrad Eggert vorgesungen haben soll. Da müssen die Stuttgarter Nachtigallen einen merkwürdigen Geschmack haben.

Die Dichtung ist für ihren Inhalt gut um die Hälfte zu lang. Es ist geradezu erschreckend, was für langatmiges, völlig gleichgültiges und zu dem Inhalte der Dichtung in keiner Beziehung stehendes Beiwerk wir mit in den Kauf nehmen müssen. Die beiden ersten Gesänge (40 Seiten) sind für die Dichtung durchaus überflüssig, Gesang 5, 8 und die Lieder des Burgpfaffen in 9 sind für den Gang der Handlung ohne jede Bedeutung. Das ist keine epische Breite mehr, das ist prosaische Langweile. Was sollen die Lieder des Burgpfaffen? Seine Lebensschicksale kundthun? Dazu wäre eine Abweichung von der epischen Form wahrlich nicht nötig gewesen. Das lyrische Element in diesen Liedern aber ist ganz bedeutungslos. Die epische Schilderung ist fast durchweg matt. Nur dort, wo der Dämon Florian auftritt, z. B. zum Schluss des 4. Gesanges, dann in der Schlacht (7. Gesang) und beim Ende des Burgpfaffen (9. Gesang), gelingt es dem Dichter zu packen, in beschränktem Masse sogar zu ergreifen.

Und nun endlich noch ein kurzes Wort über die Form. Man wird das Gefühl nicht los, als wenn dort jemand ein Instrument zu spielen sucht, der es noch nicht in seiner Gewalt hat. Die Verse und Reime machen häufig einen recht unbeholfenen Eindruck, es fehlt dem Ganzen der feurige, fortreissende Schwung, der den Leser zur Höhe des poetischen Empfindens und Geniessens tragen soll. Wie unpoetisch und unschön klingt es z. B., wenn der Dichter berichtet:

> „Pradaia war, das stolze Schloss,
> Gefallen in Herrn Siegmunds Hand;
> Und von Venedig ward gesandt
> San Severino zum Entsatz —
> Zu lösen seiner Ehre Schatz:"

Man achte auf die letzte Zeile; da heisst's einfach: reim' dich oder ich fress' dich! Derartige Beispiele könnte ich noch eine ganze Zahl anführen. Auch bietet der Dichter uns sonderbare Bilder und Vergleiche: z. B.:

> „Wie ein zur Höh' geschnellter Bolz
> Schiesst jäh empor aus dunklem Holz
> Die Waldburg:" —

Oder:

> . . . . Erwartungsvoll
> Als ob sich was ereignen soll,
> Lag's *fromm* und unbewegt am Strand:"

Auf Seite 6 spricht der Dichter von dem entwölkten „Angesicht" des Mondes. Es ist also

Vollmond. Dennoch spricht er von einer „strahlgebauten Gondel!“ Von einer Gondel aber kann man doch nur im ersten und letzten Viertel des Mondes reden.

Wert, hervorgehoben zu werden, ist auch noch folgende hochpoetische Stelle:

„Aus den Beweisen Eurer Huld
Wächst mir des Dankes grosse Schuld
An meines Lehrers hohem Geist,
Der liebevoll mich unterweist
In Gottesfurcht, Griechisch und Latein!“
Und eifrig fällt die Gräfin ein:
„Fürwahr, es ist zu rühmen Pflicht,
Er ist ein grosses Kirchenlicht,
Das sich in Demut vor der Welt
Bescheiden untern Scheffel stellt!“

Ich hätte noch mancherlei über den „Bauernjörg“ zu sagen, mag aber für eine bedeutungslose Dichtung nicht gar zu viel Platz beanspruchen. Ich will kurz die Summe meines Urteils mit des Dichters eigenen Worten hierher setzen:

„Ein schmucklos Lied in armem Kleid —
Ohn' rechte Lust, ohn' rechtes Leid,
Nicht schlecht (? —), doch auch nicht gut genug
Für meiner Wünsche höhern Flug!“

Ich glaube allerdings nicht, dass der Dichter sein eigenes Lied hiermit gemeint hat, aber ich acceptiere die Worte gern als Urteil über dasselbe.

Weilburg a. d. Lahn. **Gustav Adolf Erdmann**

Martin Maack, *Der Messias.* Drama in 5 Akten. Verlag von Baumert & Ronge (Heinrich Ronge), Grossenhain u. Leipzig.

In unserm realistischen Zeitalter darf man mit Recht dieses Dichters Werk als eine Wunderblume auf dem Gebiet der Litteratur bezeichnen. Es führt uns das Streben und Wirken Jesu, Josephs Sohn, in klaren, von dramatischem Leben durchpulsten Bildern vor die Seele.

Mit tiefem, sittlichem Ernst und warmem, echt religiösem Gefühl zeichnet der Dichter den Messias. Goldene Worte strömen aus dem Munde des Verkündigers der allbarmherzigen Liebe Gottes entgegen:

„Wer nicht für seine Lehre sterben kann,
Des Worte sind wie leichter Frühlingshauch,
Dess man sich gern erfreut und dann vergisst!“

Wie herrlich lässt er den Messias von dem Reiche sprechen, das er auf Erden errichten will:

„Ein Reich des Ernstes und des Kampfes ist's,
Nicht jenes Kampfes, der am Blute sich
Erfreut und Unglück über andere bringt. —
In Deiner eig'nen Brust hast Du zu kämpfen
Und immer neu den Feind Dir aufzusuchen,
Der Dich verhindern will, Dich zu veredeln!“

Gut gezeichnet sind auch die Gestalten der Magdalene, Martha, des Serubabel und die der Jünger Jesu, vor allem aber die des Verräters Judas. Dieser scharfgezeichnete Charakter des Judas, seine, von dämonischen Gewalten belebte Gestalt offenbart das grosse dramatische Talent Maack's. Ich schliesse mit des Dichters eigenen Worten, die er dem Simon in den Mund legte:

„Der Geist ist's, der den Menschen macht.
Treibt Dich Begeist'rung eines höh'ren Ziels,
Glaub' nur, dass sie ein höh'rer Geist gegeben.
Ja wolle nur, so wirst Du alles können,
Und glaube nur, so wirst Du auch vollbringen,
Denn Kraft ist Willen und Genie ist Glaube!“

Erfurt. Pauline Hoffmann von Wangenheim.

„Feierabend-Stunden“, Erzählungen aus dem Lehrerleben von *G. Sedelmayr.* Leipzig. Verlag von Siegismund & Volkening.

G. Sedelmayr, welcher als Rektor zur Zeit an den Stadtschulen in Metz amtiert, verfügt über ein äusserst liebenswürdiges Erzählertalent und verbindet mit einem goldklaren und sonnigheitern Gemüt eine fruchtbare Phantasie und einen herzgewinnenden Humor. Der Stil seiner Arbeiten ist glatt, durchsichtig und durchaus einfach und ungezwungen; allen rhetorischen Seiltänzerkünsten und jeder mühsam ausgeklügelten Effekthascherei geht er zweckbewusst aus dem Wege. Man merkt es den Geschichten wohl an, dass in ihnen viel Selbsterlebtes verwertet wurde. Das örtliche Landschaftskolorit ist fein abgetönt und grösstenteils den bayrischen Waldgebieten entnommen. Ein frischer Höhenhauch weht dem Leser aus diesen Schilderungen entgegen, und Sonnenschein und Tannenduft, Quellenrauschen und Vogelsingen beleben die idyllischen Szenen, die sich vor unserm geistigen Auge abspielen. Es ist ein erquikkender Trunk echter, vom Geiste der Schönheit getragener Poesie, die hier in silberner Schale dargeboten wird, ein Trunk, der das sorgenmüde Herz neu erhebt und den vom Alltagskampf ermatteten Blick erhellt. Das Buch sollte in jedem deutschen Schulhause eine Heimstätte finden, und auch die Vereins- und Volksbibliotheken sollten die Anschaffung dieser litterarischen Neuheit nicht versäumen. Den Feinden der vielverspotteten „Schulmeistergilde“, und dieser Feinde giebt es nicht wenige, könnte die Lektüre der „Feierabend-Stunden“ ebenfalls nur von Nutzen sein.

Strassburg i. E. **Christian Schmitt.**

Wilhelm Walloth, „Es fiel ein Reif . . . . . !“ Leipzig 1894, Wilh. Friedrich.

Den Manen G. Ludwig's ist das Buch gewidmet; — der früh Dahingeschiedene hätte ein besseres verdient.

Es enthält zwei Novellen. Charakteristisch für Walloth ist dabei ein ganz nebensächlicher Umstand, nämlich dass sowohl hinter dem Hauptwie hinter jedem der beiden Spezialtitel ein

Ausrufungszeichen steht: Natalie! — Luise! Das kennzeichnet die halb visionäre, explosive, hypernervöse und überhitzte Schaffensart des Dichters ebenso wie das häufige Unterstreichen einzelner Worte bei geistig zerrütteten Menschen. Und geistig zerrüttet sind ja Wallroth's Helden. Natürlich beide Künstler, was ja unvermeidlich ist. Der eine ähnelt — Beethoven, der andre zur Abwechslung — Schiller. Beide haben in ihren Augen „jenen, allen Nervenärzten bekannten neuropathischen Ausdruck", beide sind phantastisch-wirr, naiv-trotzig, harmlos-raffiniert, kindlich-egoistisch, sentimental und doch brutal, krank und furchtbar genial. Ab und zu verfallen sie in Weinkrämpfe. Sie sollen tragisch wirken, wirken aber teils peinlich, teils in ihrer Waschlappigkeit und ihrem Grössenwahn komisch. Das Schlimmste jedoch: sie sind derartig nervös-überreizt, dass sie halb willensunfrei sind. Da hört alle Kritik auf — aber auch die Kunst, und die Handlungen eines Menschen, dessen Denken jeder Folgerichtigkeit entbehrt, kann man auch nicht auf ihre psychologische Wahrheit nachprüfen. Walloth hat selbst etwas Ähnliches gefühlt, er sagt selbst von den Schemen seines Buches, sie hätten etwas, „mit dem sich nicht rechnen und verhandeln lässt, weil es gleich dem Wahnsinn unlogisch thut, was es will!" Selbst die bestgezeichnete Figur des Buches, der aus dem Leben gegriffene wohlbekannte Verleger, krankt an inneren Widersprüchen.

Für den Leichtsinn und die Flüchtigkeit, mit dem das Werk geschrieben ist, nur einige Beispiele. Auf Seite 66 wird folgendes erzählt: Natalie denkt daran, wie ihr Jugendfreund vor sechs Jahren, als sie zum letzten Mal mit ihm zusammen war, bei seinen schlimmen nervösen Anfällen aussah. Ganz deutlich steht er ihr vor Augen: „sein zusammengepresster Mund — *sein Husarenbärtchen, dessen Spitzen alsdann zu beiden Seiten herabhingen* etc. etc." Nun steht aber auf Seite 35 wörtlich: „*Als sie ihn zum letztenmal vor sechs Jahren gesehen, trug er noch keinen Bart.*" Etwas Ähnliches passierte dem Autor in der zweiten Novelle, dort gesteht die Heldin auf S. 185 beschämt, dass sie *noch nie ein ästhetisches oder philosophisches Buch gelesen habe* und auf S. 249 schwirren ihr plötzlich „allerlei halbverdaute Ideen, die sie aus der *Lektüre anderer Naturforscher und Philosophen* sich angeeignet, durch den Kopf." Was soll man dazu sagen?

Den Stil und gleichzeitig die psychologische Unmöglichkeit der Vergleiche mag ein andrer Satz illustrieren. Von der letzterwähnten Heldin nämlich, die so ungebildet ist, dass sie nicht einmal die Begriffe objektiv und subjektiv kennt, wird gesagt: „*Es war ihr, als wandelte sie in einem jener bemalten ägyptischen Totengewölbe, selbst zur Mumie erstarrt, die das Leben auf der Oberwelt längst vergessen!*" Das sagt und denkt zwar Walloth, der Romane aus dem Altertum schrieb, aber niemals diese Frau. Und eine „wandelnde Mumie" ist gewiss neu, während die „Mumie, die das Leben auf der Oberwelt längst vergessen hat", an Scheffel's berühmten „toten Leichnam" erinnert.

Genug der Beispiele. Die Novellen sind beide sehr, sehr schlecht. Deshalb müssen wir sie schroff zurückweisen. Mit seinen nächsten Büchern wird W. zu erweisen haben, ob er noch ferner in Betracht kommt, oder ob er sich bereits ausgegeben hat. Hoffentlich erklimmt er wieder die alte Höhe. Wir alle, die wir seine Meisterwerke lieben, wünschen es ihm und uns von Herzen.

Berlin. **Carl Busse.**

P. K. Rosegger, *Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.* Wien-Pest-Leipzig 1893. A. Hartleben's Verlag. Preis eleg. geb. Mk. 5.20, geh. Mk. 4.

In dieser „Geschichte aus deutscher Heldenzeit" führt Rosegger den Leser in die Tiroler Alpenwelt und schildert die Bewohner zu der Zeit, als Tirol zum erstenmal an das Königreich Bayern abgetreten war. Rosegger hat wieder einen Volks-Roman im edelsten Sinne des Wortes geliefert. Die einzelnen Gestalten des Buches, besonders der Titelheld, der sein Leben nicht einer Lüge verdanken möchte, die mannhafte Magd Hannai, der treuherzige Thunichtgut Tonele, der Bayernhasser Kulber u. a. werden mit grosser Naturwahrheit und einer Fülle von Poesie vorgeführt, und die Handlung schreitet von Kapitel zu Kapitel die Spannung erhaltend vorwärts, bis sie in dem Abschnitte „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!" ihren schauerlich-schönen Höhepunkt erreicht. Ja, Rosegger hat aufs neue bewiesen, dass er die Natur und die Menschenherzen kennt, wie selten ein Dichter und dass der Quell seiner Poesieen noch jugendkräftig rauscht wie in seinen früheren Schriften. Auch diesen Roman wird kein Leser ohne eine Fülle reicher Anregungen und ohne von dem Schicksal des Helden, einem zweiten Andreas Hofer, tief ergriffen zu sein, aus der Hand legen.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

M. G. Conrad, *Die Beichte des Narren.* Roman. Leipzig 1894, Verl. von Wilhelm Friedrich.

Die von mir s. Z. in der M. G. Conrad gewidmeten Skizze ausgesprochene Vermutung, dass der grosse Münchner Romancyklus „Was die Isar rauscht" keine Fortsetzung erhalten würde, ist erfreulicherweise durch die That widerlegt. Nach vierjähriger Pause hat sich der obige Roman als drittes Glied angeschlossen.

Kein Roman im gewöhnlichen Sinne, am besten vielleicht als psychologisch-psychiatrisches Intermezzo zu bezeichnen. Eine Geschichte vom Hallodri in der Sammlung „Raubzeug" kann als Ouverture betrachtet werden; ein abgründig tief bohrendes Werk von strengster Eigenart; weder Dostojewskys Idiot, noch Maupassants Horla und Strindbergs Thorenbeichte kann man

recht damit vergleichen. Von Handlung ist kaum zu reden; lauter abgerissene Blätter mit tagebuchartigen Aufzeichnungen wie in Garborgs „Müden Seelen“; seltsame Visionen, bald nadelscharfe, bald keulenschlagwuchtige Angriffe auf die „Schlammbeissermoral“, das Protzen- und Philistertum; wer die „Briefe an die deutsche Nation“ und „Ketzerblut“ kennt, merkt, wie hier der alte Kempe seinem genialen Narren die Feder führt. Dann krankhaft grübelnde Erotik eines echten décadent, eine bilderprächtige und kräftige Symbolik, die gelegentlich sich bis zur Höhe Zarathustras hebt.

Bücher wie dieses, lassen sich schlecht kritisieren, denn wer kann sagen, was hier zu viel ist, was fehlt?

Nicht in jede Hand gehört es, und mancher wird es enttäuscht fortlegen; aber für litterarische Feinschmecker, für Leute, die mit Nietzsche zu reden, zu lesen verstehen und Conrads eigenartige gedankenüberquellende und kraftvolle Subjektivität zu würdigen wissen, ist es eine willkommene Gabe.

Berlin. **Heinrich Stümcke.**

Timm Kröger, „Der Schulmeister von Handewitt“ Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich.

In den letzten Jahren hat sich die kraftvolle und unberührte Natur Holsteins als eine an eigenartiger Lebensfülle reiche Nährmutter einer stattlichen Reihe von Schriftstellern, — zumeist Landeskindern, — erwiesen. Man kann mit Fug von einer ausgeprägten Gruppe Holsteiner Dichter sprechen, und diese Gruppe scheint, wenn nicht alles täuscht, berufen, in naher Zukunft gewiss noch mehr, wie schon heute, einen hervorragenden Platz im deutschen Schrifttum einzunehmen.

Wie willkommen solche landschaftlichen Sonderbildungen zu heissen, wie befruchtend sie für eine übersättigte, greisenhafte Litteratur sind, — ein wie glückliches und notwendiges Gegengewicht sie für die unerquickliche Zentralisation des litterarischen Schaffens in einzelnen Grossstädten bilden, — das zu erörtern, geht über den Rahmen dieser Besprechung hinaus.

Die Namen der neuen Holsteiner sind schon von gutem Klange. An ihrer Spitze, uns allen ein lieber Freund, Detlev von Liliencron, der mit allen Fasern seiner Poetennatur im Heimatlande wurzelt. Ihm sehr nahe stehend, geistes- und stimmungsverwandt, Gustav Falke. Auch Heiberg bringt seine besten Schöpfungen von Holsteiner Erde, der er entsprossen. Von den Ufern der Elbmündung holt ferner Ilse Frapan ihre köstlichen, in Form wie Inhalt gleich vollendeten Erzählungen, denen man die litterarische Beziehung des alten Vischer mit Behagen anmerkt.

Ganz neuerdings widmet auch Julius Stinde seiner Heimat Holstein ein eigenes Buch, „Ut'n Knick“, meist Dialektdichtungen, nachdem er sich schon früher, — in „Pienchens Brautfahrt“ — auszugsweise mit der Natur der Insel Sylt befasste.

Was allen diesen dichterischen Schöpfungen in ihren reifsten, eindrucksvollsten Offenbarungen eignet, ist der seltsame Reiz, den die frische, herbe Landschaft mit ihrer Meer- und Dünenpoesie, ihren einsamen Heiden und Wäldern, ihren Marschen und Inseln nicht minder ausübt, als ihr eingeborener Menschenschlag, zäh und knorrig, schwerblütig und verschlossen, aber von heissem, innerem Empfinden durchströmt.

Und, soweit es sich um den Einfluss dieser heimischen Eigenart handelt, ist auch das vorliegende Werk des Kieler Schriftstellers Timm Kröger: „Der Schulmeister von Handewitt“, seinen Heimatgenossen ebenbürtig. Der Küstenstrich der Dithmarschen mit seinen weltfernen Höfen, ist in der Zeichnung vortrefflich gelungen, man gewinnt bei solch' warmherziger Schilderung das Plattland lieb, auch wenn man's nicht kennt.

Streiten liesse sich, meine ich, indessen über den Helden, den Schulmeister. Diese Figur verlockt unwillkürlich zu einem Vergleich mit dem „Waldschulmeister“ Roseggers. Der Handewitter Lehrer ist sozusagen der norddeutsche Kollege des Andreas Erdmann aus dem Hinterwald. Er flüchtet, ein „verkrachter Theologe“, nach traurigen Erfahrungen mancherlei Art in die Einöde des Küstendorfes Handewitt und wird Einsamkeitsschwärmer. Genau also, wie beim Waldschulmeister.

Nun aber scheint mir Kröger die Stimmungen des Schulmeisters, oder besser gesagt, die Äusserung dieser Stimmung, nicht folgerichtig, jedenfalls nicht glücklich, zur Anschauung gebracht zu haben. Zugegeben, dass in einer solchen Lage die verschiedensten physischen Entwicklungen denkbar sind, so hat doch Rosegger einen viel überzeugenderen Ton darin getroffen.

Der Handewitter Schulmeister nämlich versenkt sich zwar ohne Sehnsucht nach der „Kultur“, die er verlassen, ehrlich in die tröstende Schönheit der ihn umgebenden Natur, nebenbei aber liebt er es, sich im Spintisieren aller Art, besonders im philosophischen, zu ergehen. Und da geht Kröger das Behagen und die Leichtigkeit der Darstellung ab, die solche Ausflüge geniessbar, unter Umständen, wie bei Raabe und Vischer, besonders schätzbar und charakteristisch macht.

Sehr fesselnd ist hingegen die traurige Herzensgeschichte des Buches gelungen. Der Schulmeister verliebt sich in die Frau eines zum Trunkenbolde versumpfenden Mannes. Diese, mit einem feinen, innigen Empfinden begabt, aber stark sinnlich veranlagt und vor ihrer Ehe der Versuchung unterlegen, sucht in selbstverleugnender Aufopferung ihren Fehl zu büssen. Nach langem inneren Kampf erwidert sie die Liebe des Schulmeisters. Das Glück ist kurz, ihr Mann tötet im Wahnsinn ihr Kind und sich selbst; die Unglückliche, doppelt schuldbeladen, wie sie glaubt, sucht die Erlösung aus ihrem verzweifelten Dasein im Meere.

Der Schluss des Werkes ist überraschend. Der Schulmeister von Handewitt giebt die Einsam-

keit auf und sucht in der Welt, in einer regen geistigen Thätigkeit, Heilung. Er findet durch Verwendung eines treuen Freundes Anstellung an einer Universitätsbibliothek.

Diese Lösung ist originell, aber durchaus sinngemäss, und der Verfasser weiss sie vollkommen glaubhaft zu machen.

Das Buch ist Detlev von Liliencron gewidmet.

Düsseldorf. **Willy Hennighausen.**

Aus Werkstätten des Geistes. Ein litterarischer Citatenschatz. Gesammelt und geordnet von *Walter Eichner*. Frankfurt a. O. 1894. Druck und Verlag von Hugo Andres & Co. Preis eleg. geb. Mk. 7,50. 800 Seiten.

Es giebt Bücher, ohne die man sich den Schreibtisch eines Gebildeten kaum denken kann, jene Nachschlagewerke und Handbücher, die ein Universalgedächtnis ersetzen sollen. Müssen Büchmann's Geflügelte Worte als ein solches Buch bezeichnet werden, so wird künftig das Obige nicht dabei fehlen dürfen. Jetzt, wo es vor mir liegt, ist es mir kaum begreiflich, dass es nicht schon lange vorhanden war; denn der Besitzer wird es sofort als unentbehrlich anerkennen müssen.

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!“

Nun, man stirbt nicht mehr auf halbem Wege dahin, wenn man ein solches Buch vor sich hat, das der Riesenfleiss *Walter Eichner's* dem Gebildeten, der sich besonders in litterarischen Gebieten auf dem Laufenden erhalten möchte, darbietet.

Aus mehreren hundert geistigen Werkstätten kommen die Citate, die in die „Werkstätten des Geistes“ einführen. Dabei ist die Belesenheit des Herausgebers ebenso bewundernswert, wie seine weise Beschränkung und die Art und Weise, wie er die einzelnen Urteile zusammenstellte. Als Beweis führe ich nur die Abschnitte an, welche „Die Kunst“ und „Der Künstler“ überschrieben sind. Von Lafrade und Michel Angelo bis zur „Freien Bühne“, Ludwig Fulda und M. G. Conrad giebt Eichner die wesentlichsten Aussprüche, die über die Kunst gethan worden sind, ohne dabei irgend einen einseitigen Standpunkt moderner oder unmoderner Richtung einzunehmen. Dem Gebildeten, der über den Begriff „Kunst“ hören will, was nach den Anschauungen verstorbener und lebender Litteraten den seinen entspricht, findet hier eine reiche Auswahl, um seine Ansichten nach einigem Studium und Nachdenken erweitern und korrigieren zu können. Wenn ich noch hinzufüge, dass das Werk über ca. 500 Begriffe Auskunft giebt, so glaube ich die Bedeutung des Buches, dass vom Verleger in trefflichster Ausstattung, solidem, gepressten Imitationsledereinband dargeboten wird, erhärtet zu haben. Seine Absichten hat der Herausgeber in einem „Eingangssonette“ ausgesprochen; er stellte in seinem Werke „Aus Werkstätten des Geistes“ in Gruppen zusammen,

was längst vergang'ner Tage Geisteshelden
Und was die Denker, die in uns'ren Zeiten
Den kühnen Adlerflug der Bildung leiten,
Von ihrer eig'nen Kunst Ausübung melden:

Wie sie den Geist der Menschheit herrlich weiten,
In die Geheimnisse des Wissens dringen,
Wie sie des Dramas feinen Knoten schlingen
Und eines Liedes holden Kranz bereiten. —

Dies ist ihm so trefflich gelungen, dass selbst der Krittler nur wenig zu tadeln finden wird. Ich empfehle aber solchem zum unbefangenen Genusse die treffende Satire „Der Wächterhund“, mit der der Herausgeber das Kapitel „Die Kritik“ schliesst. Es wird ihm niemand verübeln, wenn er damit sich selbst einmal citierte; denn er traf den Nagel auf den Kopf (siehe auch S. 584). Im übrigen legt das Werk ein beredtes Zeugnis davon ab, dass das Wort vom „deutschen Fleisse“ auch im Zeitalter des Blitzes nicht aufgehört hat, sich als wahr zu erweisen.

Hamburg. **Georg von Borry.**

* * *

Das zwanzigste Jahrhundert. 4. Jahrg. Heft 4 (Januarheft 1894). Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder. Preis viertelj. Mk. 2,50.

Inhalt: Der Volkskrieg zwischen Magyaren und Rumänen. Gedichte von Karl Bleibtreu und Adolf Grafen von Westarp. — Weltreich und Bundesreich. Von Adolf Reinecke — Merlin. — Von der deutschen Wuotanspriesterschaft. Von Guido List. (Forts.) — Die Hexe Fricka. Von Hans von Wolzogen. — Die Schäden unserer Zeit und ihre Heilung. Von Dr. phil. Hugo Hartmann. — Einiges über unseren Standpunkt. Von Fritz Lienhard (Herausgeber der Zeitschr.) — Deutsche Aussprüche. — Auf deutscher Hochwacht. — Zeitschau. — Vom Büchertisch. — Zeitschriftenschau.

Die Gesellschaft. Monatschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik. Begründet und herausgegeben von *M. G. Conrad*. — Schriftleitung: *Hans Merian*. 10. Jahrg. Heft 1. — 1894. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis viertelj. Mk. 4.

Inhalt: Bildnis von Karl Pröll — Hans Merian, Neujahrsgespenster. — Georg Latzinger, Die Verschuldung des Bauernstandes. — Paul A. Kirstein, Moderne Rechtspflege. — Karl Pröll, Weltnational — Gedichte von Gustav Falke, Gottlieb Steeger, Peter Merwin, Max Hoffmann, Karl Maria, Henrik Ibsen. — Hans Schröder, Die zahme Bestie. — Karl Rosner, Der Tod der Liebe. Hans Jaeger, In der Fremde. — Wilhelm Weigand, Der Vater (Drama in 1 Akte). — Hans Merian, Ein Rufer im Streit (zu Karl Prölls Bild). — Robert Reitzel, Zum Kehraus — Erkenne dich selbst, Mahnruf einer alten Frau. — Detlev von Liliencron, Moderne Nicolaiten. — Wilhelm Mauke, Mascagni hat abgewirtschaftet! — M. G. Conrad, Aus dem Münchener Kunstleben. — Kritik. — M. G. Conrad, Aus dem Fragensack der Zeit. — Nr. 1 hat einen Umfang von 152 Seiten.

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. März 1894. Nr. 6.



Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Ein Gleichnis.

Motto: Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist.
Schiller, Über das Pathetische.

„Engel der Liebe, das Leben ist hart, wir ersticken unter seiner Last!“ riefen vor alten Zeiten die Menschen eines Landes.

„Ich will euch das Dasein verklären!“ verkündete der Engel und in Begleitung der Poesie liess er sich auf die Erde nieder.

Heimlich huschten beide über Nacht dahin, hier in ein Dachkämmerchen, dort in ein Stübchen mit Folianten, bald zu jungen und dann wieder zu alten Schläfern. Segnend erhoben sie ihre Hände über die Schlummernden, und ein Strahl höchsten Glückes flog über die Gesegneten.

Von da an waren die Menschen dort zufrieden und glücklich. Aus den Häusern der Gesegneten ergoss sich der Goldhauch lieblicher Poesien in alle Herzen.

Der Engel der Liebe hatte den Menschen die Dichter gesandt, und die Menschen liebten ihre Brüder, die so anspruchslos und freudig ihr Bestes zum Wohl aller gaben, die das Leben verklärten und seine Schwere vergessen machten. Schon die Kinder prägten sich die Namen und Gesänge der Geliebten ein.

Dann kam eine andere Zeit. Es kamen Menschen, die wussten nichts von dem Engel der Liebe, nichts von dem, was er vor Zeiten den Menschen geschenkt hatte. Noch immer lebten Dichter und sangen in Not und Drang ihre Weisen, doch nur wenige hörten darauf. Oft ward Hohn und Spott der Dank der Menge.

Rastlos wirbelte die Zeit; die Menschen rasten im Wirbel mit ihr. Keiner verstand sich selbst, keiner den andern.

„Engel der Liebe, das Leben ist hart, wir ersticken unter seiner Last!“ riefen wieder die Menschen in ihrer Bedrängnis.

Trauernd ertönte aus heiliger Wolkenhöhe die Stimme: „Ihr habt euer Leid selbst verschuldet, ich gab euch die Dichter, doch ihr wollt' nicht mehr empfangen. Der Sinn ist zu, das Herz ist tot! Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!“

Die Menschen aber verstanden die Stimme aus der Höhe nicht, nur die gesegneten Sänger hatten ein Ohr dafür. Lauter und inniger schlugen sie die Leyer. Als Kinder ihrer Zeit verstanden sie das Leid der Zeit; machtvoll sangen sie das Lied der Erlösung.

Und siehe, — der Bann, der auf allen Herzen lag, wich, und die Menschen begannen freier aufzuatmen.

Über das Land aber breitete sich das glühende Morgenrot einer neuen Zeit, und mit glückverheissendem Flügelschlage rauschte der Friede einher. — — —

Br. **F. H.**



Mütterchen schläft.

Psychodrama von **M. Doberenz-Dresden.**

Motto:

Die erste Leiche, die ich gesehen — und mein Schmerz, der erste Schmerz — wird nicht der letzte sein? —

Richard von Meerheimb, Töchterchens erster Schmerz.

Susi! — Susi? — — hörst Du mich? — ja? — sprich leise, ganz leise, dass Karli nicht aufwacht, weint sonst nach Mütterchen, dem lieben kranken Mütterchen, zu dem wir jetzt gehen wollen. Steig aus Deinem Bettchen — sachte, — so! — — — Dich friert? — Da nimm mein Röckel um, — — so! — — — Soll Dich führen? — komm! — gieb mir Deine Hand, sicher geleit ich — Dein grosser Bruder Fritz — Dich durch die dunkle Kammer. — — — Du fürchtest Dich? — — Komm schmieg Dich fest an mich und weine nicht. Wir gehen ja zum Mütterchen, das wir heute den ganzen Tag nicht sehen durften. Krank ist's, ach so krank schon seit vielen, vielen Wochen, doch sehen konnten wir's an jedem Tag, nur heute, heute nicht! — — — — — — — — Jetzt sind wir vor dem Zimmer! — Wie klopft mir das Herz so bang! — ist's ein Unrecht, dass wir uns in der Nacht heimlich herschleichen, weil man uns am Tag nicht eingelassen? — — fest press ich mein Ohr an die Thür — — horch! — — — Alles ist still, nichts regt sich drinnen. Leis' leg' ich die Hand auf den Drücker — die alte Thür! — stets knarrt sie, trotz aller Vorsicht. — — Fall nicht Susi, hab' Acht auf die Schwelle. So! — jetzt sind wir — — — doch — — was — ist — das?! — Mutter! — Mutter! — — Allmächtiger Gott! — Blumen, Lichter! — — Mütterchen, herzliebes Mütterchen, hörst Du uns nicht? wir sind's, Dein Fritz, Deine Susi! Mütterchen — Du regst Dich nicht, schaust nicht auf — — Deine gefalteten Hände sind eisig kalt, Dein liebes Gesicht bleich und starr. — — — Mütterchen, sieh! — ich küsse Dich, küsse Dich, bis Du sie aufschlägst, die lieben, lieben treuen Augen! — — — — — — — Wie? — Du regst Dich nicht, — bleibst stumm? und rings um Dich — Lichter, — viele, viele brennende Lichter und Blumen, Blumen ohne Zahl. — Mutter, meine Mutter — tot, — tot!! Darum, darum also hat man uns nicht zu Dir gelassen! — — Weine nicht Susi, weine nicht, komm — knie nieder und — bete! — — — Gott, mir sind die Lippen so trocken, so brennend trocken, kein Wort will hervor, — — — Still Susi, still, Dein Schluchzen — — o sei still! Weine nicht Schwesterchen, weine nicht, Dein Jammern weckt sie, gönne ihr die Ruhe, weine nicht. — Mütterchen schläft!

•••••

Der Dramatiker der Zukunft.

Ort: Eine deutsche Provinzialstadt.
Zeit: Vor 13 Monaten.

Die Première der „Heimat" war zu Ende. Der Schwarm der Theaterbesucher hatte sich verlaufen, die in der Nähe gelegenen Restaurants waren überfüllt. Der Name Sudermann war auf aller Lippen. Auch die beiden Herren, die an meinem Tische Platz genommen hatten, boten ihr ganzes Kunstverständnis, ihre ganze Gelehrsamkeit und Belesenheit auf, um sich über das Geschaute klar zu werden, denn dieser Tausendsasa, der Sudermann, hatte ihnen gewaltig imponiert.

„Ein ganz phänomenales Stück!" beteuerte der Ältere mit viel Emphase. Diese ergreifenden Szenen, diese Charakteristik, diese Sprache! Das ist alles so wahr, so ganz aus dem Leben gegriffen! Und wie er diese Lieutenants so famos persifliert hat! Er ist wirklich ein ganz genialer Dichter, ein durchaus moderner Künstler. —

„Na, hören Sie mal, modern? Darüber liesse sich doch noch streiten. Gerhart Hauptmann ist doch zum Beispiel viel moderner! Die wirklich „Modernen" wollen ja auch gar nichts von ihm wissen." „Weil sie ihn nicht verstehen. Aber ich sage Ihnen: Sudermann ist das grösste dramatische Genie, das wir seit Schiller gehabt haben; er ist der Dichter der Zukunft!"

Eine lange und hitzige Debatte entspann sich über den Fall Sudermann, und dabei kamen so ergötzliche „Früchte der Aufklärung", so heillose Begriffsverwirrungen ans helle Gasglühlicht, dass man es Herrn Hermann Sudermann von Herzen hätte wünschen können, diese kritischen Purzelbäume mit eigenen Augen ansehen zu dürfen. Es fehlte eigentlich nur als dritter im Bunde irgend ein hochweiser Gymnasialprofessor, der, seinen Aristoteles und Lessings Dramaturgie in der Hand, den beiden Streitenden nachgewiesen hätte, dass Sudermann überhaupt kein Dichter sei, da seine Charaktere nicht edel, seine Sprache nicht gewählt genug sei, Form und Inhalt seiner Werke gegen die unwandelbaren Gesetze der Schönheit und die geheiligten Traditionen der Klassiker verstiessen u. s. f. Dann wären nämlich wenigstens die drei Hauptrichtungen der „Sudermannlitteratur" — man wird sehr bald in allem Ernste von einer solchen reden können — vertreten gewesen.

Seit jener ersten Aufführung der „Ehre" im Lessingtheater, die den vorher nur einem kleinen Kreise von Litteraturfreunden bekannten Dichter plötzlich als den grössten deutschen Dramatiker der Gegenwart erscheinen liess, wie viel ist in den paar Jahren seit dieser „Entdeckung" schon über Sudermann geschrieben und geredet, gedacht und gefaselt worden! Und trotzdem noch immer keine Klarheit, trotzdem noch immer die klaffende Kluft zwischen einseitiger Lobhudelei und engherziger Verketzerung. Hier lärmende, aufdringliche Beifallsstürme, dort leidenschaftliches Zischen und Pfuirufe. Sollte da nicht die Kritik vermittelnd wirken können? Sollte sie nicht

unser Theaterpublikum, auf das eine so starke, ausgeprägte Individualität wie Sudermann immer zunächst einen rein suggestiven, entweder faszinierenden oder aber befremdenden Einfluss ausüben muss, auf das künstlerisch Bedeutende und Wertvolle dieser neuen Dichtung hinweisen können, ihm zugleich in massloser Bewunderung die Irrungen, ohne die besonders das künstlerische Streben selbstherrlicher Talente nun einmal nicht denkbar ist, zu übersehen? Ja, wenn nicht so manches faul wäre im Staate Kritik, wenn es mehr ernst zu nehmende Kunstrichter und weniger unfähige Rezensenten gäbe! So aber trägt unsere Tagespresse, weit entfernt, belehrend und klärend auf das Publikum einzuwirken, vielfach gerade am meisten dazu bei, die allgemeine Geschmacksverirrung und Ratlosigkeit in Kunstfragen zu erhöhen. Ich denke dabei noch nicht einmal an jene katilinarischen Existenzen in unserer heutigen Journalistik, die durch irgend eine Fügung des Schicksals, vielleicht weil sie „über dem Strich" zuviel Unheil anrichten könnten, sogenannte Schauspielreferenten geworden sind und nun ohne die mindeste dramaturgische Vorbildung, jedoch mit dem erstesten Gesicht der Welt ihre kritischen Todesurteile oder Begnadigungsdekrete unterzeichnen, heute einen kraft- und saftlosen Schillerepigonen, morgen Hermann Sudermann für den grössten lebenden Dramatiker, den echten, wahrhaft modernen Dichter erklären, und übermorgen vielleicht Oskar Blumenthal. Diese Leute werden, selbst wenn sie in den Spalten angesehener Zeitungen schalten dürfen, weder auf den einsichtigen Teil des Publikums noch auf den schaffenden Dichter selbst, dauernden Einfluss erringen. Aber auch Männer von Urteil und gebildetem Geschmacke sind, wenn sie mitten in den geistigen Strömungen der Zeit, umbraust von dem Phrasenschwall der sich befehdenden Richtungen stehen, nur zu leicht der Gefahr ausgesetzt, sich von grossen, unerwarteten Erfolgen blenden zu lassen und über dem bewundernden Betrachten einer fesselnden Gestalt den Blick auf die ganze Front der geistigen Kämpfer zu vergessen. Man braucht ja nicht gerade dem Beispiele jener zu folgen, die jedem grossen unbestrittenen Erfolge eines Kunstwerkes mit einem instinktiven Misstrauen begegnen, gleich als ob ein wahrer und eigenartiger Künstler bei uns niemals so ohne Schwertstreich siegen könne, aber man darf auch nicht vergessen, dass die Künstler und Schriftsteller, denen bei unserem Publikum die grössten äusseren Erfolge zuteil geworden sind, nicht immer auch die ursprünglichsten und talentvollsten sind. Die Tantièmen, die von deutschen Bühnenschriftstellern bezogen werden, stehen beispielsweise häufig in umgekehrtem Verhältnisse zu der künstlerischen Bedeutung ihrer dramatischen Produktion. Oder hält jemand die Possenfabrikanten der Blumenthal-Kadelburg'schen Schule wirklich für die bedeutendsten Dramatiker der Gegenwart, weil sie an unseren Theatern mit der grössten Zahl von Aufführungen paradieren? Sicherlich nicht.

Wie steht es nun aber mit Sudermann? Er hat bekanntermassen in den letzten Jahren Erfolge errungen, wie sie in der ganzen neueren Litteratur sehr selten, wie sie von einem Anhänger der sogenannten realistischen Schule aber überhaupt nicht errungen worden sind. Die Erstaufführung seiner „Ehre" wurde als ein Markstein in der Entwicklung der deutschen Bühnendichtung bezeichnet, und ein täglich wachsender Chorus von Nachbetern und Nachtretern suchte seinen Fussstapfen zu folgen. Seitdem gilt es bei gewissen Leuten — und es sind intelligente Köpfe darunter — als unmodern, als Zopf und Mangel an Verständnis für die „neue Kunst", Flecken an der Sonne aufzuspüren. Man stellt ihn uns als modernen Dramatiker par excellence, als den Bannerherrn des Realismus hin. Allein diese Behauptung ist nur zum Teil begründet. Allerdings, Sudermann ist moderner Schriftsteller, insofern er mit kecker Hand in das gesellschaftliche Leben unserer Zeit hineingreift und daraus seine Stoffe hervorholt, insofern sich in seinen Werken die geistigen Kämpfe und Strömungen unserer Epoche wiederspiegeln, insofern er seine Figuren in modernem Deutsch, in unverfälschter Prosa und, wenn er es gerade für nötig hält, in derben Berliner Kraftausdrücken reden lässt. Er steht in strenger, glaubwürdiger Motivierung seiner dramatischen Vorgänge hoch über Wildenbruch, Richard Voss oder Paul Heyse. Aber das macht noch lange keinen spezifisch modernen Poeten aus, keinen „Dramatiker der Zukunft". Das, was wir von einem solchen in erster Linie fordern, Verinnerlichung der Handlung, psychologische Vertiefung, vor allem aber die Schaffung neuer Gefühlswerte und neuer Ideale, von alldem wird man in Sudermanns Romanen wohl dankenswerte Versuche, in seinen Dramen dagegen so gut wie nichts verspüren. Der moderne Dichter ist, bewusst oder unbewusst, bei der Naturwissenschaft in die Schule gegangen, bei ihr hat er sehen und schildern gelernt. Ihn interessieren nicht so sehr die weltbewegenden Ideeen als die Menschen, in denen sie lebendig werden, nicht Typen, sondern Individuen will er uns vor Augen führen, das Verhältnis des Einzelnen zu seiner Umgebung, sein Kampf mit dem Milieu, das ihn trägt und zugleich beengt, ist sein eigenstes Stoffgebiet. „Mit Hilfe eines Tisches und zweier Stühle", sagt August Strindberg, Schwedens bedeutendster lebender Dichter, „kann man die stärksten Konflikte, die das Leben bietet, darstellen; und in dieser Kunstart erst konnten die Entdeckungen der modernen Psychologie in populärer Verdünnung verwendet werden." Aber die Kunst Sudermanns hätte, glaube ich, bald ein Ende, wenn man seine Requisiten bis auf einen Tisch und zwei Stühle vermindern wollte. Die äussere Form seiner dramatischen Dichtungen ist eben, wenn man von der oftmals durchaus nicht konsequent realistischen Prosa absieht, nichts weniger als „modern" und unterscheidet sich in nichts von der Technik eines Paul Lindau oder Alexander von Roberts. Und würde er

wohl auf allen Theatern einen so rauschenden Beifallssturm entfesselt haben, wenn seine Menschen eine weniger konventionelle, sondern mehr individuelle Färbung zeigten? Schwerlich. Das hätten schon allein unsere Schauspieler verhindert, die in ihrer überwiegenden Mehrheit zur Darstellung individuell charakterisierter Menschen, wie sie uns etwa Henrik Ibsen oder der junge Gerhart Hauptmann bietet, weder befähigt noch aufgelegt sind. Sie suchen vor allem nach Rollen, nach dankbaren „bühnenwirksamen“ Rollen. Diese aber sind bei Sudermann zahlreich vorhanden. Ja sogar vor Karikaturen schreckt er leider nicht zurück. Man denke nur an den Reserveleutenant in der „Ehre“ und an die drei Skatspieler in der „Heimat“. Aber der knappe, blendende Dialog, wird man mir einwerfen, die ungemein gewandte Technik! In jenem findet er in Lindau und Blumenthal und in dieser in Victorien Sardou ebenbürtige Rivalen.

Aber ich bin weit entfernt, Sudermanns Bedeutung für das gegenwärtige deutsche Theater zu unterschätzen. Gerade die oben erwähnten Halbheiten und Inkonsequenzen, welche uns hindern, den Künder einer neuen Zeit in ihm zu erblicken, sind es, die seinen Sieg über die Engherzigkeit und Ängstlichkeit der deutschen Bühnenleiter ermöglicht haben; wäre er wirklich jener grosse, neue, wahrhaft moderne Dramatiker, so wäre sein Triumphzug über die deutschen Bühnen einfach unmöglich gewesen. So aber, weil er noch bis an die Kniee in den alten Theaterstiefeln steckt, weil er unserem Publikum, dem im Gegensatz zu unseren westlichen Nachbarn ein solider Konservatismus nachgerühmt wird, auf halbem Wege entgegen kam, hat er der dramatischen Dichtung der Zukunft die Bahn geebnet. Einzelne Stellen und Szenen, wie z. B. die Hinterhausszenen in der „Ehre“ zeigen übrigens, dass er vielleicht weiter hätte gehen können, wenn er es nicht für wünschenswerter gehalten hätte, zunächst einmal die gewonnenen Positionen zu sichern. Diese mit wahrer Begeisterung aufgenommenen Hinterhausscenen waren es vor allem auch, die damals zu den kühnsten Hoffnungen zu berechtigen schienen. Man glaubte und hoffte, dass Sudermann uns das geben könne, was dem deutschen Theater am meisten fehlt, ein deutsches Volksschauspiel, dass er uns das Leben, so, „wie es sich um den deutschen Kirchturm herum abspielt“, dramatisch verwerten werde. Allein schon sein „Sodoms Ende“, diese Berliner Ehebruchstragödie aus dem Tiergartenviertel, hatte eine merkliche Enttäuschung zur Folge, und seitdem er hoftheaterfähig geworden ist, wird man jene Hoffnungen allmählich ganz aufgeben müssen. Doch wir wollen den Tag nicht vor dem Abend tadeln. Das, was er uns bisher an dramatischen Arbeiten geschenkt hat, wird ihm immerhin schon einen Ehrenplatz in unserer Bühnenlitteratur sichern. Er ist ohne Zweifel ein Charakterkopf, wie die moderne Theaterlitteratur nicht allzuviele aufzuweisen hat. Die in einigen litterarischen Zeitschriften häufig aufgeworfene Frage, ob nicht mit mehr Recht Gerhart Hauptmann als der Retter hinzustellen sei, der unserer dramatischen Kunst noch kommen müsse, ist meines Erachtens eben so zwecklos, als unbescheiden. Beider Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, beide stehen uns noch viel zu nahe, um ein vergleichendes Abwägen ihrer Fähigkeiten zu ermöglichen. Das steht heute schon fest, dass jeder von ihnen wachsen würde, wenn er von seinem Rivalen das, was seiner Individualität versagt ist, in sich aufnehmen könnte, Sudermann Hauptmannsche Schlichtheit und Tiefe, Hauptmann den schillernden Glanz und die Knappheit der Sudermannschen Diktion. Der „Dramatiker der Zukunft“ aber, gleichviel, wie er sonst beschaffen sein möge, wird von beiden zu lernen haben.

Berlin. **Raimund Eckardt.**

Ich wanderte bei Nacht.

Ich wanderte bei Nacht und dachte bang:
Was wird einst sein, wenn ich gestorben bin?
Ein Seufzer schwer sich meiner Brust entrang,
Und bunte Bilder traten vor mich hin,
Auf meinem nächt'gen Pfad mich zu geleiten,
— Und sie erzählten mir von künft'gen Zeiten:

„Wenn du gestorben bist, wird licht und heiter
Der Stern da droben noch am Himmel steh'n,
Es wird der Mond, des Erdenballs Begleiter,
Wie heut' auf alle Dulder niederseh'n,
Es wird die Nacht die müde Welt umfangen
— Sie weiss ja nicht, dass du zur Ruh' gegangen!

Die Winde werden durch die Wälder stürmen,
Die Ströme brausend durch die Eb'nen zieh'n,
Im Hochgebirge wird der Schnee sich türmen,
Am Bergesabhang wird die Gemse flieh'n,
Die Vögel werden singen wie sie sangen
— Sie wissen nicht, dass du zur Ruh' gegangen!

Das Echo wird den Donner weithin tragen,
Wenn auch dein Ohr zu lauschen nicht vermag,
Die Nachtigall wird daseinstrunken schlagen,
Verkündet sie auch dir nicht mehr den Tag,
Das Gras wird nach dem Tau der Nacht verlangen
— Sie wissen nicht, dass du zur Ruh' gegangen!

Es wird die Welt im ew'gen Wechsel kreisen,
Vernichtend und belebend ohne Reue,
Der alte Wille wird die Bahn ihr weisen,
Die ewig alte und die ewig neue,
Die Bahn der Freude und die Bahn der Pein
— Doch du, du wirst zur Ruh' gegangen sein!“

Frankfurt a M. **Arthur Pfungst.**

Und Satan sprach: Siehe die Herrlichkeit der Welt.

Ich ging bergan. In Rosen lag
Das Thal zu meinen Füssen
Und schickte mir, schon schwand der Tag,
Ein letztes duftiges Grüssen.
Das sog ich mit der Seele ein,
Begierig vor dem Scheiden,
Und trug ins öde Felsgestein —
Gedenken grüner Weiden.

Doch wie ich stieg, hiess rauher Wind
Mich meine Schritte hüten,
Und schnob mich an. Ich gab geschwind
Ihm meine schönen Blüten,
Und hatte nur auf schmalem Saum
Und über schwarzen Tiefen
Für Fürchten und für Grausen Raum,
Da mich die Tiefen riefen:

Was lockte dich, den Schwindelsteg
So frech und kühn zu steigen?
Komm nur herab zu uns und leg
Dich her in unser Schweigen,
Mit schwarzen Rosen wollen wir
Traumlosen Schlaf dir schatten.
Die kalten Höhen grollen dir,
Die niemals Mitleid hatten.

Doch zwang ich mich und hiess das Ohr
Den Stimmen sich verschliessen.
So klomm ich Schritt vor Schritt empor,
Wo sich die Wolken stiessen.
Und höher. Einsam stand ich da.
Rings wälzten sich im blassen
Geleucht des Monds, wie weit ich sah,
Nur graue Nebelmassen.

Und auf das Dunstgewoge fiel
Wie ein Gespenst mein Schatten.
Und schiens, als ob mit ihm ihr Spiel
Die grauen Wellen hatten,
Als tanzt' er, ein verlornes Boot
Nach eines Schiffbruchs Toben,
Und in der Tiefe säss' der Tod
Und langte schon nach oben.

Auf einmal sah ich nebenher
Ein zweites Fahrzeug schaukeln.
Ein zweiter Schatten schwarz und schwer
Gesellte sich dem Gaukeln.
Ich wandte mich, da sah ich ihn,
Den Engel Teufel nennen.
Um seinen schwarzen Scheitel schien
Ein bleiches Licht zu brennen.

Ein Antlitz weiss wie Firnenschnee,
Darüber Mondlicht flutet,
Und Augen, darin Stolz und Weh
In Einem Feuer glutet.
Ein Mund, so fein und edelschön,
Drauf schlief ein Trotz und träumte,
Der wach, wie ein empörter Föhn
Sich gegen Felsen bäumte.

Erschrickst du? Kennst du mich denn nicht?
Hab ich dich nicht geleitet?
Zu diesen Höh'n, zu diesem Licht
Die Wege dir bereitet?
Hast du nicht meine Hand gespürt,
Die dich an grausen Tiefen
Und jähem Sturz vorbeigeführt,
Wo Gottes Engel schliefen?

Wohl kenn ich dich. Was soll ich hier,
Wo deine Flammen wehen?
Ich glaubte Gott hier und nicht dir
Ins Angesicht zu sehen.

Nun aber streust du Nebel weit
Mit deinen Höllenkünsten
Und hüllst erhoffte Herrlichkeit
Mir hinter grauen Dünsten.

Erhoffte Herrlichkeit? So sich
Die Herrlichkeit dort liegen.
Da sah ich leicht die Nebel wie
Verscheuchte Krähen fliegen,
Und sah entschleiert, offen, nackt,
Die Welt vor meinen Blicken,
Und fühlte mich von Graun gepackt,
Umstrickt von Schlangenstricken.

Ein kaltes, scharfes, spitzes Licht
Erfüllte alle Gründe.
Ich drang mit schauderndem Gesicht
In alle tiefsten Schlünde,
Und sah die Weiten hingestreckt,
Und sah durch Busch und Hecken,
Sah alles, alles aufgedeckt,
Ein offnes Buch der Schrecken.

Da war kein Haus, es sprang das Dach,
Kein Thor war so verriegelt,
Ich sah ins innerste Gemach,
Kein Brief war so versiegelt,
Es sprang der rote Wachs und gab
Mir vom Geheimsten Kunde.
Zu reden selbst begann das Grab
Mit seinem schwarzen Munde.

Und was ich sah war Fluch und was
Ich hörte, war Verdammen.
Und schauerlich klang alles das
In einem Wort zusammen,
Und war ein halberstickter Klang
Voll Klagen und voll Thränen,
Und war ein heisser Sehnsuchtssang
Von hoffnungslosem Sehnen.

Wo bist du Gott? Wir suchen dich
Seit tausend, tausend Jahren!
Wo bist du Gott? Wir suchen dich!
Willst du dich offenbaren?
Wo bist du Gott? Wir suchen dich
Mit Angst und Händestrecken!
Wo bist dn Gott? Wir suchen dich!
Warum spielst du Verstecken?

Und plötzlich aus der Tiefe stieg
Ein Kreuz mit schwarzen Armen,
Und eine grosse Stille schwieg
Ein schweigendes Erbarmen.
Und hoch vom Kreuz, wie Tropfenfall
Aus einer Todeswunde,
Klang es erschütternd durch das All
Aus einem bleichen Munde:

Mein Gott, mein Gott, warum hast du
Mich so verlassen? — Schweigen. —
Fern ging das schwere Wort zur Ruh,
Wie Klang gesprungener Geigen.
Ich wandte mich. Ich war allein.
Ein Dunkel kam und legte
Um Kreuz sich und um Kreuzespein,
Als ob es Mitleid hegte.

Und war kein Licht rings in der Luft,
Der Mond war auch gegangen
Und wollte nicht in Totengruft
Als Trauerlampe hangen.
Nur fern verflog ein grüner Schein,
Als wär' ein Stern zerstoben.
Dann herrschte Finsternis allein,
Nacht unten und Nacht oben.

Hamburg. **Gustav Falke.**

Nachtgang.

Bei der Schmiede in der Nacht
Bin ich jüngst vorbeigegangen;
Sah das rote Eisen glühen,
Sah die goldnen Funken sprühen,
Hab gedacht,
Als die Hämmer wuchtig klangen:

Einmal kommt sie doch die Zeit,
Wo der Erdenamboss dröhnet,
Blut'ge Funken werden flocken,
Hämmer werden sein die Glocken,
Sturmbereit,
Wann das Volk genug gefröhnet.

In die dunkle Nacht den Schritt
Setzt' ich weiter. Meine Wege,
Sie begleitete kein Stern,
Aber folgend aus der Fern
Gingen mit
Grollverhaltne Hammerschläge.

Zürich. **W. Lüdegger** (Dr. W. Bolza).

Zur Neige.

Unter Blitzen, unter Klingen
Fliegt ein Aar mit Riesenschwingen
Majestätisch durch die Welt,
Fegt mit seinem Flügelschlage
Fort den Staub vergangner Tage
Von den Alpen bis zum Belt,
Fegt den Rost aus Aug' und Herz,
Fegt den Moder bodenwärts —
Sieghaft raunt es durch die Zweige:
Alte Zeit — du gehst zur Neige!

Ob die Krähen, ob die Raben
Zehnmal wilder sich gehaben
Rachekrächzend durch die Welt,
Vor dem froherstaunten Volke
Eine dumpfig-graue Wolke
Schwer zur Erde niederfällt,
Und durch alle Fenster bricht
Vollen Strahls der Sonne Licht —
Lieb' ist Glauben, Hader schweige:
Finsternis — du gehst zur Neige!

Die Perrücken, Hauben, Zöpfe
Greifen starr sich an die Köpfe:
Nimmer lange steht die Welt;
Ach, es wissen nicht die Thoren,
Dass der Menschheit, neugeboren,
Junges Blut die Adern schwellt,
Dass sie der Begeistrung Trank
Leben lässt jahrtausendlang —
Dass sie wandelt neue Steige:
Vorurteil — du gehst zur Neige!

Vor der Neuzeit goldnem Lenze
Schwindet spurlos jene Grenze,
Die beengt dereinst die Welt,
Vor des Adlers wuchtgen Hieben
Jach in Nichts die Schranken stieben,
Die den freien Pfad verstellt;
Was Geburt, was Gold und Amt,
Menschen sind wir insgesamt —
Geist giebt Adel, der sich zeige:
Kastenstolz — du gehst zur Neige!

Wahr' dich finstres Ungeheuer,
Dessen Adern — Höllenfeuer —
Vom Beginn versengt die Welt,
Bald umgiebt dich Todesgrauen.
Adolar hat scharfe Klauen.
Ist der Helden grösster Held;
Aus dem Leichnam alsobald
Spriesst ein hoher Palmenwald —
Gott ist Stamm, wir Alle Zweige:
Bruderkrieg — du gehst zur Neige!

Unter Blitzen, unter Klingen
Fliegt ein Aar mit Riesenschwingen
Niederwärts vom Sternenzelt,
Fegt mit seinem Flügelschlage
Fort den Rost versunkner Tage
Von der freien Gotteswelt:
„Die in unsrer frechen Zeit
Menschgeword'ne Menschlichkeit —“
Spricht der Heuchler, bebt der Feige:
Aus! vorbei! — ihr geht zur Neige!

Wien. **Ottokar Stauf von der March.**

Nachteinsam.

Am Fenster schluchzt der Wintersturm
In endlos traurigen Klagen —
An meinem Schreibtisch hör' ich den Wurm
Nie rastend nörgeln und nagen.

Es ist schon spät. — Der Lampe Schein
Wird immer matter und matter,
Am Herde nur tanzen den lustigen Reihn
Noch Flammen in trautem Geknatter.

Kein Laut erfüllt fast den düstren Raum,
Auch die Uhr ist schlafen gegangen —
Es keimt in den Tiefen der Seele kaum
Ein schwaches Lebensverlangen.

Und wie die Gedanken an Schmerz und Leid
Sich bang bei mir vereinen,
Seh' ich die graue Einsamkeit
Durchs Fenster lugen und weinen.

Grosszschocher. **Wilhelm Schindler.**

Winter.

Ein Läuten wird vom Wind getragen . . .
Ich horche in die Flur hinein;
Woher es kommt, ich kann's nicht sagen,
Vom weiten Dorfe kann nicht sein.

Auf kahlem Feld die Stoppeln ragen.
Der Himmel schaut bekümmert drein.
Ach Gott, ich hör' die Glocke klagen:
„Ich läute euch den Winter ein!“ . . .

Berlin. **Ludwig Jacobowsky.**

Neulenz.

Kein Herz, das vor dem Lenze Ruh.
Er schmeichelt deinem Traum ins Ohr:
Das Ränzel her, den Wanderschuh:
Die Freude harrt am Blütenthor!

Und ob verjagte Thorheit naht,
Du magst ihr nimmer widerstehn
Und siehst auf jedem Frühlingspfad
Des Glückes goldnen Schleier wehn.

Siehst ihn noch wehn, die Locke bleich.
Die Stirn gefurcht von Sturm und Strauss.
Und träumst dich in der Huldin Reich
Und träumst dich aus der Welt hinaus.

Zürich-Kilchberg. **Victor Hardung.**

Ja, der Frühling!

Die Sonne hat den Schnee erweicht
Dort auf der steilen Alpenhöh;
Ein Adler, der vorüberstreicht.
Löst ab im Flug ein Flöckchen Schnee.
Das rollt hinab in behendem Lauf
Und wächst und wächst und ballt sich zu Hauf
Und rollt und rast ohne Hemmung und Halt
Und braust und tost mit Donnersgewalt. —
Die Lawine, o sage mir, Liebchen mein,
Soll sie das Bild unsrer Liebe sein? —

Ein Knabe spielt am Waldesrand
Und wirft ein Fünkchen in das Moos;
Das lodert auf und wird zum Brand
Und wächst zum Feuer riesengross.
Und das Feuer ergreift den ganzen Wald,
Der in hellen Flammen steht alsbald,
Und ein weiter, gewaltiger Feuerherd
Die Blätter und Blüten rings verzehrt. —
Der Waldbrand, sage mir, Liebchen mein,
Soll der das Bild unsrer Liebe sein? —

Im stillen Frieden liegt das Meer,
Als ob es tief im Schlummer ruht.
Da fährt ein Wirbelwind daher,
Und schauernd regt sich's in der Flut.
Und es bäumen sich auf die Wellen alsbald,
Und die weite Fläche brauset und wallt,
Und die Wogen rasen im Sturmeswehn,
Als sollten Himmel und Erde vergehn.
Der Seesturm, sage mir, Liebchen mein,
Soll der das Bild unsrer Liebe sein?

Im Winterschlaf die Erde lag;
Da geht der Frühling über Nacht
Mit sanftem Wehn durch Hain und Hag.
Und sieh' die Schläferin erwacht.
Und es beginnt zu grünen und blühen alsbald
Und zu singen und jubeln in Feld und Wald.
Im festlich prangenden Hochzeitskleid
Steht die Erde zur herrlichen Maienzeit.
Ja, der Frühling voll Blüten und Sonnenschein
Soll, Liebchen, das Bild unsrer Liebe sein! —

Berlin. **Hermann Jahnke.**

Auf der Felsenhöh'.

Von schwindelnden Felsen, geblendet, gebannt
Sehn wir in die Ferne, in lachendes Land.
Still hab' ich mein Haupt dir zur Schulter gelehnt
Und habe mich nimmer zur Ferne gesehnt.

Erschiene der König in schimmerndem Schein,
Gebietend: „Mir folge, — die Ferne sei dein!"
Ich spräche: „Zieh weiter, wohin dir's gefällt!
Was soll mir die Ferne? Ist mein doch die Welt!"

Münster i. W. **L. Rafael.**

Im Samland.

Wo flammend des Orions goldnes Auge
In's dunkle Blau der Sommernacht geschaut,
Und ich der Heide matte Düfte sauge —
Das feuchte Moor von Nebeldampf betaut, —

Wo durch der Kiefern knarrendes Geäste
Der Meerwind klagend längst der Düne zieht,
Und gleichwie Elfentanz beim Maienfeste
Ein Rascheln flüstert durch das dürre Ried,

Da hab ich oft der Jugend stille Nächte
Am Strand verträumt, im weichen Sand
geschmiegt.
O, wenn mir doch ein Windhauch wiederbrächte
Das Traumglück, das mich damals sanft
gewiegt! —

Baden-Baden. **Thassilo von Scheffer.**

Mein Oesterreich.

In blauem Duft die Hänge und die Gipfel,
Und drüber hin der Sonne reinster Strahl!
Im frischen Winde neigen sich die Wipfel
Und rauschen ihren Gruss ins Donauthal.
Von purpurrotem Weingerank umsponnen
Schau' ich hinaus zur kahndurchfurchten Flut,
In meines Bechers sonnumblitztem Bronnen
Rinnt hell Altöstreichs bestes Traubenblut.

Aus Blättergold die roten Äpfel lauschen,
Die süsse Beere schwillt am Heckendorn.
Mir ist es fast, als hör' ich leise rauschen
Des Segens vollen, nieversiegten Born.
Am Felsenstrand die blauen Wellen klingen,
Zuweilen schnellt ein Silberfisch empor,
Nun schnaubt ein Dampfer, die Matrosen singen
Ein Ungarlied im windverwehten Chor.

Ein Träumer, schau hinaus ich in die Weiten,
Vom zarten, keuschen Himmel überblaut,
Und leise hör' ich meines Herzens Saiten
Erklingen mit tiefsüssem Jubellaut.
Da will mir's in die Hand den Becher zwingen,
Ich fülle freudig ihn bis zu dem Rand,
Ich kann nicht anders, muss ihn jauchzend
schwingen:
„Dir, dir, mein liebes, schönes Heimatland!"

Wieselburg, Nied. Oesterreich. **Karl Bienenstein.**

Am Starnberger See.

Hoch türmen sich dunkle Wolken hinter dem Tannenwald,
Sie werden vom Winde getrieben dichter zusammengeballt,
Dumpf rollt von fernher grollender Donner.
Das firnenblinkende Hochland ragt in rötliche Luft,
Verschwindend hüllt's in Blauschwarz dunstiger Moore Duft,
Im grünen Würmsee schäumen die Wogen.

Der erste Funke im Zickzack fährt aus der Wetterwand,
Thôrr schleudert den Hammer Miölair aus der Thursenhand,
Mit flatternden Locken wütet die Windsbraut.
In Nacht verschwindet das Blachfeld. Wechselnd ein flammender Strahl
Entfacht mit lodernder Lohe, schwefeldunstig und fahl,
Den klaffenden Riss im Himmelsgewölbe.

Vorüber zog das Gewitter, sonnig leuchtet der See
Und wieder auf den Alpen blinkt der Gletscher Schnee
Mit weithin silberschimmernden Bändern.
Weiss wallt am Tannenwalde streifiger Nebel Fleck,
Ein ruderloser Nachen treibt an's Strandgeheck,
Zur Festfahrt rauscht vorbei das Dampfboot.

München. Heinrich v. Reder.

Rankendes Grün.

Ein Mädchen ging in ein verrufen Haus:
„Legt, weise Frau, mir schnell die Karten aus.
Der Liebste freite heut um meine Hand,
Wann blüht der Kranz zu meinem Brautgewand?“

Die Alte sprach: „Beim nächsten Blumenblühn
Rankt sich ein Kranz für dich aus jungem Grün,“
Und überselig fiel das Mädchen ein:
„Mein Myrthenkranz, im Mai wird Hochzeit sein.“

Die Blumen blühn; von einem frischen Grab
Strebt junger Epheu in den Sand herab.
Die Alte sprach: Beim nächsten Blumenblühn
Rankt sich ein Kranz für dich aus jungem Grün.

Berlin. Georg Fernandes.

Rückkehr.

Das soll dieselbe Stadt noch sein,
In die ich zog vor Jahren ein
Als freier, flotter Studio
In summo dulci jubilo?

Wo ist das Thor, der Rasen hin
Und wo die schmucke Bleicherin? —
Haus steht an Haus jetzt schnurgerad
Gleich den Soldaten auf Parad.

Wo ist der Graben? Wo der Wall?
Und wo die hohen Bäume all?
Und auch das Schilderhaus ist fort? —
Zu kennen ist nicht mehr der Ort.

Wo Nachtigall und Amsel sang,
Das Eichhorn im Gesträuche sprang,
Die Kinder spielend sich ergötzt,
Da pfeift und schnaubt das Dampfross jetzt.

Und doch ist's noch dieselbe Stadt,
So sehr sie sich verwandelt hat;
Da ragt wie sonst der hohe Dom,
Da rauscht und glänzt wie sonst der Strom.

Ich ging die Strassen grad und krumm,
Doch kein Mensch sah sich nach mir um,
Vor meiner Seele stand es klar,
Dass fremd ich unter Fremden war.

Ich weiss nicht, wie es dann so kam,
Dass ich den Weg zum Friedhof nahm.
Bekannte traf ich viele da,
Die meinem Herzen standen nah.

So viel ich auch der Freunde fand,
Nicht einer bot zum Gruss die Hand,
Nicht einer mir „Grüss Gott!“ zurief.
Ich schlich davon und seufzte tief.

Aschach. Armin Werherr.

En Gräfnis. *)

Up usen Karkhoff weer ick gahn
— Ick gah woll mal heuut —
Dar keem en Likenzug darher,
Wo seeg de trorig ut.

De Drägers gung'n Schritt vor Schritt,
Se drogen, nich to swer,
En lüttjen swarten Kinnersarg,
Et gung'n blot achterher

En Mudder mit ehr beiden Deerns,
Wo han de sick so leew!
De Lüttjen wolln doch geern mal sehn,
Wo ehr dod Broder bleew.

Dar unnern groten Eekenbom
Dar weer so'n lüttjet Graff,
Dar leten se ahn Sang und Klang
Den lüttjen Sarg henaf.

De Kinner weent. Twe lüttje Kränz
De leggten se up't Graff.
De Mudder lepen de blanken Thran'
Man äber de Backen 'raw.

De ole Eekbom denkt bi sick:
Wo is dat Graff doch kahl!
He schüddelt sine Twig, dar fallt
Sin welken Bläder dal.

Bremen. Johann Beyer.

---

*) Eine Beerdigung.

Die Sängerin aus Tyrol.

Sie singt von hoher Bühne Schweizerlieder
Im kräft'gen Alt verwöhnten Gästen vor,
Denn was sie singt — bezahl'n die unten wieder —
Bewundernd, lüstern fliegt der Blick empor
Zur Alpnerin im lustig-kecken Kleide,
Der Lilienbusen zeigt sich neckisch nur:
Das Mädchen strotzt von Lebenslust und Freude! —
Der hohle Geck, der leistet Euch den Schwur.

Ich nicht! — Denn als das schöne Lied verklungen,
Fing ich den Blick der Sängeraugen auf;
Die Augen, die bisher wohl mitgesungen,
Sie liessen jetzt der Wahrheit freien Lauf:
Ein Seelenschmerz war's, was sie wiedergaben,
Ein Blick, verschleiert, thränenlos und leer.
Ich nickt hinauf — sie musst' verstanden haben,
Trüb lächelnd dankte sie — und sang nachher

„Von meinen lieben Bergen musst' ich scheiden!" —
So innig süss, das Herz brach doch sich Bahn,
Da merkt auch ich, dass es das Heimweh beiden,
Der Sängerin und mir nur angethan. —
Viel Hände klatschten, dass die Gläser klirrten;
Ich grüsste noch einmal empor und ging,
Doch als die Stimmen wie verloren schwirrten,
Merkt' ich die Thräne, die im Auge hing! —

Rittgarten. **Willy Schwan.**

Bange Frage.

(An J . . M . . . .)

Es schlugen so jäh, so ungedacht
Der Leidenschaft lodernde Flammen,
Wie Sturmeswachsen mit Geistermacht
Wild über uns beide zusammen.

Ich weiss nicht — ist es das Morgenrot
Des Glückes nach langem Leide?
Oder künden die Flammen erlösenden Tod,
Und sie verzehren uns beide?

Berlin-Moabit. **Max Wundtke.**

Dein Name.

O Wonnetag, an dem ich deinen Namen
Zu meinem Eigentum empfangen soll:
An dem der Himmel selbst sein Ja und Amen
Zum Bunde giebt, ihn weihend segensvoll!

Dein Name sei mein Gut! Ich will ihn halten
Als Liebstes, Höchstes, was ich je besass.
Nie soll die Liebe zum Besitz erkalten,
Vergrössern nur kann sich des Glückes Mass.

Dein Name sei mein Schutz! Im ganzen Leben
Sei er mein treuer Schild, mein Leiter mir,
Mein Felsen, der nicht wanken kann noch beben —
Er sei mein Schirm und meines Daseins Zier!

Dein Name sei mein Stolz! Ich will ihn tragen,
Wie man ein Banner stolz und würdig trägt:
In Ehren bis zu meinen letzten Tagen,
Als echte Frau: stolz, treu und unentwegt!

Dein Name sei mein Schmuck! Er soll mir glänzen
Als schönster Edelstein, der mich erfreut,
Und will die Liebe mir das Haupt umkränzen —
Er sei ein Demant mir voll Herrlichkeit. —

Dein Name sei mein Glück! Der Erde Wonnen
Will ich aus diesem Namen schöpfen nun —
Mir leuchten aller Welten schönste Sonnen,
Der Liebe Stern strahlt über meinem Thun.

Ich bin dein Eigen! Führe deinen Namen,
Er ist mein schönstes, süsses Eigentum,
Welt — du bist unsrem Glücke kaum der Rahmen —
Entweiche uns mit Glanz und Schein und Ruhm!

Uns lebt das Herz auf Paradieses Fluren,
Die einzig nur der Liebe Aug' erblickt,
Ein Name führt auf unser Beider Spuren,
Wir folgen einem Ziele unverrückt!

Das Ziel: das Glück! Das echte, wahre Leben:
Unendlich lieben! Ewig ein Geschick!
Sein ganzes Selbst dem Andern voll ergeben —
Unnennbar grosses, göttergleiches Glück!

Dresden. **Aurelie Hörnig.**

Menschlich.

Da hört man täglich die Weisen sagen,
Man solle alles mit Würde tragen,
Des Glückes Jubel, des Jammers Schmerz
Beherrsche klüglich das Menschenherz.
Nein, ruf' ich, ich will kein Weiser sein,
Nicht dämmen des Herzens Empfinden ein;
Was immer durchzittert die Menschenbrust,
Das klinge hinaus, sei's Leid oder Lust;
Denn dazu hat Gott in den Busen gesenkt
Uns Jubellaute, uns Thränen geschenkt,
Dass wir als Menschen wie Menschen leben,
Der Menschennatur ihre Rechte geben! —

Elsterwerda. **Ulrich Kleist.**

Vergebens!

Vergebens schreit das wunde Herz
Verzweifelnd zu den Sternen auf; —
Kein Flehn dringt zu den lichten Höhn,
Stumm geh'n sie ihren ew'gen Lauf. —

Vergebens bäumt der trotz'ge Geist
Sich gegen die Notwendigkeit; —
Kalt wird zermalmt, was sich nicht beugt,
Und über Gräbern rauscht die Zeit. —

Stettin. **Curt Heinrich.**

Girolamo Savonarola's Busspredigt.

Ragend auf der Kirche Marmorstufen
Hat zur Busse machtvoll er gerufen.
Seine Blicke sprühen wilde Flammen,
Seine Worte richten und verdammen.
„Fort den Tand! Dem Scheiterhaufen werde,
Was die Herzen bannt im Dienst der Erde!
Eitelkeit, den Sinnen zu gefallen,
Fahre hin mit deinen Freveln allen."

Viele Tausend knieen auf den Steinen;
In den Lüften hallt erschütternd Weinen.
Dort, ein Weib, mit ungestümer Rechten.
Reisst vom Haupte die erborgten Flechten.
Andre schleudern Spangen fort und Ketten,
Ihrer Seelen ew'ges Heil zu retten.
— Durch die Menge geht ein stürmisch Wogen:
Hochbeladen kommen sie gezogen.
Was geheiligt ward vom Staub der Jahre,
Meisterwerke, edle, wunderbare —
Zauberschriften dunkler Sternenkunde,
Alles wird ein Opfer dieser Stunde.
Mit den Flammen, die sich knisternd heben.
Wächst die Lust, das Liebste hinzugeben.

Und des Mönches Rede schürt die Brände;
Segnend hebt er auf die bleichen Hände . . . .

Halte ein, Girolamo! sie wüten!
Rasend knickt ihr Arm die schönsten Blüten.
Siehst du nicht, wie sie das Mass vergessen?
Zähme sie! ihr Opfer wird vermessen.
Siehst du jenen, der vor kurzer Stunde
Lauschend hing an seines Lehrers Munde,
Seine Seele sonnend in den Strahlen
Ausgesandt von Griechenidealen,
Siehst du ihn, der eben voll Verlangen
Platos hoher Weisheit nachgegangen,
Angesteckt von irrendem Verdammen
Seinen Phädon schleudern in die Flammen?
Siehst du den Genossen dort, den schlanken
Mit der Stirn voll stürmender Gedanken,
Des Homer unsterbliche Gesänge
Taumelnd opfern blindem Wahn der Menge?

Halt Girolamo! Was Gott gegeben,
Ist berechtigt, ist bestimmt zu leben!
Himmelsfunken sind die edlen Geister,
Sind die Werke jener grossen Meister:
Denn der Weisheit Wort, des Dichters Lieder
Spiegeln einen Strahl des Ew'gen wieder.

Eitelkeit und Prunk magst du verdammen;
Doch das Schöne hüte vor den Flammen!

Dresden. **Alice Freiin von Gaudy.**

Ruhm.

Ruhm thut sich leis und schüchtern kund,
Verpflanzt sich durch Berufner Mund
Und nicht durch Druckerpressen.
Treibts die Reklame noch so bunt,
Die Tagesgrösse bläht sich — und
Ist morgen schon vergessen.

Verkannt und gar missachtet geht
Einsame Wege der Prophet
Und steht beiseit im Dunkeln.
Doch eh ein Säkulum verweht,
Wird er vom Himmel als Komet
Den Enkeln leuchtend funkeln.

Berlin. **Richard Zoozmann.**

Litterarische Rundschau.

Am 8. Juni d. J. werden hundert Jahre seit dem Tode des Dichters *Gottfried August Bürger* verflossen sein. Es hat sich nun in jüngster Zeit aus den Göttinger Universitätskreisen heraus ein Herrenkomitee gebildet, das den Plan verfolgt, dem auf dem Weenderkirchhofe beerdigten Dichter anlässlich dessen hundertjährigen Todestages ein würdiges *Denkmal* auf seinem Grabe errichten zu lassen. Das Denkmal soll aus einer Büste des Dichters bestehen, die sich auf einem Granitsockel erhebt. Man ist bereits mit dem Bildhauer Eberlein in Berlin wegen Herstellung dieser Büste in Verbindung getreten, und man hofft das Grabdenkmal rechzeitig fertiggestellt zu sehen, damit es an genanntem Gedenktage bei einer schlichten Feier enthüllt werden könne.

Am 12. Februar, am Todestage Richard Wagners, ist *Dr. Hans von Bülow*, einer der hervorragendsten Führer des musikalischen Lebens in Deutschland plötzlich in Kairo, wo er von seinem Nervenleiden Genesung suchte, gestorben.

Die Pensions-Anstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. G.) hat soeben einen von dem Vorstande der Anstalt ausgegebenen Bericht veröffentlicht, der einen kurzen Rückblick auf die Geschäftsthätigkeit der Anstalt seit dem Tage ihrer Gründung bietet. Wir entnehmen diesem, trotz seiner Kürze interessanten Berichte folgende bemerkenswerte Angaben: Die Zahl der Mitglieder betrug Ende Dezember 1893 *431* definitive und mehrere Hundert provisorisch Angemeldete. Ortsverbände besitzt die Anstalt in Berlin, Wien, München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Stuttgart, Darmstadt, Breslau, Brünn, Augsburg und Heidelberg. Das Bureau der Anstalt ist gerne bereit, Interessenten den Bericht zu übermitteln.

Ein Blatt für alle Handwerker-, Gewerbe-, Bildungs- und Bürgervereine ist „Der Bildungs-Verein", das Organ der *„Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung"*, die seit 21 Jahren im ganzen Reiche mit weitreichendstem Erfolge volkstümliche Vorträge veranstaltet, Volksbibliotheken begründet und unterstützt, Bildungs- und Schulfragen auf ihren Haupt- und Verbandsversammlungen bespricht, Fortbildungs-, Handarbeits- und Haushaltungsschulen fördert. Wir empfehlen allen Vereinen, welche neben politischen, gewerblichen und wirtschaftlichen Zwecken auch die Unterhaltung und Fortbildung ihrer Mitglieder pflegen wollen, das Blatt, sowie den Anschluss an die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" aufs angelegentlichste. Die Gesellschaft verfolgt ihre Ziele ohne politische und religiöse Tendenzen. Meldungen sind zu richten an die Kanzlei der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin W., Maassenstrasse 20.

Die in Hamburg erscheinende Monatsschrift *„Der Zuschauer"*, unter Leitung von *Otto Ernst* und *Constantin Brunner*, welche sich in ihrem verflossenen ersten Jahrgange bereits lebhafter Sympathieen und eines guten Fort-

ganges zu erfreuen hatte, hat ihr Programm erweitert. Der „Zuschauer“ erscheint fortan halbmonatlich, jedesmal in gleicher Textstärke wie früher, bringt unabhängige Übersichten über die Vorgänge des öffentlichen Lebens, hat ferner eine Beilage von hervorragenden Romanen in Buchform. Ausserdem erscheint monatlich ein humoristisch-satirisches Beiblatt *„Pasquino“.* Zu den Mitarbeitern des Blattes zählen u. a.: Arthur Fitger, Herm. Heiberg, Paul Heyse, Detlev v. Liliencron, Adolf Friedr. Graf v. Schack, Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath, Friedr. Spielhagen, Konrad Telmann u. a. Probenummern werden gratis und franko zugeschickt.

Zu Hamburg wird vom 31. März bis zum 30. April ds. J. eine Ausstellung für das Wirtsgewerbe veranstaltet, welche 20 verschiedene Gruppen umfassen soll. Mit der Ausstellung wird eine grosse Sammlung von politischen und Fachzeitschriften verbunden, die bei allen Gebildeten grosses Interesse erwecken dürfte.

Von unserm Mitarbeiter *Hans Benzmann* erscheint in Kürze im Verlage von Baumert & Ronge eine Gedichtsammlung und von *Martin Maack*, dessen Schauspiel „Eine neue Zeit“ in Lübeck mit grossem Erfolge aufgeführt ward, im Verlage von Sigismund & Volkening in Leipzig „Zwei einaktige dramatische Gedichte für Aufführungen in Schülerkreisen und im Hause.“

Das Drama „Prinz Louis Ferdinand“ von Dr. Johannes Jacobi ward am 22. Januar mit grossem Erfolge im Kölner Stadttheater aufgeführt. Die Kritik äusserte sich sehr anerkennend darüber.

Wie uns mitgeteilt wird, ward *Felix Dahn's* Schauspiel „Sühne“ am 14. Februar bei seiner Erstaufführung im Breslauer Stadttheater mit lebhaftem Beifalle aufgenommen.

Im Berliner Theater hat Ernst Wichert's Schauspiel: „Aus eigenem Recht“, das die Unterwerfung Preussens durch den grossen Kurfürsten zum Gegenstand hat und ganz im Stile der Wildenbruch'schen Hohenzollernstücke geschrieben ist, dem Publikum sehr gefallen. Dem Verfasser wurde vom Kaiser ein Orden überreicht. (Eig. Mitt.)

Im Berliner Centraltheater vermochte *Max Kretzer's* Volksstück: „Hochzeitsflammen“ keinen Erfolg zu erringen. Der Stoff ist einem Roman des Verfassers entnommen. (Eig. Mitt.)

Im Neuen Theater zu Berlin fand am 7. Januar eine Matinee zu Ehren des 50jährigen Dichterjubiläums *Maurus Jokai's* unter Mitwirkung hervorragender Künstler statt. Es ward unter anderem ein Festspiel gegeben, das von dem Wiener Schriftsteller *Karl Gross* verfasst und von Mitgliedern des Neuen Theaters zur Darstellung gebracht wurde. (Eig. Mitt.)

Das „Neue Theater“ in Berlin hat unter seiner neuen Direktion (Sigmund Lautenburg) wenig Glück mit seinen Premièren. *Max Stempel's* Schauspiel: „Licht“ wurde mit einem Theaterskandal zu Grabe getragen, und ein nicht viel besseres Schicksal erlitt *Max Halbe's:* „Amerikafahrer“. Die dritte Novität dieser Bühne: „Gisela“, Schauspiel von *Elsa von Schabelsky* vermochte auch bei der Première keinen Erfolg zu erringen, scheint sich aber doch als zugkräftig zu bewähren, da es fast täglich gegeben wird.

Im Lessingtheater zu Berlin errang *Fedor von Zobeltitz's* Schauspiel „Ohne Geläut“ einen starken Erfolg. Das Werk, das so manche bedenklich schwache Stelle enthält, zeugt trotzdem von grosser dramatischer Begabung. (Eig. Mitt.)

Im Königl. Schauspielhause gingen „Die Minnekönigin“, ein Einackter von *Hans von Gumpenberg*, und „Verbotene Früchte“, dreiaktiges Lustspiel von *Emil Gött* mit bestem Erfolge in Szene.

Als nächste Novität wird *Hugo Lubliner's* neuestes Werk: „Jourfix“ vorbereitet. (Eig. Mitt.)

Am 15. Februar ward im Berliner Theater „Timon von Athen“, Tragödie in 5 Akten, mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung von *Heinrich Bulthaupt* zum 1. Male in Berlin gegeben. Die Aufnahme bei der Kritik und beim Publikum war eine geteilte.

Vom Lessingtheater wurde „Nach dem Manöver“, Schauspiel von Freiherrn *v. Ompteda*, zur Aufführung angenommen.

Hugo Lubliner's neuestes Lustspiel „Hohe Schule“ geht Ende Februar im Berliner „Deutschen Theater“ in Szene.

Am Wiener Burgtheater errang „Der Wunsch“, ein einaktiges Märchen von *Rudolf Lothar*, einen freundlichen Erfolg.

Für die diesjährige Zuerkennung des Schillerpreises war vom Komitee einstimmig Ludwig Fuldas „Talisman“ vorgeschlagen worden. Der Kaiser hat den Antrag der Kommission abgelehnt und diese Ablehnung, wie die „Münch. N. Nachr.“ berichteten, mit der *Jugend* des Verfassers motiviert. Ludwig Fulda wurde am 15. Juli 1862 zu Frankfurt a./Main geboren.

Für den Verdunpreis, der von Friedrich Wilhelm IV. zum Andenken an den Vertrag von Verdun im J. 1844 gestiftet worden ist, aus 1000 Thlr. in Gold und einer goldenen Medaille besteht und alle fünf Jahre (am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrichs des Grossen) für das beste Werk über deutsche Geschichte in der seit der letzten Verleihung verflossenen Periode vergeben werden soll, war für dieses

Jahr von der aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und Universitätsprofessoren bestehenden Kommission ein Werk des Herrn *von Sybel*, Direktors der Staatsarchive, über neuere deutsche Geschichte in Vorschlag gebracht worden. Der König hat hierzu seine Zustimmung versagt, so dass andere Vorschläge zu machen sind.

Hermine von Preuschen veranstaltete Ende Januar im Salon Gurlitt zu Berlin eine Ausstellung ihrer malerischen Werke.

Am hundertjährigen Todestage Justus Mösers (8. Januar) ward an dem Geburtshause desselben in Osnabrück eine Gedenktafel aus schwarzem Marmor angebracht mit der Aufschrift: „In diesem Hause wurde Justus Möser geboren am 14. Dezember 1720.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

X. Hermann Sudermann.

Wenn ich das Leben des bekanntesten deutschen Dramatikers der Gegenwart in kurzen Zügen wiedergebe, so will's mir scheinen, als ob er selbst in einem Spruche das Leitmotiv desselben niedergelegt habe. Der Spruch — ich weiss nicht mehr, wo ich ihn einst las — lautet:

„Und wären die Schätze Indiens dein
Und tausend Schlösser und Banken und Minen;
Das tägliche Quantum Sonnenschein
Musst du dir täglich erst verdienen!"

Hermann Sudermann wurde am 30. September 1857 in Matziken (Ostpreussen) geboren. Sein Vater, der aus einer Mennonitenfamilie stammte, führte seine zahlreichen Kinder dem Protestantismus wieder zu. Die ausserordentliche Begabung ihres jüngsten Sohnes veranlassten die Eltern, ihn auf die Realschule in Elbing zu senden. Da die Vermögensverhältnisse der Eltern es nicht mehr erlaubten, musste er jedoch vor der Absolvierung der Schule dieselbe verlassen und als Lehrling bei einem Apotheker eintreten. Als er aber durch ein zweijähriges Selbststudium das Interesse des Schuldirektors erweckt hatte, ward es ihm ermöglicht, die Schule weiter zu besuchen. Er machte dann in Tilsit sein Abiturientenexamen und studierte in Königsberg neuere Sprachen. Als er 1882 nach Berlin kam, musste er eine Hauslehrerstelle übernehmen, um die Fortsetzung seiner Studien möglich machen zu können. Seine Thätigkeit als Hauslehrer führte ihn in das Hans Hans Hopfens. Die litterarischen Bekanntschaften, die er hier anknüpfte, erweckten in ihm den Entschluss, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen; hatte er sich doch schon als Sekundaner im Trauerspiel versucht. Es war eine Dornenbahn, die er betrat. Eine an Friedrich Spielhagen eingesandte Novelle ward von diesem mit dem Bemerken zurückgewiesen, er solle lieber Philologe bleiben. Hermann Sudermann liess sich nicht abschrecken und trat in die Redaktion des „Reichsfreundes" ein. Hier veröffentlichte er über hundert Novellen, Gedichte, politische Artikel u. s. w. Durch Überanstrengung ward er jedoch gezwungen, seine Stellung bald aufzugeben. Jetzt erst kam er zur Abfassung grösserer Dichtungen, und als er 1887 den Roman „Frau Sorge" (zuerst im „Berliner Tageblatt") veröffentlichte und „Im Zwielicht", „Geschwister" und 1889 den Roman „Der Katzensteg" folgen liess, Dichtungen, die jetzt in 18ter und 24ster Auflage vorliegen, erkannte man bald sein grosses Erzählertalent.

Sudermann hatte bereits heimlich an dem Drama „Ehre" gearbeitet, als Oskar Blumenthal, der damalige Direktor des Lessingtheaters, ihn aufforderte, für sein Theater ein Drama zu schreiben; denn aus Sudermanns Romanen habe er dessen starkes dramatisches Talent erkannt. So war 1890 die „Ehre" vollendet; der Erfolg des Dramas wird allen Lesern bekannt sein. 1891 folgte das Drama „Sodoms Ende" und im vergangenen Jahre „Die Heimat." 1892 veröffentlichte Sudermann die humorvolle Erzählung „Jolanthe's Hochzeit", ein Meisterwerk in der Charakteristik und in der Wiedergabe ostpreussischer Verhältnisse. Gegenwärtig erscheint in der Wochenschrift „Die Romanwelt" (Siehe „N. L. Bl." II. Jahrg. S. 32) sein neuester Roman „Es war", der demnächst gewürdigt werden wird, sobald er zum Abschlusse gelangt ist.

Seit November 1891 ist Hermann Sudermann mit der Schriftstellerin Frau Klara Lauckner in Königsberg vermählt, hat aber seit einiger Zeit seinen Wohnort in Berlin genommen. So hat sich der Dichter, dessen edle Charakterzüge ihm viele persönliche Freunde erwerben, langsam durch unablässige Arbeit, endlich begünstigt vom Glück zum Wohlstand emporgerungen; wie's mit dem täglichen Quantum Sonnenschein bei ihm ist, sagt er selbst. Sudermann steht in voller Manneskraft da; mögen noch viele Jahre vergehen, ehe der Dichter sein letztes Wort gesprochen.

Litterarische Zeitungsschau.

Dr. Arthur Pfungst, Die Fragen des Königs Milinda. Frankfurter Zeitung Nr. 23 vom 23. Januar 1894.

Eine vorzügliche kritische Würdigung des buddhistischen Werkes, von Prof. T. W. Rhys Davids in London als 35. Band der Sacred Books herausgegeben.

Martin Hildebrandt, Die Gebote des Schriftstellers. Das Recht der Feder. 3. Jahg. Nr. 50 vom 15. Januar und Fortsetzung in Nr. 51.

Enthält beachtenswerte Winke für jeden Schriftsteller. Die trefflichen Aufsätze enthalten zugleich die Mahnung an die Schriftsteller, sich eine allseitige Kenntnis der bestehenden Rechtsverhältnisse zwischen Verlegern und Autoren u. s. w. zu verschaffen.

Paul Remer, Ludwig Wekhrlin. Sonntagsbeilage Nr. 6 der „Vossischen Zeitung" vom 11. Februar.
Der interessante Aufsatz bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus im 18. Jahrhundert.

Eingesandte Neuerscheinungen.

Johannes; Freiherr von Wagner, (Joh. Renatus) Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. 11. — 15. Tausend. Berlin 1893, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Johann Alphosto, Wie eine Novelle entstand. Genf 1893, Verlag von Fr. Weber.

Otto Willhelmi, Eros und Eris. Lyrik. Berlin 1894. Selbstverlag.

J. von Harten-Dillen, Von'n Werserstrann'. VI. Rätselbeernd. Listringen bei Hildesheim. Selbstverlag. Preis 50 Pfg.

Gustav Falke, Harmlose Humoresken. München 1894. Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 1, geb. Mk. 1,80.

Victor Hoeper, Gute schlechte Menschen. Novelle. München 1894, Verlag wie vorh. Preis Mk. 2 brosch.

Carl Busse, Stille Geschichten. München 1894, Verlag wie vorh. Preis brosch. Mk. 4, in Prachtb. Mk. 5.

Gustav Falke, Der Kuss. München 1894, Verlag wie vorh. Preis brosch. 60 Pfg.

Dr. Ferdinand Maack. Geeinte Gegensätze. I. Eine Welten-Betrachtung. Leipzig 1894, Bacmeister's Verlag. Preis 50 Pfg.

A. v. Villàmosy, Amouretten. Novellistische Nippes. Leipzig 1894, Verlag von Adolph Schumann. Preis brosch. Mk. 1,50.

Carl Pitlik und **Heinr. Plach,** Nur diese Nacht. Schwank in I Akt. Linz a./Donau 1894, Verlag von E. Marcis.

Heinrich Welcker, Der Heiland aus den Bergen. Ein psychologisches Schauspiel. Dresden u. Leipzig 1894, E. Pierson's Verlag. Preis Mk. 1,50.

Aus gleichem Verlage ferner:

Bodo Wildberg, Alpen-Novellen. 1 Folge. Preis Mk. 1.

Otto Falckenberg, Modellstudien. Preis Mk. 1.

E. Rebe. Neuer Frühling. Roman. Preis Mk. 1.

Richard Schaukal, Rückkehr. Ein Akt. Mk. 1.

Paul Wilhelm, Dämmerungen. Preis Mk. 3.

Paul Kunad. Neue Gedichte. Preis 75 Pfg.

Else Kastner-Michalitschke, Ernste Weisen. Gedichte. Wien 1894, Verlag von „Böhmens deutsche Poesie und Kunst". Preis 40 kr.

Eduard Fedor Kastner, Stimmungen. Gedichte. II. Auflage. Wien 1894, Verlag von „Böhmens deutsche Poesie und Kunst". Pr. 1 fl. 20 kr.

Adolf Knabenhans, Unterhaltungen eines Gefangenen. Zürich, Erfurt, Leipzig 1894, Verlag von Eduard Moos.

Ferdinand Avenarius, Lebe! Eine Dichtung. Leipzig 1893. Verlag von O. R. Reisland. Preis Mk. 2.

Carl Muckenschnabel, A lustiges Spatzl. Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Leipzig 1894, Verlag von Robert Claussner.

Aus dem Verlage von *Otto Janke-Berlin* gingen ein:

O. Mysing (Otto Mora), Ein Kampf um Liebe. Erzählung. Preis Mk. 1.

O. Mysing (Otto Mora), Satan auf Reisen. Erzählung. Preis Mk. 1.

Hans Wachenhusen, Thea. Erzählung. Preis Mk. 1.

G. Verga, Meister Motta. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von Adele Berger. Preis Mk. 2.

Beurteilungen.

Wilhelm Arent, Irrflammen. Stimmungsnervosismen. lyrische Sensationen und Tagebuchblätter. München 1893. Verlag der Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt.

Mit bangem Zagen nahm ich diese „Stimmungsnervosismen" zur Hand; denn ich befürchtete, bei der Lektüre von einer gewissen Nervosität erregt zu werden, die ich seiner Zeit den „Violen der Nacht" zu verdanken hatte. Arent gehört zu jenen reichbegabten Dichtern, die man weniger liest, um sich an ihrer Poesie zu erquicken, als vielmehr ihre eigenartige Individualität auf sich einwirken zu lassen. Wollte man bei Arent den Menschen vom Dichter trennen, so würde man nur nach sorgfältiger Sichtung jene Perlen finden, die ungetrübt und leuchtend durch ihren Feuerglanz das Herz erquicken. Aber Arent will nicht in ausgetretenen Geleisen wandeln, „Genie braucht nicht die Normen", er will nicht feilen an dem, was in Augenblicksstimmungen seinem Herzen entsprang, — er vermag deshalb auch nur in jenen Seelen die gleiche Stimmung zu erregen, die ähnlich gestaltet sind, wie die seine. Den Titel Irrflammen hat Arent deshalb auch wohl für die anders gearteten Herzen gewählt. Ja, für sie sind es Irrflammen eines hochbegnadeten, von Sehnsucht und Leidenschaft durchzuckten Poetenherzens; unter den tanzenden, bald flakkernden, bald schwindenden Irrlichtern grelle Blitzesfunken eines echten Genies, dessen Seele blutige Thränen weint, „weil ihrer Sehnsucht Sehnen den Port nicht finden will . . ." Leider verbietet es der knapp bemessene Raum, Arent's „Irrflammen" vollständig gerecht zu werden, ich müsste viel zitieren und sezieren. Und wäre es angebracht, eines Dichters Inneres bloss zu legen, wie es bei eingehendster Betrachtung geschehen müsste? Mag der Leser selbst einmal nachzufühlen versuchen. Arent's eigenartige Individualität zu würdigen, behalte ich mir in einem ausführlichen Essay vor.

Hamburg. Georg von Borry.

Richard Nordhausen, Vestigia Leonis. Die Mär von Bardewieck. (Leipzig. Karl Jacobsen.)

Als ich vor etwa Jahresfrist hier an dieser Stelle des Dichters erstes Werk: Joss Fritz, ein Sang aus der Zeit der Bauernkriege, besprach, da konnte ich dem jungen Autor trotz der Mängel seiner Dichtung ein herzliches „Glück auf!" zurufen. Was ich damals gehofft, hat der Verfasser der „Vestigia Leonis" in überraschender Weise erfüllt. Das Gedicht behandelt in acht Gesängen (Aventuiren) die Heimkehr Heinrichs des Löwen und die Vernichtung der trotzigen Stadt Bardewieck, die vor ihrem Gebieter die Thore verschlossen. An und für sich eine wenig erschütternde, auf dem historischen Theater sich oft wiederholende Thatsache. Aber was hat der Dichter daraus zu machen verstanden! Man wird schwer dazu kommen, das Buch, das man erst einmal angefangen hat zu lesen, vor Beendigung der Lektüre aus der Hand zu legen. In atemloser Spannung weiss das Werk bis zum Schluss zu erhalten. Und dabei arbeitet Nordhausen gar nicht auf den Effekt — das uns so nahe gerückte Empfinden der Menschen, ihr Ringen und Leiden, die Poesie der Bilder, in welchen sich Romantik und Realismus so prächtig vereinen, die farbenreiche, glatte, malerische Sprache — nicht warm genug kann ich das Buch empfehlen, und wer meine kritische Thätigkeit kennt, wird wissen, was das besagen will. Gleich der erste Gesang ist ein glutvolles Gemälde von gewaltiger, packender Kraft. Und die Sprache! Nordhausen ist ein Meister in ihrer Behandlung! Nimm das Buch zur Hand, lieber Leser, und schon nach den ersten Minuten wirst Du Vestigia Leonis, die Spuren des Löwen, erkannt haben, und am Ende drückst Du dem Dichter im Geiste die Hand, wie ich es that.

Berlin. **Max Wundtke.**

Wilhelm Ruland, Pro Patria. Nationale Dichtung. Stuttgart 1893, Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

Der wiedererstandene Barbarossa lässt sich von der Mutter Alldeutschlands, Germania in unserem heutigen Vaterlande herumführen. Dabei kann es nicht ausbleiben, dass dem Kaiser vielfach ganz unangenehme Dinge vor Augen kommen. So pankt gleich in der ersten Szene ein sozialdemokratischer Schönfärber sein erlauchtes Trommelfell: bei Nacht rempeln den alten „Meerfritz" drei kreuzfidele Konkneipanten an, und repräsentieren sich gar würdig als „Deutschlands Hoffnung!" Das Dichterelend, in der dritten Szene von einem manuskriptschleppenden bleichen Jüngling gar artig vorgeführt, mutet dem Hohenstaufen ganz schwabenstreichisch an, und in der vierten und letzten Begegnung hat er mit dem „Einsiedler" von Friedrichsruh ein immer politisches Techtelmechtel. — Das ist die Grundlage der Dichtung Rulands, die in edler Sprache verfasst jedem Liebhaber harmlos politisch-satyrischer Dichtung hochwillkommen sein wird. Die Ausstattung ist vornehm.

Köln a. Rh. **Karl Lorenz.**

Gustav Falke, Der Kuss. Ein Capriccio. München, Dr. E. Albert & Co.

Eine lustige Gabe für den heurigen Fasching. Un rien d'étoffe, mit Bourget zu reden, nämlich die Geschichte eines Kusses, den ein junges Dienstmädchen nächtlicher Weile einem jungen Grafen giebt, wobei sie ihren Cul verliert. Das Ganze sehr harmlos, die Verse, wie das bei Falke nicht anders zu erwarten, sehr gewandt und spielend. Auch wer das Werkchen nicht als Beitrag zur Verspottung der herrschenden Prüderie auffassen will, wird sich ein Viertelstündchen von dem gelehrigen Schüler Don Juan-Byrons gern vertreiben lassen.

Berlin. **Heinrich Stümcke.**

Johannes Jacobi, Prinz Louis Ferdinand. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachflg.

Dieses Schauspiel, das bereits die Feuerprobe der Aufführung gut bestand und noch unlängst mit bestem Erfolge in Köln zur Darstellung gebracht wurde, zeichnet sich weniger durch eine reiche Handlung als vielmehr durch die liebevollste, mit psychologischer Feinheit entwickelte Wiedergabe seiner Charaktere aus. Es führt uns in die Zeit tiefster Erniedrigung Deutschlands ein, und selbst alle Nebenpersonen des Dramas und alle Einzelheiten bringen uns jene Zeit lebenswahr vor die Seele. Mit besonderer Sorgfalt hat der Dichter seinen Helden, den Prinzen Louis Ferdinand gezeichnet und vorzüglich ist es ihm in der Exposition (Akt 1 u. 2) gelungen, zu zeigen, wie der Ernst der Stunde den Prinzen, den Führer der damaligen Patriotenpartei in Berlin, vollständig zum Staunen seiner Freunde umwandelte und ihn zu dem Helden machte, der bei dem drohenden Anzuge Napoleons feurigen Herzens für das Wohl seines Vaterlandes zu handeln bestrebt ist. Der Dichter verschmähte es, mit sogenannten Theatereffekten zu blenden, ihm lag es nur daran, seinen Helden und die Zeit, in der er für seinen Heldenmut und seine Vaterlandsliebe seinen Tod bei Saalfeld fand, nahe zu führen. Dass ihm das trefflich gelang, haben die bisherigen Aufführungen des Schauspiels bewiesen. Mögen ihnen bald weitere folgen.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Eduard Schmidt-Weissenfels. Der gute Genius. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt 1893, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der im vergangenen Jahre verstorbene, bekannte Romanschriftsteller hat in dem vorliegenden Werke ein ebenso reizvolles, als erquickliches Thema zum Vorwurf genommen. Er schildert in diesem Romane das Streben eines hochbegabten edlen Mannes nach Selbständigkeit und eigener freier Stellung im Daseinskampfe. Der „gute Genius" dieses vielgeprüften Mannes ist Julie, die Tochter eines Pfarrers in Schleswig-Holstein. Ich würde dem Leser gar zu viel

Entgegenkommen bezeigen, wenn ich ihm die Handlung des frisch geschriebenen Romanes eingehend wiedergeben wollte; dazu soll er gelesen werden. Durch eine gesunde Charakteristik, durch Vermeidung alles Überschwänglichen und Überspannten und durch eine edle Gesinnung verdient der Roman als Familienlektüre empfohlen zu werden. Das norddeutsche, Pariser und Londoner Lokalkolorit ist zwar nicht in starken Farben gegeben, aber doch kräftig genug, um als wahr zu erscheinen.

Bremen. Erich Bardewiek.

Herm. Siegfr. Rehm. Die Zeitgenossen. Sittenroman. 2. Aufl. Neuwied und Leipzig 1894, Verlag von August Schupp.

Dieser Roman bietet ein vorzügliches Lokalkolorit. Das Leben und Treiben der Kölner hat der Verfasser, der selbst Rheinländer ist und besonders die Eifel zu seinem Spezialstudium erkor, mit frischem Humor und echtem Realismus geschildert. Die „Zeitgenosen" sind eine Gesellschaft origineller Kneipkumpane, deren Lebensschicksale der Autor vorführt. Meisterhaft gezeichnet sind besonders der Hauptheld mit dem rheinländischen Namen Schmitz und der urfidele Carnevalsredner und Schuhmacher Anton Nobis. Die Szene, in der der letztere, vom Fasching in früher Morgenstunde heimkommend, am Sterbebette seines treuen, ehrbaren Bruders Kobes steht, ist zudem von höchster Tragik. Freunden echten Humors und treffender Satire sei dieser Roman warm empfohlen.

Bremen. Erich Bardewiek.

Armin Werherr. Bertha, eine Liebesgeschichte aus Bad Bocklet. Leipzig. Verlag von Gustav Körner.

Das vorliegende Bändchen enthält in Form einer Liebesgeschichte, in Briefen erzählt, eine reizende Plauderei über das Bad Bocklet. Die Heldin dieses Liebesromans en miniature ist mit so feinem Schalk und Humor, mit soviel Liebenswürdigkeit und Witz gezeichnet, dass man an ihr nur seine Freude hat. Der Verfasser hat es prächtig verstanden, den Stil eines gebildeten, frisch und frei in die Welt hinausblickenden Backfisches nachzuahmen, zugleich aber auch eine gereiftere Lebensanschauung zum Ausdruck zu bringen. Das Büchlein ist darum in erster Linie eine kostbare Gabe für die noch kaum 20 Lenze zählende Damenwelt, die in ihm einen herrlichen Spiegel findet. Es ist aber auch eine Erquickung für jeden, der leicht unterhalten und zu herzlichem Lachen angeregt sein will.

Grosszschocher. Wilhelm Schindler.

Ludwig Ganghofer. Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. Illustriert von A. Seligmann. Stuttgart 1894. Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Ein Märchen vom Glück, so sinnig, so von echter Poesie durchhaucht, so herzergreifend, wie ich selten eins gelesen habe. In den Tiroler Alpen spielt die Sage, die Ganghofer so meisterlich bearbeitete. Wie einer sein Glück selbst verjagt, wie er's halten möchte und nicht halten kann, weil er's nicht versteht zu halten, das ist das Grundthema dieses vom Verleger prächtig ausgestatteten und mit zahlreichen Illustrationen versehenen Buches. Dieses Märchen hat den Vorzug vor so vielen andern, dass seine Gestalten, vor allem aber des Bergkönigs Wute liebliche Tochter Isa und Guntram der Jäger, psychologisch so fein erfasst und ausgeführt sind, dass sie trotz des Märchencharakters uns menschlich nah gerückt werden. Wer Ganghofer als Meister in der Schilderung des Hochlandes kennt, wird seine helle Freude an dieser neuen Dichtung haben.

Bremen. Erich Bardewiek.

Dr. Ferdinand Kemsies, Sozialistische und ethische Erziehung im Jahre 2000. Berlin, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Dieses Buch ist eine um so erfreulichere und aufs wärmste zu begrüssende Erscheinung, weil bei der Kritik des gegenwärtigen Sozialismus nur selten die Fragen der Ethik gestreift werden. Anknüpfend an Bellamy's bekannten „Rückblick" führt der Verfasser in ausserordentlich fesselnder und überzeugender Weise die Erziehung nach sozialistischem und nach ethischem Prinzip vor. Auch er erkennt die Schwäche des ersteren in der Unterdrückung des Individuums und zeigt, dass die persönliche Freiheit nicht bloss selbst ein sittlicher Wert, sondern auch zugleich der einzige Boden ist, auf welchem eine sittliche Gemeinschaft zustande kommen kann. In anziehenden, hochbedeutsamen praktischen Lektionen zeigt der Autor, wie der Pädagog am wenigsten der sozialistischen Idee wird nachgehen dürfen, weil der Gegenstand seiner Ausgestaltung das Individuum ist. Es sollte eigentlich niemand, der Julian West's Erlebnisse beim Dr. Leete in Boston (Bellamy's Rückblick) verfolgte, versäumen, ihn nun auch bei seinem Besuche in Berlin beim Direktor Dr. Weiss zu begleiten, wie ihn das obengenannte Werk vorzüglich schildert. Das Buch verdient von jedem Gebildeten gelesen zu werden und sollte vor allem nicht in der Bibliothek eines deutschen Erziehers fehlen

Hamburg. Georg von Borry.

Joseph Kürschner, Deutscher Litteraturkalender auf das Jahr 1894. 16. Jahrgang. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Preis Mk. 6.50.

Wieder liegt ein neuer Jahrgang des „Kürschner", dieses Werkes echten deutschen Fleisses, vor mir und zwar diesmal im Klassikerverlage der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung.

Mit den Porträts von Ludwig Viereck, dem Begründer der Deutschen Journalisten- und Schriftsteller-Pensionsanstalt und Ludwig, Prinzen von Bayern, der auf dem Journalisten- und Schriftstellertage die hohe Bedeutung des Journalismus pries, ist der neue Jahrgang, der sich seinen Vorgängern würdig anschliesst, geschmückt. Wer je, sei es nun als Schriftsteller oder als Litteraturfreund, den Litteraturkalender benutzte, wird finden, dass auch dieser Jahrgang alle anderen an Zuverlässigkeit bei der Beantwortung aller Fragen auf litterarischem Gebiete übertrifft. Mögen den alten Freunden des Kalenders sich immer neue zugesellen und möge er auch immer mehr in den Kreisen der Gebildeten, die nicht der Tinte ihren Tribut zollen, als unentbehrlich erkannt werden und die weiteste Verbreitung finden.

Br. **F. H.**

Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart 1893, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung (Sammlung Göschen, Bd. 31). Preis 80 Pfg.

Eine deutsche Litteraturgeschichte von fast 300 Seiten, eleg. in Leinenband gebunden, mit gutem Drucke auf gutem Papier für *80 Pfg.*, das übertrifft jedenfalls die kühnsten Hoffnungen aller derjenigen, die für unser Volk gute Bücher in billigen Ausgaben wünschen. Und dieses Werk aus der Sammlung Göschen ist ein gutes Buch, eine tüchtige Leistung. Es war jedenfalls keine leichte Aufgabe, eine deutsche Litteraturgeschichte in so engem Rahmen einigermassen anziehend zu geben. Weil dies so wohl gelang, soll deshalb auch nicht mit Einzelheiten gerechnet werden (z. B. S. 266 Fitgers Hexe in Versen u. a.); der Verfasser hat ein recht brauchbares Handbuch geliefert, um die weitesten Volkskreise für unsere Litteratur zu erwärmen. Besonders wohlthuend berührt der Umstand, dass auch die gegenwärtige Litteratur herangezogen ward, wenn auch nur in geringstem Umfange; es gereicht dem Buche jedenfalls zur Ehre, dass Namen wie Carl Bleibtreu, Heinrich Hart, M. G. Conrad, Herm. Sudermann, Max Kretzer, W. Arent, Gerhart Hauptmann, Detlev von Liliencron u. a. nicht darin fehlen. Schätzenswert ist auch das bibliographische Material, das zu jedem Hauptabschnitte gegeben ward. Möge dieser neue Band der „Sammlung Göschen" sich der weitesten Verbreitung im Interesse unserer Litteratur erfreuen.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik. Herausgegeben und begründet von M. G. Conrad. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 10. Jahrg., Heft 2, 1894.

Das vorliegende Heft der von uns mehrfach warm empfohlenen Monatsschrift enthält das Bildnis des bekannten Sozialreformer *Wilhelm Emanuel Backhaus* und einen längeren Essay von demselben über die „ästhetische Weltbetrachtung". Aus dem reichen Inhalte seien ferner hervorgehoben eine Plauderei über den Anarchismus von M. G. Conrad, A. Berger, Wirtschaftliche Folgen des Krieges und des Friedens, F. Hähnel, W. E. Backhaus, Ludwig Jacobowsky, Schulpolitik, Ph. Schultze, Buddhismus und Christentum, A. Groner, Naturrecht, Joseph Steinmeyer, Stein gegen Nietzsche (eine treffliche Zurückweisung der Stein'schen Angriffe!), die Skizzen „Im Lichthof" von C. Bruch-Sinn, Laura von Ant. Andrea, die Klein-Protzen von Hugo Gerlach, Chinoiserie von Fred Wilson und Gedichte von D. v. Liliencron, G. Steeger, Joh. Schürmann, Rudolf Zimmerhaake, Hugo Kegel, Wilhelm von Polenz, O. Stauf v. d. March, Helmar Friedemund, H. Fischer, M. G. Conrad.

Br. **F. H.**

Das zwanzigste Jahrhundert. 4. Jahrg. Heft 5 (Februar).

Inhalt: Der Ansturm gegen die Bureaukratie und der Föderalismus. — Teutonic Kindred. Von M. v. Pfister-Schmaighusen. — Modern. Von Adolf Graf von Westarp. — Deutsche Volksbühnen. Von Fritz Lienhard. — Von der deutschen Wuotanspriesterschaft. Von Guido List. (Schluss). — Germanischer und jüdischer Dichterlord. Von Karl Bleibtreu. — Der mitteleuropäische Staatenbund nach den Grundsätzen von Konstantin Frantz. — Die Reform des medizinischen Universitäts-Unterrichts und die medizinische Wissenschaft I. — Deutsche Aussprüche. — Auf deutscher Hochwacht. — Deutsche Bausteine. — Zeitschau. — Vom Büchertisch. —

Die im Verlage von Hans Lüstenöder (Berlin W. 30, Elssholzstr. 2) erscheinenden Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur (Preis viertelj. Mk. 2,50) enthalten eine Fülle geistvoller Aufsätze und anregender Gedanken. Mag auch nicht jeder immer den Standpunkt der Autoren auf politischem oder litterarischem Gebiete teilen, man wird dem Bestreben der Zeitschrift, für echtes Deutschtum einzutreten, seine Anerkennung nicht versagen können.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Der Stein der Weisen. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. 5. Jahrg. A. Hartleben's Verlag, Wien. Preis 12 Mk.

Das Lob, das der Ref. seiner Zeit (N. l. Bl. I. Jahrg. S. 71) dieser Zeitschrift zollte, muss er nach dem jetzt vollständig vorliegenden 5. Jahrgange uneingeschränkt bestätigen. Dem Gebildeten, der sich auf dem Gebiete der Technik und der Naturwissenschaften durch anregende Aufsätze, durch vorzügliche Illustrationen auf dem Laufenden erhalten will, kann diese Halbmonatsschrift auf das Wärmste empfohlen werden. Für die reifere Jugend weiss der Referent kaum ein geeigneteres Geschenkwerk anzugeben, als einen abgeschlossenen Jahrgang dieser Zeitschrift.

Bremen. **Proteus.**

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. April 1894. Nr. 7.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter)** in **Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3 = Fr. 3,75 = Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt" durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Das litterarische Interesse eines gewissen Sortiments-Buchhändlers und der „Kreuzzeitung."

Motto:

„Unser Interesse an der grossen Mehrzahl der überschickten Bücher ist nur ein geringes!"

„Kreuzzeitung" vom 2. Febr. 1894.

„Verehrter Freund, Sie kämpfen gegen Windmühlen; so lange der deutsche Sortimenter sich nicht von gewissen Geschäftsrücksichten und anderen Rücksichtnahmen frei macht, so lange die Tagespresse nur mit grösster Zurückhaltung die geistigen Interessen ihrer Leser pflegt, so lange wird niemand erwarten können, dass in den weitesten Volkskreisen ein litterarisches Interesse, besonders für das Schrifttum der Gegenwart, erwacht!"

Diese Stelle aus einem unlängst empfangenen Briefe sprach das aus, was ich mir immer und immer wieder als unbegründet nicht eingestehen wollte. Konnte ich doch solcher, in vielen litteraturfreundlichen Kreisen verbreiteten Ansicht so manches schöne Beispiel von der Umsichtigkeit des deutschen Buchhändlers und von dem Wohlwollen vieler Organe der Tagespresse für unsere zeitgenössische Litteratur entgegenstellen. Und doch gerät mein Optimismus oft ins Wanken, wenn sich solchen Beispielen andere minder erfreuliche zugesellen. Es ist leider ein gutes Körnchen Wahrheit in obiger Briefstelle; nicht immer sind Buchhändler und Presse, wie es sein sollte, die treuen Bundesgenossen des Schriftstellers.

Dazu zwei Beispiele. Eine allbekannte deutsche Verlagsfirma, die sich durch ihr unermüdliches Bestreben, der gegenwärtigen Litteratur nur mit Rücksicht auf ihren künstlerischen Wert zu dienen, bei allen Litteraturfreunden eine hochgeachtete Stellung errungen hat, sandte über die in ihrem Verlage erschienene treffliche Gedichtssammlung von Gustav Falke, „Tanz und Andacht", zur Einführung des Werkes an sämtliche Sortiments-Buchhandlungen Prospekte, auf denen ausserdem zwei andere, wohl zu beachtende litterarische Neuerscheinungen zu geneigter Beachtung empfohlen wurden. Ohne mich auf den Erfolg dieser Zirkulare einzulassen, will ich nur die eine Thatsache tiefer hängen, dass ein Sortiments-Buchhändler diesen Prospekt mit Randbemerkungen in einem Briefumschlage mit Trauerrand zurücksandte. Die mit Blaustift gemachten Bemerkungen sind freilich derart, dass sie nicht gut wiedergegeben werden können, legen aber von dem Bildungsgrade und dem Urteilsvermögen des Absenders ein erschreckliches Zeugnis ab. Wer wird es einem Verleger verübeln, wenn nach solchen Erfahrungen sein Opfermut für unsere zeitge-

nössische Litteratur einzutreten, endlich erkaltet?

Doch ein anderes Beispiel. Von drei Seiten ward mir die „Kreuzzeitung“ vom 2. Februar d. J. zugeschickt. Darin fand sich folgende bezeichnende Kundgebung der Redaktion: „Wir sind völlig *ausser stande*, alle uns ohne unsere Aufforderung eingesandten Bücher und Broschüren zu besprechen. (Aus Mangel an Papier?) Das kann nur bei einer *beschränkten* Zahl wirklich bedeutsamer Erscheinungen geschehen. Dagegen wird der genaue Titel und, wo es uns angegeben ist, der Preis jedes übersandten Druckwerkes an dieser Stelle verzeichnet werden. Genügt dies einer Verlagsbuchhandlung nicht, so mag sie uns ihre Veröffentlichungen nicht zusenden; *unser Interesse an der grossen Mehrzahl der überschickten Bücher ist nur ein geringes*.“

Es war doch gut, dass die Redaktion ihre Kundgebung in ihrem letzten Satze, wenn auch in einem recht beschämenden Geständnisse, begründete; ich möchte nur wissen, für welche Bücher die Schriftleitung ein Interesse besitzt, ehe sie dieselben gelesen hat. Einen Kommentar wird sich jeder Freund unserer gegenwärtigen Litteratur zu dieser Auslassung selbst machen; er würde gewiss nur ein mitleidiges Lächeln über eine solche Redaktion, die sich ihrer Aufgabe, zur Vertiefung der Bildung seines Leserkreises beizutragen, in so hervorragendem Masse bewusst wird, haben, wenn es nicht die Leitung einer grösseren, verbreiteten und bekannten Tagespresse wäre. Darum sei auch diese, von einer hohen redaktionellen Weisheit übersprudelnde Kundgebung hiermit tiefer gehängt. Wie übrigens manche Leser der „Kreuzzeitung“ darüber denken, haben mir die zugesandten Exemplare bewiesen.

Solche Beispiele vollständiger Interesselosigkeit für neuere Litteratur sind freilich geeignet, die Bestrebungen wahrer Litteraturfreunde erlahmen zu lassen, und wären derartige Anschauungen in allen Buchhändlerkreisen und bei allen Schriftleitungen unserer Tagesblätter verbreitet, dann ade Volksbildung und — Volkswohlfahrt, wenn der deutsche Schriftsteller nicht andere Mittel und Wege findet, seinem Volke sein Bestes zu künden. Doch wer dem Sehnen der Volksseele nicht teilnahmlos gegenübersteht, der wird nicht entmutigt. „Es muss doch Frühling werden!“

Br. F. H.

Aus der Litteratur der Gegenwart.

An's Mutterherz!

Psychodrama von **Bertha Ackermann-Hasslacher (Stuttgart).**

„Was sagst Du, Mutter? Ich soll Ruhe suchen?
Soll mich bezwingen? — Ich soll ruhen? Ich?
Wo alle Qualen mir das Herz zerwühlen,
Mir die Erregung fast die Sinne raubt.
Und doch, ich weiss, Du meinst es gut. Wo wäre
Wohl eine Mutter, die den Schmerz des Kindes
Nicht mit ihm fühlte? Die nicht ängstlich sorgend,
Sein Bestes suchte und sein Bestes wollte?
Nein, lass mich nur! Halt ein mit Deinem Drängen.
Ich kann nicht ruh'n — Dein Bitten ist vergebens.
Mir ist, als loderte ein wildes Feuer,
Als wütete ein Sturm in meiner Brust.
Könnt' ich nur weinen! Gieb mir Thränen, Mutter!
Dein Kind verraten! Mutter, weine Du!
Wie hab' ich ihn geliebt! Geliebt wie meinen Herrgott,
Fast wie auf Gott, hab' ich auf ihn vertraut.
Nun ist's vorbei. Zertrümmert ist der Tempel,
Gestürzt von seinem hohen Piedestal
Liegt unter Schutt und Staub und schmutz'ger Erde
In tausend Scherben nun mein Ideal! —
Was schüttelst Du Dein Haupt? Erschrock'nen Auges
Blick'st Du mich an. Was sagst Du? Ich verstehe
Dich nicht so ganz. Du glaubst, ich rede irre?
Nein, gute Mutter, noch ist's nicht so weit,
Obwohl die Sinne mir zu schwinden drohten,
Und im Gehirn mir Feuerräder schwirrten,
Und glüh'nde Funken vor dem Blick mir tanzten,
Als ich ihn sah — so Arm in Arm mit ihr!
Ja, Arm in Arm! Mit zärtlichem Getändel,
Mit Necken, Kosen, Flüstern ging's dahin —
Dahin mit ihr, die Freundin sich mir nennt,
Mir meinen Gott und meinen Glauben stahl.

— — — — — — — — — — — —

Horch! Horch! Es knarrt die Thür! Er kommt! Er ist es!
Ich kenne seinen Schritt — schon ist er an der Treppe —
O, halt' mich, Mutter! — Er — er kommt —
Er ahnt ja nicht, dass den Verrat ich kenne!
Nun, Du hast recht — nur jetzt nicht schwach. Er finde
Ein stolzes Weib, nicht eine Bettlerin. — —
Es pocht! — Tritt ein! — O Himmel gieb mir Kraft —
Und wenn ich sinke, Mutter, halt mich fest!

— — — — — — — — — — — —

Da bist Du endlich, Freund! Hat Deine Liebe,
Hat Deine Sehnsucht Dich hieher getrieben?
Hat Dich verlangt nach einem Wort von mir?
Was stehst Du dort? Was lässt Dich nur noch zaudern?
Was zögerst Du, mich an Dein Herz zu nehmen?
An's grosse, starke, treue Freundesherz! —
Du kennst mich kaum; — ich wär' so sonderbar,
Meinst Du. Ich sonderbar? Du musst Dich täuschen.

So tritt doch näher! Komm, um mich zu küssen!
Mein treues Lieb, mein süsser Bräutigam.
Was sagtest Du? Dir schien's, als hätt' ich Fieber,
Ich wäre krank, mein Ausseh'n zeug' dafür?!
Krank bin ich nicht! O nein, nur tief verwundet,
Und aus der Wunde tropft das Herzblut mir.
Du fragst noch, was gescheh'n? Ich will's Dir sagen:
Verraten bin ich! Freundschaft, Lieb und Treue
Gab ich dahin — und erntete Verrat.
Verraten bin ich! — Du bist der Verräter! — —
Nein, keine Lüge ist's und nicht Verläumdung!
Sieh' in's Gesicht mir, niederträcht'ger Heuchler,
Und sag' mir noch einmal, es wäre Lüge
Was ich mit eig'nen Augen hab geschaut! —
Du senkst den Blick — nun wechselst Du die Farbe —
Es steht die Schuld Dir an der Stirn geschrieben,
Wenn auch Dein Mund noch wagt die That zu läugnen
Und Sinnestäuschung Deinen Meineid nennt!
Hier Deinen Ring, das Pfand der ew'gen Treue!
Vor Deine Füsse, Lügner, werf ich ihn.
Gieb ihn der Schlange, die mir meinen Himmel,
Und meines Herzens Heiligtum zerstört! —
Nun heb' Dich weg! Dein Anblick thut mir weh —
Was willst Du noch? Du kannst Dich so nicht trennen?
Rasch, Mutter, rasch! Geh' öffne ihm die Thür!
Hinweg sag' ich! Denn — ich verachte Dich! — —
Nun ist er fort. O Mutter, welche Stunde!
Wie ist mir weh! — Wie wühlt in mir der Schmerz!
Nun kann ich weinen! Und mit meinen Thränen
Flücht' ich mich an das treue Mutterherz! —
Nur da kann ich mein tiefes Weh verwinden,
Den Glauben an die Menschheit wieder finden! —

Deutsche Poesie im Auslande.

III.

Unsere dritte und letzte Betrachtung soll sich auf die deutsche Poesie in den russischen Ostseeprovinzen lenken, wozu wir durch zwei jüngst erschienene Sammelwerke angeregt wurden. Es sind dies „Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen herausg. von Heinrich Johanson. Zürich 1894. Stern's litterarisches Bulletin der Schweiz“ (Preis eleg. gbd. 6 Mk.) und „Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Russlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch kritischen Studien herausg. von Ieannot Emil Freiherrn von Grotthuss. Reval 1894. Franz Kluge (Preis: elg. gbd. 6 Mk.).“ — Beide Bücher sind hinsichtlich ihres Zweeks nnd demzufolge hinsichtlich ihrer Anlage und Durchführung grnndverschieden, und doch findet sich bei beiden Verfassern ein gemeinsamer Punkt, in welchem alle ihre Federstriche zusammenströmen: das ist die Liebe zu ihrer baltischen Heimat. Diese Liebe zur heimatlichen Scholle ist denn auch die Triebkraft geworden, dass jeder in seiner Weise etwas Vorzügliches zu liefern bestrebt gewesen ist, und wenn er in diesem Streben oft auf unüberwindliche Hindernisse gestossen, so waren eben daran nur „russische Zustände“ schuld. — Heinrich Johanson erklärt in dem Vorwort zu seiner Anthologie, dass er keinen andern Zweck bei Herausgabe derselben verfolge, als „die Liebe zum baltischen Heimatlande zu beleben und zu stärken, sowie das Interesse für die vaterländischen Dichter und deren Werke zu wecken und zu wahren.“ Sein Zweck ist also ein doppelter. Und wie erreicht ihn der Verfasser? Zunächst hat er Umschau gehalten in den Poesien der neueren und neuesten baltischen Dichter aus der Zeit von 1800 bis zur Gegenwart — nur einer gehört dem 17. Jahrhundert an — und hat aus deren Dichtungen alles ausgewählt, was jemals zur Verherrlichung der baltischen Lande gesungen worden ist. Dass durch alle diese Dichtungen ein herzfrischer Hauch der Begeisterung für die baltischen Lande geht, ist selbstverständlich, und dass der Balte, der gerade in der Gegenwart bei der systematischen Knechtung des Deutschtums in seiner Heimat diese mehr denn je liebt, von solcher Begeisterung ergriffen und fortgerissen werden muss — wer will's ihm wehren? Der Verfasser sicherlich nicht; denn das hat er ja beabsichtigt. Den zweiten Zweck erstrebt Johanson durch seine biographischen und bibliographischen Angaben über die in der Sammlung vertretenen 35 Dichter; die ersteren sind kurz und bündig, aber vollkommen ausreichend, die letzteren mit grosser Sorgfalt gesammelt: es fehlt auch das allerwichtigste Moment nicht, die Angabe der Verleger der Dichtungen, ein Moment, das zur Erweckung eines Interesses für die Werke der Dichter geradezu unentbehrlich ist. Besonders wertvoll ist dieser Teil für den Litterarhistoriker, der aus ihm eine Menge neuer Dichter kennen lernt, von denen viele schon jetzt mit Achtung genannt werden. Aus dem bisher Gesagten wird der Leser wohl den Eindruck gewonnen haben, dass die Johanson'sche Anthologie ein höchst harmloses Buch ist. Und doch hat es trotz seiner Unverfänglichkeit und Harmlosigkeit nicht vor dem Richterstuhl der „russischen Censur“ bestehen können: es ist in Russland verboten worden. Hat der Leser eine Ahnung von russischer Censur und von der Handhabung derselben? Ich will ihm eine kleine Geschichte erzählen. Vor etwa vier Jahren wandte sich ein Schriftsteller aus den russischen Ostseeprovinzen, der eine Sammlung baltischer Dichtungen herausgeben wollte, mit der Bitte um Unterstützung an mich. Soweit meine Kenntnisse und meine Bibliothek dazu ausreichend waren, gewährte ich ihm dieselbe gern. Das Buch wird fertig gestellt und der russischen Censurbehörde zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegt. Und was muss der Autor hören? In der Sammlung befand sich ein Gedicht von Philipp Crusius (1597—1676), betitelt „Hertzenss-

Seuffzen", in welchem der Dichter den durch die Kriege zwischen Schweden, Polen und Russland (1561–1660) herbeigeführten elenden Zustand Livlands (früherer Gesammtname für die russischen Ostseeprovinzen) mit folgenden Worten beklagt:

Drum, allerliebster Gott, wie ist es doch geschehen,
Und was ist wohl die Schuld, dass, eh' man sichs versehen,
In gar so schneller Eill das liebe güldne Landt,
Drin Milch und Honig floss, theils ist in dessen Hand,
Der es mit grosser Macht von allen Ort' und Ecken,
Gleich einer Wasser-Flut, hat müssen überüberdecken,
Der so viel fester Städt' und Häuser hat berandt,
Belagert, angestürmt, erobert und verbrandt
u. s. w.

Der Censor machte bei dieser Stelle ein höchst bedenkliches Gesicht und meinte, dieselbe müsse unter allen Umständen gestrichen werden, da sie sich auf Peter den Grossen bezöge. Als ihm entgegengehalten wurde, dass der Dichter zu einer Zeit gelebt, wo man noch gar nicht an die Geburt Peters des Grossen gedacht habe, musste ihm wohl die Mangelhaftigkeit seiner historischen Kenntnisse aufdämmern; aber sans gêne replizierte er: „Na, dann bezieht es sich auf einen andern" (nämlich Zaren)! Ein anderes Gedicht jener Sammlung „Johannisabend" von Leop. v. Schröder schildert die bekannte Sage, wie der alte Heidengott der Esten an diesem Abende seinem zu Tanz und Gelage versammelten Volke erscheine und darüber Klage führe, dass man ihn ganz vergessen habe. Seinen Klageruf:

„Arme Esten, arme Kinder,
Euren Gott hat man vertrieben,
Und der arme, alte Gott
Sehnt sich oft nach seinen Kindern"

deutete der Censor als eine Anspielung auf die in jüngster Zeit vielfach vorgekommene Verhaftung, Amtsentsetzung und Vertreibung evangelischer Geistlicher in den Ostseeprovinzen, war davon auch nicht abzubringen, obwohl ihm bewiesen wurde, dass das Gedicht schon 1877 zum erstenmale gedruckt worden sei. Auf die Lieder, welche Baltien als das Heimat- und Vaterland der Balten feiern, war der Censor ganz besonders schlimm zu sprechen, und nach seiner Meinung habe der Balte gar kein anderes Heimat- und Vaterland als Russland. So ging es in gleichmässigem Tempo weiter und weiter, ja schliesslich wollte der gelehrte Censor das Manuscript gar nicht wieder freigeben, und als es dann als Wrak in die Hände des Autors zurückkam, verzichtete dieser auf die Drucklegung. Sicherlich gebot der arme Herausgeber nicht über eine Fülle von Katharinenscheinen, war auch wohl kein Freund vom sarmatischen Nationalgesöff — zwei Fehler, die das Passieren der allzeit durstigen Scylla und Charybdis fast unmöglich machen. — Kann man sich nach solchen Vorkommnissen noch wundern, wenn auch das Johanson'sche Buch auf den Index gesetzt wurde? Nun, der Herausgeber mag sich trösten. Ist seinem mit grossem Fleisse und vieler Mühe gearbeiteten Sammelwerke auch in Russland der Weg versperrt: es wird sich schon in andern deutschen Gauen Eingang und Freunde verschaffen, da es sich von selber in jeder Weise empfiehlt.

Glücklicher war der zweite Autor mit seinem „Baltischen Liederbuch", das er sicher durch die russische Censur in den Hafen der Druckerei gerettet hat. Jedenfalls war der baltische Censor weniger engherzig als der südrussische, der Johanson's Anthologie auf ihre Staatsgefährlichkeit untersucht hat, und dafür wollen wir ihm herzlich dankbar sein: denn er hat es ermöglicht, dass eins der köstlichsten Bücher dem Publikum hat vorgelegt werden dürfen. Wie ich schon oben angedeutet habe, verfolgt das „Baltische Liederbuch" des Freiherrn J. E. von Grotthuss einen ganz anderen Zweck als das Johanson'sche Sammelwerk. Jenes trägt mehr einen litterarhistorischen Charakter und will einen Überblick geben über hervorragende litterarische Erscheinungen der deutschen Litteratur in den Ostseeprovinzen vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Ein solcher Versuch ist bisher nur einmal gemacht worden und zwar durch Jegór von Sivers in seinem Buche „Deutsche Dichter in Russland. Studien zur Litteraturgeschichte" (Berlin 1855). Dieses Werk hat seine Fehler und Mängel, besonders wenn es sich um Einzelnheiten handelt — Sivers war für Kleinigkeiten nicht veranlagt — aber trotzdem ist es für den Litterarhistoriker unentbehrlich, und spätere Bearbeiter der deutschen Litteratur in Russland werden immer auf dasselbe zurückgreifen müssen. Sivers bringt in seinem Buche nach einer allgemeinen Einleitung Biographien, Charakteristiken und poetische Proben von den hervorragendsten deutschen Dichtern, die von 1600 bis 1855 in Russland gelebt haben, gleichviel, ob sie dort geboren oder erst dorthin eingewandert sind oder nur vorübergehend dort geweilt haben, so dass er weniger ein Bild der russisch-deutschen Litteratur bietet, als vielmehr den Einfluss beleuchtet, den die deutsche Litteratur auf das baltische und deutsch-russische Geistesleben geübt hat. Unter den von Sivers aufgeführten 84 Dichtern sind nicht weniger als 26, welche eigentlich nicht in den Rahmen seiner Darstellung hineingehören. Grotthuss hat sich nun vorwiegend auf baltische Dichter zu beschränken gesucht, und nur eine geringe Anzahl von Namen (Paul Fleming, Burchard Waldis, Andr. Knöpken, Johann v. Besser, K. B. v. Trinius, Andr. Beck, Minna v. Mädler) dürften als nicht spezifisch baltische Dichter zu beanstanden sein. Dagegen hat er zu den Sivers'schen Studien ganz wesentliche Ergänzungen geliefert, die teils hinauf in

die Vergangenheit, teils hinab in die Gegenwart reichen. Eine wertvolle litterarhistorische Einleitung verbreitet sich eingehend über die baltischen Dichtungen aus dem 13. — 17. Jahrhundert, während dem 18. Jahrhundert nur ein kleiner Raum gewährt ist und das 19. Jahrhundert aus dem Inhalt des Buches selbst erkannt werden soll. Daran schliessen sich nun die Proben aus den Dichtungen der baltischen Dichter selber. Sie beginnen mit Abschnitten aus der livländischen Reimchronik (13. Jahrh.), worauf 3 Gedichte aus dem 14. und 8. Gedichte aus dem 15. Jahrhundert folgen, denen allen eine Übertragung in neuhochdeutscher Sprache gegenübergestellt ist. Aus dem 16. Jahrhundert werden notiert Dichtungen von Andr. Knöpken, Burchard Waldis, Wilh. v. Fürstenberg, Timon Brackel und einigen unbekannten Dichtern, und das 17. Jahrhundert ist vertreten durch Paul Fleming, Gustav v. Mengden, Joh. v. Besser. Unter den 14 Dichtern des 18. Jahrhunderts sind der geniale J. M. Reinhold von Lenz, Elisa von der Recke, Ulrich v. Schippenbach, K. G. Grass, K. B. v. Trinius. Samson von Himmelstjern und Wilhelm Smets auch im deutschen Mutterlande längst bekannt. Ganz besonders reich ist ja nun die Auswahl aus den Dichtern des 19. Jahrh., und darauf scheint der Verfasser auch wohl das meiste Gewicht gelegt zu haben. Nicht weniger als 53 Dichter führt uns Grotthuss vor, darunter mehrere, die unserer Litteratur zur höchsten Zierde gereichen, wie Alexis Adolphi, Victor von Andrejanoff, Helene von Engelhardt, Karl von Fircks, Elisab. Kulmann, Minna v. Mädler, Alexander v. Mengden, Th. H. Pantenius, N. Graf Rehbinder, Jegór von Sivers, Leopold v. Schröder, Karl von Stern und sein Sohn Maurice Reinhold von Stern, Alexander Frhrr. v. Ungern-Sternberg, Andreas v. Wittorff und last not least der Herausgeber des Buches selber. Es hat stets ein reges poetisches Leben in den baltischen Provinzen pulsiert, ganz besonders stark in den ersten sechs Jahrzehnten unseres Jahrhunderts und, nach einer kurzen Periode des Stillstandes, mit erneuter Kraft in der neuesten Zeit und in der Gegenwart. Es ist, als ob alle Leiden und Verfolgungen, die das Deutschtum in Russland zu erdulden hat, alle geistigen Kräfte aufrütteln wollten, um dem russischen Zarismus ins Ohr zu schreien, welchen Frevel er an seinem intelligentesten Volksstamm begeht. Und doch wird der Schrei in leere Winde verhallen, und was seit einem Jahrzehnt bereits vereinzelt geschehen ist, wird in der Zukunft grössere Dimensionen annehmen: deutsche Intelligenz wird dem verbündeten russischen Orthodoxismus und Barbarismus den Rücken kehren und eine andere Heimstätte suchen. — Den Schluss des Buches bilden Studien über die in demselben vertretenen Dichter, und dieser Teil ist mit das Beste an dem ganzen Buche. Diese Dichterbilder, die neben genauen biographischen Details eine eingehende Charakteristik darbieten, zeugen von einem gründlichen Studium und von einem liebevollen Versenken des Autors in die Schöpfungen der Dichter, wie von einem feinen Verständnis für die ästhetische Seite der Litteratur. Sie orientieren über den Dichter in so klarer und zutreffender Weise, dass der spätere Litteraturhistoriker hier nur zugreifen braucht, um eine sichere, lautere Quelle für seine Arbeiten zu finden; und wenn der Verfasser den Wunsch ausspricht, „dass der arg vernachlässigten baltisch-deutschen Dichtung auch in der Nationallitteratur der ihr gebührende Platz eingeräumt werden möge“, so hat er selbst mit seinem Buche ganz wesentlich zur Erfüllung dieses Wunsches beigetragen. Wir empfehlen das „Baltische Dichterbuch“ den Freunden deutscher Litteratur auf das angelegentlichste und wärmste.

Nauen. **Franz Brümmer.**

„Konrad Telmann“

Ein Dichterporträt von **Theodor Freiberg, Sondershausen** i./Th.

Wer das vor einigen Jahren erschienene Buch Carl Bleibtreu's „Revolution der Litteratur“ gelesen, der wird sich gewiss noch entsinnen, mit welch überschwenglichen Worten der Berliner Romancier Max Kretzer in diesem Werke als „der deutsche Zola“ gefeiert wird. Und nicht nur Bleibtreu, nein, auch die ganze naturalistische Schule ist von jeher bestrebt gewesen, den Ruhm ihres deutschen Zola in alle Winde zu posaunen. Ich will jedoch Kretzer damit keineswegs sein bedeutendes Talent absprechen, das sich namentlich in der Detailmalerei äussert; er hat uns in seinen Arbeiterromanen „die beiden Genossen“, „Im Sündenbabel“, „Sonderbare Schwärmer“ etc. ergreifende Szenen aus dem Proletarierleben entrollt; aber diese mit Hauptmann'scher Feinheit ausgeführten Gemälde entbehren doch meist jenes sittlich ideellen Gehaltes, *) den fast alle Schöpfungen des grossen Franzosen — trotz seiner oft verletzenden Unerschrockenheit der Darstellung — in sich zu verwahren pflegen. Weit eher und mit grösserem Recht könnte man einen andern norddeutschen Erzähler mit diesem Beinamen belegen, — ich meine Konrad Telmann.

Viele und competente Kritiker nämlich sind seit dem kürzlichen Erscheinen seines grossen Romanes „Unter dem Strohdach“ mit sich einig, dass dieser ihn dem grossen französischen Realisten völlig ebenbürtig zur Seite stellt. — Freilich darf man nun nicht glauben, dass Telmann es mit einem Schlage dahin gebracht, Seelengemälde von so ergreifender Wirkung zu entwerfen, wie in dem ebengenannten Roman; nein; harter Entwicklungskämpfe, langer Jahre voll heissen, mühevollen Ringens hat es bedurft, ehe er sich von dem Banne der Convention, die uns noch frostig entgegenweht aus seinen Jugendgeschichten „Aus Pommern“ und „Im Sonnenschein“ befreien und Gestalten schaffen

*) Vergleiche jedoch dazu den jüngsten Roman Max Kretzers „Irrlichter und Gespenster“.
Die Schriftleitung.

konnte, wie die der Lise in „Unter'm Strohdach", die in ihrem grandiosen Entwicklungsgange unwillkürlich an Therèse Raquin gemahnt. Die Seelenanalyse ist überhaupt Telmann's Feld, und was einst ein bekannter Litterarhistoriker über Hebbel geäussert, gilt auch von ihm: „er steht mit seinen Figuren auf vertrautestem Fusse und kennt die geheimsten Regungen ihres Herzens"; überall entwickeln sich die Consequenzen mit zwingender Notwendigkeit aus dem Character der handelnden Personen. —

Schon aus einzelnen Zügen seiner ersten grossen Zeitromane „Im Frührot", „Götter und Götzen", „Moderne Ideale", „Dunkle Existenzen", welche in ihrer breiten Anlage an Spielhagen erinnern, konnte man unschwer herauslesen, dass der Verfasser von anderem Schlage sei als die zahmen Romanschriftsteller unserer Familienblätter. Noch deutlicher aber sollte Telmann's Eigenart in dem unlängst erschienenen Künstlerroman „Vom Stamm der Icariden" zu Tage treten. Mit dieser, auf dem Boden der Reichshauptstadt spielenden Erzählung zog er bereits die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich. Man bewunderte nicht nur die tadellose Entwicklung der Fabel, die plastische Schärfe der einzelnen Charactere und den tiefen philosophischen Geist, der in diesem Romane waltet, sondern das geradezu meisterhaft wiedergegebene Lokalkolorit. Aber gerade in der Mischung der Lokaltöne zeigt sich Telmann als echter Poet. Während seinen Roman „Unter'm Strohdach" die kräftige pommersche Dorfluft erfrischend durchweht, zittert über seinen „Rivieranovellen" und „Sicilianischen Geschichten" der Gluthauch des Südens; überhaupt versteht er es, wie kein zweiter, — Heyse vielleicht ausgenommen — den italienischen Volkscharacter zu treffen. — Mit dem bereits mehrfach erwähnten Roman „Unter'm Strohdach" hat Telmann einen weiteren, bedeutenden Schritt zu seiner Vervollkommnung gethan; das grossartige Gepräge der Zola'schen Romane, ihr tiefer, bis ins Innerste erschütternder Seelenconflict, hier tritt er uns plastisch verkörpert und greifbar entgegen. „Da ist nichts, bis ins Kleinste, das nicht auf genauester Kenntnis, auf genauestem Studium beruht, und wie genial, scheinbar mühelos ist das alles zusammengefügt. Wie selbstverständlich reiht sich alles aneinander, wie unerbittlich ist der Causalnexus" sagt Erik Arved bei einer Besprechung dieses Romans und wir müssen ihm unbedingt beipflichten. Ich will hier nur noch einmal auf den Character der „Lise" hinweisen, der von der Exposition an bis zur Katastrophe geradezu meisterhaft durchgeführt ist. — Weiter zu erwähnen ist der in Monte Carlo spielende Roman „Das Spiel ist aus" und ein antiker Roman „Vae victis". In letzterem beleuchtet der Verfasser den Character Nero's von einer neuen, eigenartigen Seite und überrascht durch eine an Alma Tadema erinnernde Genauigkeit des Quellenstudiums. —

Als ich den Roman „Unter'm Strohdach" gelesen, da wusste ich in der That nicht, wie man uns ein trefflicheres und packenderes Seelengemälde entwerfen könne, als es hier geschehen ist; der Roman „Unter den Dolomiten", Telmann's jüngstes Werk, hat mich eines besseren belehrt. Die psychologische Analyse ist hier noch tiefgründiger und schärfer; der philosophische Zug, der fast allen seinen Romanen eigen, tritt hier in einem äusserst fesselnden Gegensatz zwischen blinder Askese und Dogmenglauben einer — und denkender Frömmigkeit andrerseits hervor, und der Sieg der letzteren ist mit einer überzeugenden Notwendigkeit entwickelt. Was aber dem Buch vor allem ein unvergleichliches Gepräge verleiht, sind die meisterhaften Naturschilderungen, an denen Telmann's Muse von jeher eine innige Freude gehabt; und die hier in ihrer Grossartigkeit und düstrer Farbenstimmung an den Pinsel eines Byron erinnern.

Und nun bleibt mir noch übrig, sein eminentes lyrisches Talent zu besprechen, welches das epische in ihm fast überwiegt. Was Telmann uns in seinem vor ca. 2½ Jahren bei Bruns in Minden erschienenen Gedichtband „Aus der Fremde" dargeboten, das kann fast durchweg als mustergültig bezeichnet werden, da findet sich kaum ein Gedicht, das man mit einem gleichgültigen Blicke streift oder übergeht; sie alle fesseln durch die hinreissende Leidenschaftlichkeit der Empfindung und durch eine Formvollendung, die, wie ich schon neulich an einer anderen Stelle bemerkt, fast an Platen grenzt. Der Grundzug seiner Poesie ist ein düstrer, herber Pessimismus, den er in dem wundervollen Gedicht „Meiner Mutter" in ergreifenden Worten rechtfertigt; leider ist es zu umfangreich, als dass ich es hier hersetzen könnte. — Auch hier verweise ich auf die prächtigen Naturschilderungen, besonders in seinen Sonetten, die sich noch ausserdem durch einen schmelzend musikalischen Wohllaut auszeichnen. — Bei einem so reichhaltigen Talent wie Telmann, nimmt es auch weiter kein Wunder, dass seine Productivität eine ganz gewaltige ist; trotzdem ist der künstlerische Wert seiner Werke dadurch nicht beeinträchtigt worden; im Gegenteil, man konnte einen stetigen Fortschritt an seinen Schöpfungen wahrnehmen, und im Laufe der Jahre immer Vollendeteres reifen sehen. —

Gehörte Telmann einer bestimmten Clique an, sein Name wäre heute gleich Ibsen, Zola, Tolstoy, Hauptmann und Suderman einer der gefeiertsten in Deutschland; da er sich aber mit vornehmer Zurückhaltung dem Parteitreiben fernhält und sich nicht wie die Bleibtreu, Holländer, Land etc. an der allgemeinen Berliner Ruhmesassekuranz beteiligt, so muss er sich Schritt für Schritt die Anerkennung von Seiten des Publikums erkämpfen. Freilich, Telmann'sche Romane wie z. B. „Unter'm Strohdach" sind keine Lecture für höhere Töchter, aber jedem ernstdenkendem Character muss es in unsrer Zeit der Massenfabrikation, auf die Immermann's Sprüchlein vom Jahre 1827 trefflich passt:

„Weisse Salbe weder heilet noch verschlimmert irgend Schäden.
Weisse Salbe findest jetzo du in allen Bücherläden.“

zur aufrichtigen Freude gereichen, einer Dichtergestalt zu begegnen, die dem Publikum nicht das saft- und kraftlose Ragoût Illustrierter Familienblätter auftischt, sondern eine kräftige, würzige Speise, die Herz und Sinn des Lesers erfrischt.

Auf der Gräberstrasse.

Die Steppe todeseinsam! graues Zwielicht
Der Spätherbstdämm'rung webt mit müdem Fittich
Um gelblich braune Hügelwellen; duftig
Verschwimmen fern hinaus in zartem Umriss,
Wie hingehaucht nur, der Albanerberge
Geschwung'ne Linien, in den düstern Himmel
Sich zeichnend; auf der Strasse Lavapflaster
Hallt noch mein Schritt unheimlich durch die Stille.
Rundum kein Laut, als in Cypressenwipfeln
Ein Windgestöhn noch dann und wann. Zu Seiten
Des Weges aber ragt in ernster Grösse
Uralt Gemäuer auf, zerbröckelnd bald
Und bald in festgefugtem Trotz, umwuchert
Von schlingendem Gerank, von Marmortrümmern
Umstreut, geborsten, einem Festungsturme
Aus grauer Vorzeit ähnelt's hier und wieder
Ein Mausoleum scheint's, und immer neu
Aus Schutt und klammerndem Gestrüppe wächst's
Herauf bei jedem neuen Schritt, — schier endlos
Und unabsehbar: eine Gräberstrasse. — — —
Wie lautlos dunkel tiefer nun und dichter
Rings um mich braut und geisterhaft, gigantisch
Die Todtenmale nur zum sternenlosen
Nachthimmel sich, wie drohend, vor mir recken,
Kommt mir's, dass dieser Strasse gleich, des eig'nen
Umdunkelt — traur'gen Lebens Pfad sich dehnt.
Zu seinen Seiten auch, da nahem Endziel
Entgegen nun mein Fuss mich trägt im Wandern,
Seh' Grab an Grab gereiht ich ernst und still,
Und wehmutschauernd grüss' ich ihre Male.
In ihnen, die den Weg mir zeichnen, schlummern
Die todten Hoffnungen verlor'ner Jugend,
Versunk'ne Träume und erstorb'nes Wünschen,
Was es an Hohem und an Köstlichem
Nur giebt im Leben. — Alles tot — begraben —
Und zwischen so viel Gräbern wall' ich einsam
Den öden Pfad, der sich in nächt'ges Dunkel
Verliert und endet in dem grossen Schweigen.

Rom. **Konrad Telmann.**

In deinen Blumen.

In deinen Blumen mein Haupt in Thränen,
Mit ihrem Duft
Zieht es empor wie zehrendes Sehnen,
Schwül in die Luft.

Und stiehlt den Schlaf mir und stiehlt den Frieden,
Umhaucht mich heiss,
Wie es so öd' ist, von dir geschieden!
Ich weiss — ich weiss.

Ringsum das Dunkel, ringsum die Stille,
Nichts giebt mir Kraft,
Was ist denn Pflicht noch, was ist denn Wille
Der Leidenschaft!

Verschleiert naht sie und still und freundlich,
In Lust und Scherz —
Wer sie erkannt hat, dem stösst sie feindlich
Den Stahl in's Herz.

Sie legt sich nieder zu mir auf's Kissen
Und raunt mir zu:
„Wie's auch im Tode — vereint sich wissen,
Nur das ist Ruh!“

Rom. **Hermine von Preuschen.**

Es war.

Ich könnte wohl die Schale trinken,
Die meine Lebensmaid kredenzt
Mit Lächeln und mit Augenwinken,
Den Trank, der sonnengolden glänzt.

Ich könnte wohl, vom Feuer trunken,
Im dornumwehrten Rosenhain
Der Liebe siegend hingesunken
Im Flammenrausche selig sein.

Ich könnt' es wohl! — Mit dem Gedanken
Betrog ich mich und trieb mein Spiel,
Und sah nicht, wie die Wangen sanken
Und Schnee in blonde Locken fiel.

Nun will mich heisse Angst ersticken:
Sie reicht die Schale nimmer dar;
Sie schleicht hinweg mit müden Blicken
Und haucht aus schwarzer Nacht: Es war!

Braunschweig. **Paul Klie.**

Lob der Liebe.

Reich mir die Schale mit der süssen Labe,
Vom Abendschein mit mildem Licht berührt!
Mich dürstet nach des Herbstes goldner Gabe,
Doch hat Dein Frühling mir das Herz verführt.

Ein Duft von Jugend und ein Hauch von Wärme
Geht wie ein schöner Segen von Dir aus.
Du bist das Götterbild, für das ich schwärme,
Du schaffst zum Tempel mein bescheid'nes Haus.

Und was ich liebe, lebt von Deinem Glanze,
Was ich verehre, leiht von Dir den Schein;
Wohl ring' ich rastlos nach dem laub'gen Kranze,
Doch nur, um Dir ein würd'ger Freund zu sein.

Ich lieb' Dein Herz, das reine, treue, gute,
Der Augen Glanz, drin sanftes Feuer strahlt;
Den schlanken Wuchs, den Schein vom jungen Blute,
Der rosenschimmernd Deine Wangen malt.

Den off'nen Sinn für alle edle Grösse,
Den Wissensdurst, mit gläub'gem Sinn gepaart;
Ich lieb' auch Deines Leibes holde Blösse,
Dies süsse Sinnbild Deiner feinen Art!

Den leichten Schleier will ich zagend lüften
Vom lieben Bildnis, dem ich opfern will. —
Mein lächelnd Lieb, den Arm um Deine Hüften,
Verstumme ich und bin im Glücke still.

Zürich. Maurice von Stern.

Gleiches Los.

Tauthränen hat der Wald geweint,
Die netzen Busch und Bäume,
In deren Schatten wir vereint
Geträumt der Liebe Träume.

Welk ist der Rasen, wo so oft
In Blüten wir gesessen,
Wo wir geküsst, gesehnt, gehofft
Und Welt und Zeit vergessen.

Vom trauten Moosgrund, wo den Schwur
Der Treue wir uns gaben,
Hat leis der Wind die letzte Spur
In dürrem Laub begraben.

Und wo uns klingend einst umschwebt
Das Lied der Minnefeier,
Da ist es still. — Geheim nur webt
Die Wehmut ihren Schleier.

Im Frühfrost schwand die bunte Pracht.
Mein Lieb folgt anderm Werben. — —
Der Wald und ich sah'n über Nacht
Ein Sommerglück ersterben.

Strassburg i. E. Christian Schmitt.

Dichterliebe.

„Nicht beständig sind die Dichter
In der Liebe zu den Frauen!"
Diesem Wort der grossen Menge
Darfst du nimmermehr vertrauen.

Ob die Eine, ob die Andre
Eines Dichters Saiten rühret —
Nur des echten Weibes Anmut
Ist's, die ihn zur Minne führet.

Nicht der Einen, nicht der Andern
Singt er, blos mit ihr zu scherzen:
In der Einen, in der Andern
Liebt das Weib er recht von Herzen.

Strassburg. Gustav Ad. Müller.

Wie wär' es wohl!

Wie wär' es wohl, wenn niemals ich geboren,
Wenn nie mein Fuss betreten diese Welt? —
Die Menschheit hätte nichts an mir verloren, —
Ein Herzschlag wen'ger unter'm Sternenzelt! —

Was meine Augen auch hinieden schauten,
So schön es war, es schwand dahin wie Rauch!
Ob meine Ohren lauschten süssen Lauten,
Sie sind verklungen wie ein flücht'ger Hauch!

Die Blumen, die am Weg mir spärlich blühten,
Sie welkten bald in meiner heissen Hand. —
Ob noch so heiss die Sonnenstrahlen glühten,
Kalt war's und dunkel immer, wo ich stand!

Die Jugendträume? Ach, wie schnell verflogen
Manch' Irrlicht lenkte mich vom Wege ab. —
Die Welt hat mir, ich hab' der Welt gelogen.
Und mir zur Seite gähnen Tod und Grab. —

Nach Freundeshand griff ich mit raschen Händen.
Und Liebe, ach, sie schlug mich krank und wund!
Doch sah ich Lieb' und Freundschaft schmählich enden
Und einsam blieb ich, einsam bis zur Stund! —

Fordon. Magda Fuss.

„Nebelkühles Herbsteswehen."

Nebelkühles Herbsteswehen,
Um den kahlen Bergeshang
Singst du wieder vom Vergehen
Deinen alten Trauersang.

Mahnt ihr mich, ihr Blätter, leise
Niederwirbelnd in den Staub,
Was in dieses Jahres Kreise
Liebes ward dem Tod zum Raub?

Nicht beklag' ich, späte Rosen,
Euer Los; — verwelkt auch ihr! —
Mehr, als nun des Herbstwinds Tosen,
Riss der Lenz vom Herzen mir.

Rauschend aus dem Waldesgrunde
Mir die frohe Botschaft klingt:
„Sei getrost! — einst naht die Stunde,
Die auch dir den Frieden bringt!"

Gera. Reinhold Fuchs.

Über den Nebeln.

Mir zu Füssen seh' ich brauen
Undurchdringlich Nebelmeer,
Aber hell darüber blauen
Stolz die Alpen zu mir her.

Um die Zinken, um die Schroffen
Rankt sich quellend Sonnenlicht,
Doch von keinem Strahl getroffen
Drunten wird die Nebelschicht.

In die Schatten tief versunken
Ruh'n die Thale, ruht die Stadt,
Hoch in eig'nem Lichte trunken
Badet sich die Sonne satt.

Muss ich setzen selbst auch wieder
In das Nebelthal den Fuss,
Trag' ich doch mit mir hernieder
Reiner Höhen lichten Gruss.

Zürich. Wilhelm Bolza.

Nacht.

Der Wald liegt still, die dunklen Kronen schlafen.
Ein Heimchen zirpt im nahen Roggenfeld,
Ein Vöglein sucht nach einem Ruhehafen,
Das sich verflogen in der finstern Welt.

Sonst ist kein Laut in weiter Nacht zu hören,
Kein Blatt und Halm, das sich nicht schlafend neigt,
Bis aus dem dunklen Wall der Riesenföhren
In stillem Glanz der runde Vollmond steigt....

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Frühlingscappricio.

Frühlingswinde wirbeln
Und lärmen lustig
Durch Strassen und Stege,
Um Häuser und Hecken
Wie trunk'ne Tänzer,
Wie singende Zecher.
Im Dachstuhl tanzen sie
Rund herum
Und streifen mit ihrem Flattergewand
Und fliegendem Frackschoss
Die bebenden Balken
Und klappernden Sparren
Und schrecken aus winterlich langem Schlafe
Eulen und Käuze,
Die plump sich plustern
Und mürrisch sich mustern, —
Wie Ballmütter blicken
Im rauschenden Tanzsaal .....
Die Ziegel zittern,
Ängstlich in ihren Angeln
Fliegen die Fenster .....
....
Am blauen Himmel huschen
Weisse, graugelbe Wolkenflocken.
Wasserhelle Regentropfen
Rieseln zur braunen Erde
Wie Thränen der Freude
Aus grauen, alten Augen! ....
Lachend weissrosiger Sonnenschein —
Ein liebliches Lächeln der Freude
Aus blauen, kindlichen Augen! ....
....
Gelber Staub
Stiebt und sprüht umher, —
In ihm baden sich braune Spatzen,
Sie flattern sich blähend
Und tauchen auf und nieder
Wie Schwimmer, getragen von gelber Welle!....
Blütenschnee
Wellt und weht über die Wege,
Über die grünen, spitzen Keime des Kornes,
Über die schwarzen Schollen ber Erde.
Und hängt
In dem blonden, wirren,
Seidenweichen Gelock
Spielender Kinder ....
— — — — — — — — — — — — — —
In meiner Seele singen
Lenzliche Lieder.
Wie Sonatinen klingen
In einer kleinen,
Silbernen Spieluhr,
Lustige, lose,
Liebliche Lieder der Liebe.
Klingend
Wie Glockenblumengeläute
Unter flockigem Farrenkraut
Im Waldgrund,
Summend
Wie um die Königin
Bienenschwärme im Korbe .....
In meiner Seele
Träumen und tropfen,
Klimmen und klopfen
Auf und nieder
Frühlingsfrische Gewalten
Wie verborgene Kräfte
Im schwärzlichen Erdreich,
Im winterlich braunen Baumstamm.
Kleine Heinzelmännchen
Schaufeln aus schimmernden Schachten
Und schütten in meinen Schoss
Glücksperlen der Liebe,
Goldbarren lenzfröhlicher Lebensfreude
Und die Silberblättchen der Poesie ....
In meine Seele
Schimmert die Welt
Wie eine Fülle der Freuden, —
Meine Augen weiden sich an der Welt
Wie an der Schönheit
Eines schlummernden Weibes,
Das, langsam erwachend,
Dehnt die köstlichen Glieder, —
Tiefatmend aus vollen,
Rosigen Brüsten,
Hebt die goldbraunen Lider
Der lichtblauen,
Sonnigsinnenden Augen ......

Berlin. Hans Benzmann.

Horeb.

Durchloht mich,
Verzehrt meine Seele,
Heilige Feuer!
Nur aus vernichtenden,
Brausenden Flammen
Redet der Gott!

Wien. Paul Wertheimer.

Sein eigen Schicksal. . . .

Sein eigen Schicksal lebt ein jedes Herz,
Und trügen tausend auch den gleichen Stempel,
Da baut ein Menschenkind dem bittern Schmerz,
Ein andres dort der Freude ihren Tempel.

Hier sucht ein Träumer viele Jahre lang
Durch alle Einsamkeit die Ruh vergebens.
Und jener fand bei Tanz und Würfelklang
Die höchste Lust, das Ideal des Lebens.

O glaub' doch nicht du, dreimal blöder Thor,
Und wärest du der Weiseste von allen,
Es müsst' jedwedem Auge, jedem Ohr
Dasselbe Bild, derselbe Ton gefallen.

Wesel. Martin Boelitz.

Trost.

Nicht wissen die Menschen, was ich gelitten,
Wie mit dem Zweifel, dem grimmen, ich rang.
Ich habe männlich und mutig gestritten,
Oft schluchzte die Seele verlassen und bang.

Ich sah in deine geheimsten Falten
Und hörte dein Seufzen, Mutter Natur.
Da mussten die eigenen Schmerzen erkalten —
Beruhigt schreit' ich dahin durch die Flur.

Und naht mir wieder das alte Bangen,
Umrauscht das Haupt nur Kummer und Leid,
So lehn' ich, Natur, es an deine Wangen
Und weine mit dir in der Einsamkeit.

Saldern. **Wilhelm Kunze.**

Karfreitagsfrage.

(Studierzimmer des Faust.)

Und wird's noch Ostern werden in der dunklen Welt? — — — —

Wohl blaut der Frühlingshimmel und die erste Blüte
Entringt der grünen Erde sich. — und im Gemüte
Der Christen bleibt es Nacht, kein Liebesstrahl erhellt
Das Grab, das engen Herzens sie sich selbst gegraben.

Der Herr ist längst erstanden — seine Jünger haben
Ihn wieder eingesargt in ihres Busens Schrein. — — —

Nun ist die Welt ach, doppelt arm, — vereinsamt trauern
Die sehnsuchtsvollen Herzen hinter Kerkermauern
Von Büchern, staub'gen Rollen und in ihrer Pein
Will's aus Karfreitag nimmer Ostersabbath werden. —

So kämpft die Seele ewig fort auf dieser Erden
Und sehnt sich nach dem ew'gen Ostertag, wann bricht
Sein Glanz hervor, wann giebt es ew'ges Wahrheitslicht? — —

Riga. **Carl Hunnius.**

Der Seele Schwingen.

Gleich wie das Eiskrystall aus Himmelshöh'n
Herniederstrebt zur Mutter Erde
Und dort zu Wasser wird; zum Element,
Von dem Naturgewalten sie gerissen,
So kehrt die Seele in den Äther
Zurück, um hier mit ihrem Element
Sich wieder zu vereinen.
Im Element: Die Ewigkeit ist Gott.

Salzwedel. **H. P. Appiani.**

Dichterlos.

Es war ein Dichter, der in tiefem Gram
Der Menschheit Weh in seine Seele bannte,
Der allen Leidenden zu Hülfe kam
Und sich den Bruder der Belad'nen nannte.

Es glich sein Lied der schrillen Harfe Klang,
Die eine Hand zum letzten Male schlägt.
Es tönte durch die Lande sein Gesang
Dem Winde gleich, der stille Seufzer trägt.

Zu tief bewegte ihn der Schmerz der Welt,
Es zog das Lebensleid ihn ins Verderben,
Der Misston, der durch unser Dasein gellt,
Erdrückte ihn und liess ihn elend sterben.

Jedoch sein Lebenswerk — es ist gerettet;
Die Forscher kommentieren es voll Müh',
Sie schildern all' das Weh, das ihm gebettet
Ins frühe Grab — — und davon leben sie.

Frankfurt a. M. **Arthur Pfungst.**

Sprüche.

Manch blitzender Verstand
Trabt nutzlos auf dem Pflaster,
Manch blitzender Brillant
Hängt schamlos an dem Laster.

Wenn andrer Thorheit du belachst,
Doch eigne nicht belächeln magst,
So ist es recht, wenn dich die Welt
Für einen grossen Thoren hält.

Hildesheim. **K. von Wissell.**

Litterarische Rundschau.

Beiträge zum Bürger-Denkmal (siehe vor. Nummer) werden von der *Dietrich'schen* Buchhandlung in Göttingen, die einst Bürgers Gedichte verlegt hat, gern entgegen genommen.

Frau *von Hohenhausen*, unsere geschätzte Mitarbeiterin, eine Veteranin der deutschen Litteratur, feierte am 7. März ihren zweiundachtzigsten Geburtstag in seltener Geistesfrische. Sie ist in litterarischen Arbeiten noch jetzt thätig, ihre Erinnerungen reichen bis zu Heine, Immermann, Rahel von Varnhagen, auch die besten Namen der Gegenwart, Wildenbruch, Annette von Droste, Luise von François, Hedwig von Olfers, Prinz Georg von Preussen, Graf Stadion, Richard von Meerheimb, Baronin Ebner-Eschenbach, Betty Paoli, Klotilde von Schwartzkoppen u. s. w. stehen in Beziehungen zu ihr; sie hofft davon noch manches erzählen zu können.

Unser verehrter Mitarbeiter, Oberst *Heinrich von Reder*, der treffliche Wotansänger, feierte am 19. März in München seinen 70. Geburtstag. Der Münchener Freundenkreis (Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna

Croissant-Rust, Hanns von Gumppenberg, Julius Hillebrand, Oscar Panizza, Ludwig Scharf, Georg Schaumberger und Hans Schmidkunz) widmeten ihm ein prächtiges im Verlage von Dr. E. Albert & Co. erschienenes Gedenkblatt.

In Leipzig feierte am 13. März der bekannte Professor für neuere deutsche Sprache und Litteratur, *Rudolf Hildebrandt*, seinen 70. Geburtstag.

In *Joachimsthal* in der Uckermarck starb am 2. März der vormalige Lehrer *Ludwig Ferdinand Meyer*, mit seinem Schriftstellernamen *Fr. Brunold*. Meyer, 1811 geboren, war in den dreissiger Jahren Lehrer in Berlin und stand damals in freundschaftlicher Beziehung zu der jungen Berliner Dichterschule der Ferrand, Kossarski, Bernstein, W. Jäger. 1834 gab Meyer gemeinsam mit diesen eine Gedichtsammlung „Nachklänge" heraus. Später veröffentlichte er allein noch mehrere Gedichtsammlungen und weiterhin eine beträchtliche Reihe von Erzählungen. Mit dem grösseren Teile derselben wendete er sich an die Jugend. Gemeinsam mit Hedwig Dohm gab Meyer unter dem Titel „Lust und Leid im Liede" eine Blütenlese deutscher Gedichte heraus. 1876 veröffentlichte er „Litterarische Erinnerungen", die mancherlei von Interesse enthalten, da Meyer ständigen freundschaftlichen Verkehr mit Dichtergenossen, mit Kletke u. a. unterhielt. Von Berlin kam Meyer als Lehrer nach Stettin und später nach Joachimsthal. Hier lebte er nach vieljähriger Lehrthätigkeit seit 1879 im Ruhestande.

Am 12. März starb in *Wien* der Schriftsteller *Ludwig August Frankl*. Frankl war am 7. Februar 1810 zu Chrass in Böhmen als Sohn einer jüdischen Familie geboren. Seine Berühmtheit dankte er zumeist dem zufälligen Umstande, dass sein ziemlich mittelmässiges Gedicht „Die Universität" das erste zensurfreie gedruckte Blatt in den Wiener Märztagen von 1848 war. Von früher Jugend an dichterisch thätig, vermochte er trotz der Fülle seiner Erzeugnisse auf dem deutschen Parnass nur eine bescheidene Stellung zu erlangen. Allein was ihm als Dichter abging, ersetzte er durch vortreffliche menschliche Eigenschaften, vor allem durch eine ausserordentliche Herzensgüte, die ihm aller Liebe erwerben musste. Anlässlich der Enthüllung des Schillerdenkmals (1876) war er in den erblichen Ritterstand erhoben worden.

In *Dresden* wurde am 24. März *Axel Delmar's* vaterländisches Schauspiel „Die Ahrenshooper" (siehe Reclam's Univ.-Bibl. Nr. 3163) mit grossem Erfolge gegeben. Der anwesende Verfasser wurde mehrmals gerufen.

Das neue Lustspiel *„Der Schillerpreis"* von *Dr. Adolf Zehlicke*, welches eine scharfe Satire der modernen Berliner Zustände enthält, ist zum erstenmale auf dem Rostocker Theater mit grossem Beifall und glänzendem Erfolge aufgeführt worden. Das Trauerspiel *„König Gottschalk"* von demselben Verfasser wird ebenfalls dort aufgeführt werden. Beide Theaterstücke werden auf verschiedenen Bühnen in Nord- und Süd-Deutschland baldigst zur Aufführung kommen.

Im Wiener Raimund-Theater erfreute sich *Robert Misch's* „Liebe von heut" am 28. Februar einer freundlichen Aufnahme. Am 1. März wurde im Deutschen Volkstheater die *„Vasantasena"* von *Sudraka-Pohl* mit geringem Erfolge gegeben. Wie man uns mitteilt, verstanden weder Publikum noch Darsteller das Stück recht zu würdigen.

Eines grossen Erfolges durfte sich die romantische Oper *„Der Pfeiffer vom Hardt"* von Kapellmeister *Langer*-Mannheim (Text von *Dr. Haas*-München) auf der Mannheimer Hofbühne am 5. März erfreuen.

Nach langen Verhandlungen ist zwischen der Direktion des *„Schiller-Theaters"* in Berlin und den Vertretern der *Wallnerschen Erben* ein mehrjähriger Vertrag abgeschlossen worden. Danach wird das „Schiller-Theater" in dem Wallner-Theater bestimmt Ende August d. J. eröffnet. Die Eintragung der Aktiengesellschaft „Schiller-Theater" erfolgt in Kürze. Der Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft „Schiller-Theater" beabsichtigt einen besonderen Fonds anzulegen, der unabhängig von dem Erfolge oder Misserfolge des Theaterunternehmens den künstlerischen Kräften des Hauses die ausgesetzten Gagen auf drei Monate gewährleisten soll.

Wie die „Berl. Börs.-Ztg." hört, ist die Frage wegen Übernahme des *Berliner Theaters* für das nächste Theaterjahr abgeschlossun. Die beiden Brüder des verstorbenen Herrn *Lipschütz* übernehmen das Theater und setzen Herrn *Dr. Blumenthal* als artistischen Direktor ein, womit die Konzessionsfrage erledigt ist. Vom Herbst 1895 ab wird ein neuer Pächter eintreten. Dr. Blumenthal wird mit seinem Personal vom Lessing-Theater spielen.

Durch die Entschliessung des Königs enthielt *Prof. Dr. Bernh. Erdmannsdörfer* in Heidelberg für ein historisches Werk, das die deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritte Friedrich des Grossen behandelt, den *Verdun-Preis*.

V. W. Wereschagin, der gefeierte russische Maler, tritt zum erstenmale als Romanschriftsteller auf. Die deutsche Übersetzung seines Romans „Der Kriegskorrespondent" erscheint gegenwärtig in der Übersetzung von Eugen Zabel in der „Romanwelt" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung).

Gegen die vom Landgericht ausgesprochene Freigabe des Romans: *„Die Beichte eines Thoren“* von *Strindberg* hat die Staatsanwaltschaft Beschwerde beim Kammergericht erhoben.

Nach dem neuesten Berliner Adressbuche erscheinen in Berlin **802** Zeitungen und Zeitschriften, von denen allein 219 in das Gebiet der Kunst und Wissenschaft fallen. Sollte es da nicht im deutschen Reiche Frühling werden? Doch steinhart ist der Boden, in welchen der Same des geistigen Interesses gelegt werden soll.

Der vom Rechtsanwalt *Dr. Paul Schmidt* in Leipzig, dem berühmten Kenner buchhändlerischer Verhältnisse, und Rechtsanwalt *Ackermann* in München geführte interessante litterarische Prozess des Professors *Dr. Vollmöller* in Dresden und des *Dr. Otto*, Herausgeber der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in München, gegen die Verlagsbuchhandlung R. Oldenburg in München wegen des *Romanischen Jahresberichtes*, ist vom Landgericht I in München zu Gunsten der beiden Kläger Vollmöller und Otto entschieden worden.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

XI. und XII. Konrad Telmann und Hermine von Preuschen-Telmann.

Konrad Telmann und seine Gemahlin Hermine von Preuschen bilden ein so glücklich sich ergänzendes Künstlerpaar, wie es unsere Litteraturgeschichte nur selten aufzuweisen hat. Letztere ist eine so ausgeprägte Künstlernatur, dass man ihr auch gern Missgriffe ihrer glühenden Phantasie, ihres rastlosen Erkenntnisdranges, ihrer verzehrenden Leidenschaftlichkeit verzeiht. In unserer Zeit sind leider derartige Künstlerindividuen noch immer allzu selten, solche Künstler, die in des Wortes hehrer Bedeutung sich zur Freiheit des künstlerischen Schaffens, unbekümmert um Kritik und Publikum, hindurchgerungen und für die Fortwicklung unserer Litteratur damit weit mehr gethan haben, als all die Heere jener Schriftsteller, die in den ausgetretenen Geleisen fortwallen.

Hermine von Preuschen wurde am 7. August 1856 als die Tochter des Oberkonsistorial- und Regierungsrates Freiherrn von Preuschen zu Darmstadt geboren. Im Alter von 19 Jahren kam sie in das Haus des Dichters und Hoftheaterintendanten Gustav zu Putlitz in Karlsruhe und wurde drei Jahre lang die Schülerin des bekannten Malers Prof. Ferdinand Keller. Darauf trat sie ausgedehnte Studienreisen nach Sizilien, Rom, Paris, Berlin, Spanien, Belgien u. s. w. an, die auch noch fortgesetzt wurden, als sie sich mit dem Arzte Dr. Oswald Schmidt 1882 verheiratete. Als diese Ehe geschieden war, ward sie die Gemahlin Konrad Telmann's. Das Künstlerpaar hat jetzt dauernd seinen Wohnsitz in Rom genommen, der alljährlich nur durch einen mehrere Monate währenden Sommeraufenthalt in Höckerndorf bei Stettin unterbrochen wird. Als Malerin ward Hermine von Preuschen besonders durch ihre trefflichen symbolischen Stillleben beliebt, in weiteren Kreisen bekannt aber erst durch die Zurückweisung ihres genialen Gemäldes „Mors imperator“ vom Vorstande der Berliner Kunstausstellung. Ähnliches Aufsehen erregte ihr letztes grosses Gemälde, „Die Lebenssphinx“ unlängst auf der Ausstellung in Fr. Gurlitt's Kunstsaal in Berlin, auf der die Künstlerin allein mit 72 Nummern vertreten war. Von der Dichterin erschienen bisher in Buchform 1887 die Gedichtsammlung „Regina vitae“ und 1893 die Novellettensammlung „Tollkraut“ (Siehe S. 110).

Konrad Telmann (Siehe die Würdigung seiner litt. Thätigkeit S. 101) entstammt einer altpatrizischen Juristenfamilie Stettins. Er ward am 26. November 1854 daselbst als Sohn des Justizrates und Generallandschafts-Syndikus Zitelmann geboren. Seine Mutter war die Tochter des Dichters Ludwig Giesebrecht, dessen Gedichte Konrad Telmann auch herausgegeben. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1873 die Universität Berlin, um die Rechte zu studieren. Doch nach Beendigung seiner Studien und einer kaum sechsmonatlichen Thätigkeit als Referendar, musste er seines leidenden Zustandes wegen nach der Riviera und seine juristische Laufbahn aufgeben. Hier fand er nach langjährigem Aufenthalte, unterbrochen durch viele Reisen nach der Schweiz, Frankreich, Süditalien die gesuchte Genesung. Telmann ist von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit, nennt doch der neueste Kürschner allein 45 Bände, die der Dichter von 1875 bis zur Gegenwart veröffentlichte. Telmann's künstlerisches Schaffen ist noch lange nicht abgeschlossen; möge er noch viele Werke geben, wie sein letztes tieferfassenden Seelen- und Naturgemälde „Unter den Dolomiten“.

XIII. Victor Hardung.

Dr. Victor Hardung in Zürich ist den Lesern der „N. l. Bl.“ kein Unbekannter. Seine tiefempfundene Lyrik erhält einen besonderen Reiz durch die Hardung eigene metaphorische Ausdrucksweise derselben. In seinem Hauptwerke, dem reizenden Liebesliede „Königin Rose“ (Siehe N. l. Bl. II. Jahrg. S. 46) war's mir oft, als ob Hardung als Lyriker ein Schüler des Prosaisten Flaubert sei. Wer dessen „Salombo“ kennt, und damit z. B. nachfolgende Strofe aus der Liebesklage des 3. Gesanges in „Königin Rose“ vergleicht, wird diese Empfindung würdigen können.

„Der Sehnsucht schlanke, goldgeschirrte Schwäne
Zum Eiland gleiten der Glückseligkeit,
Doch der Enttäuschung lauernde Hyäne
Heiseren Odems in das Eden schreit.
Und meiner Hoffnung Blut verbleicht zur Thräne,
Die Wüste zehrt sie schwüler Einsamkeit —
Verzicht allein kann dir für Ruhe bürgen —
Du musst dein Herz mit eigner Hand erwürgen.“

„Der Arbeit Rebenhügel", „des Wetters Wolkenflügel", „des Elends schwarzer Moor", „der Freude Sonnenfeier" u. s. w. sind weitere Bilder aus der erwähnten Liebesklage, die Hardung's Eigenart kennzeichnen. Bisher veröffentlichte der Dichter 1889 die Kreuzigung Christi, ein Kirchendrama, 1891 mit Carl Busse, Evers, Geilfus und dem verstorbenen Vanselow die in Russland verbotene „Symphonie", 1892 die Lieder „Sonnwendfeuer" und mit Hermann Stegemann die „Lieder zweier Freunde" (Siehe „N. l. Bl. 1. Jahrg. S. 86) und 1893 die epische Dichtung „Königin Rose". Seit 1893 ist der Dichter auch Herausgeber des „Schweizerischen Litteraturkalenders".

Victor Hardung wurde am 3. November 1861 zu Essen an der Ruhr als Sohn des Architekten und Gewerken Heinrich Florian Hardung geboren. Da auch der Grossvater Architekt war, so scheint das Künstlerblut sich väterlicherseits auf den Sohn vererbt zu haben; aus der Familie seiner Mutter erhielt Victor Hardung ein Tröpfchen polnischen Blutes. Nach dem Verlassen der Schule übernahm er die Liquidation der gewerkschaftlichen Unternehmungen seines Vaters und bethätigte sich in Berg-Hütten- und Salinen-Verwaltung, wandte sich dann dem Studium landwirtschaftlicher Hilfswissenschaften und der Medizin zu, um mit dem Gutsbetriebe eine Heilanstalt für skrofulöse Kinder zu verbinden, arbeitete sich praktisch in die Wirtschaft ein, musste aber unter den Nachwehen industrieller Krise seinen Plan fahren lassen und studierte nun fünf Jahre in Strassburg und Zürich Philosophie und schöne Wissenschaften. Gegenwärtig lebt Hardung ganz seiner Kunst in Kilchberg bei Zürich. Einem tragischen Ereignisse intimer Art, dem Verluste seiner Geliebten, dankt der Dichter das genannte epische Werk „Königin Rosa", in dem er seine Weltflucht nach jenem Leid zur künstlerischen Gestaltung bringt:

„Der Seele Strom rauscht seine warmen Fluten
In Nacht und Not der Einsamkeit hinaus."

Litterarische Zeitungsschau.

Otto Pniower, Gottfried Kellers Jugend. (Sonntagsbeilagen Nr. 9 und 10 der „Voss. Ztg.")

Eine eingehende Studie, die besonders wertvoll durch das Eingehen auf die Beziehungen Kellers zu Johanna Kapp ist. Kellers Leben wird bis zu seinem 30. Jahre vorgeführt. (Fortsetzung in nächster Nr.)

Eingesandte Neuerscheinungen.

Engelbert Albrecht, Drachenhort. München 1894, Verlag von Dr. Albert & Co. Preis Mk. 3, geb. Mk. 4.

Raimund Eckart, Phantast. Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Kurt von Rohrscheidt, Am Märchenbrunnen. Neue Märchen und Skizzen. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

J. Dominicus, Vor der Auferstehung. Roman. Berlin 1894, Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. Preis Mk. 1.

Albert Herse, Liebe und Sport. Berlin 1894, Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. Preis Mk. 1.

Paul Remer, Unterm Regenbogen. Berlin 1894, Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. Preis Mk. 1,50.

M. G. Conrad, Wahlfahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatur. München 1894, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Konto. Preis Mk. 1.

Edward Stilgebauer, Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 1.

Julius Schaumberger, Die neue Ehe. Drama in vier Akten. Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, Preis Mk. 1,50.

Paul Raché, Plebejerblut. Moderner Roman. Zweite Aufl. Dresden und Leipzig 1894, E. Pierson's Verlag. Preis Mk. 2.

Armin Werherr, Balder. Trauerspiel in fünf Akten. Aschach 1894. Selbstverlag des Verfassers.

Hans Land, Mutterrecht. Novelle. Berlin 1894, Verlag von S. Fischer. Preis Mk. 1.

Ernst Rosmer, Madonna. Novellen. Berlin 1894, Verlag von S. Fischer. Preis Mk. 3, geb. Mk. 4.

Otto Erich Hartleben, Ein Ehrenwort. Schauspiel in vier Akten. Berlin 1894, Verlag von S. Fischer. Preis Mk. 2 geh.

Benno Rüttenauer, Unmoderne Geschichten. Heidelberg 1894, Georg Weiss' Verlag.

Emanuel von Bodmann, Stufen. Lyrisches und Satirisches. Zürich 1894, Verlag von „Stern's litter. Bulletin der Schweiz." Preis Mk. 1.

An **Zeitschriften** gingen ein:

Die Gesellschaft. 10. Jahrgang. Hefte 1—3. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die Penaten. Eine Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Arnold Zschuppe. Dresden, Jahrg. 1894, Nrn. 1—5.

Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Herausgegeben von Eduard Fedor Kastner. Wien 1894, Nrn. 1—5.

Allgemeine Kunst-Chronik. München 1894, Verlag von P. Albert. Heft 3.

Das zwanzigste Jahrhundert. Jahrg. 4, Hefte 4—6. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Schrattenthal's Frauen-Zeitung. 1. Jahrg., Nrn. 8—10. Pressburg.

Dresdener Hausfrauen-Zeitung. 7. Jahrg., Nrn. 1—6. Dresden.

Der Bildungs-Verein. 24 Jahrgang, Nrn. 1—3. Berlin.

Der Zuschauer, Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben. Herausgegeben von *Otto Ernst* und *Konstantin Brunner*. 2. Jahrg., Nrn. 1—5. Hamburg.

Blätter für Deutsche Dichtung. Jahrbuch des Vereins „Ostarrichi." 2. Jahrg., Nrn. 1—3. Wien.

Gemeinnützige Rundschau. Nordwest. 18. Jahrg., Hefte 1—3. Bremerhaven und Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken.

Erwinia. Vereinsblatt des Alsabundes. Herausgegeben von *Christian Schmitt.* 1. Jahrg., Nr. 1. Strassburg.

Stern's Litterarisches Bulletin der Schweiz. Herausgeber und Redakteur: *Maurice Reinhold von Stern.* 2. Jahrg., Nrn. 6 bis 9. Zürich.

Die Romanwelt. Wochenschrift für erzählende Litteratur aller Völker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1. Jahrg., Hefte 14—25.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin *Bertha von Suttner.* Dresden, E. Pierson's Verlag. 3. Jahrg., Nrn. 1—2.

Litteraturwerke des Vereins Minerva. Heft 1: Heinr. von Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. Berlin W., S. Gerstmann's Verlag.

Westfälische Dichtung. Litterarisches Unterhaltungsblatt für Westdeutschland. 1. Jahrg., Heft 3. Bochum, Verlag von Adolf Stumpf.

Das Land. Herausgegeben von *Heinrich Sohnrey.* Berlin, Verlag von Trowitsch & Sohn. 2. Jahrg., Nrn. 8-12.

Der Stein der Weisen. 6. Jahrg., Nr. 1—7. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Uns' Eekboom. Verbandsblatt för de Plattdütschen Vereene un all Frünn von plattdütsch Sak un Art. Schriftleitung: Wilhelm Bade un Herm. Böhmcken. 1894. Nrn. 1—3. Berlin.

Beurteilungen.

Neue Gedichte von *L. Rafael.* Leipzig 1894. Verlag von Breitkopf & Härtel. Preis 4 Mk.

Wer die neue Sammlung der münsterschen Sängerin durchliest, fühlt, dass die Gedichte einer tiefen, ernsten und echten Dichterseele entsprossen sind. In drei Abteilungen, „Liebe und Leid“, „Natur“ und „Vermischtes“, von denen die beiden ersten ihrer inneren Verwandtschaft nach zusammen gezogen werden könnten, bringt L. Rafael eine Fülle von Poesieen, in denen ein schönheitdurstiges Menschenherz einen reichen Born erschliesst und in Liebe und Begeisterung, Heimatfreude und Naturgenuss voll Phantasieschwung und Bilderpracht dahinströmt. Selten hört man darin den frohen Lerchenschlag des naiven Dichtergemüts, oft rauscht in den Versen ein heisser Drang nach dem Höchsten und Tiefsten des Lebens, und die meisten Lieder sind durchdrungen von der unstillbaren Sehnsucht, jenem geheimnisvollen Duft der Dichterseele. Über dem steten „Ich weiss nicht“ den letzten Fragen gegenüber ist die Dichterin jedoch nicht zur Pessimistin geworden, sondern sie bewahrte sich die lebendige Lust an der unsterblichen Schönheit, die Natur und Menschenherz uns so mannigfach darbieten. — Der dichterischen Form kann ich leider kein uneingeschränktes Lob zollen. An manchen Stellen schäumt die Phantasie in ihrer Fülle über die Form hinaus, das Wort deckt sich nicht mit der Empfindung, es genügt ihr oft nicht, und das Unbehagen eines ungelösten Gefühlsrestes überkommt den Leser. Der Reichtum an Farben und Bildern wird in seiner Wirkung verschiedentlich durch gezwungene Wendungen und Wortstellungen, ja durch ungeschickte Wortformen und Missbildungen beeinträchtigt, wo der regulierende Verstand den Gefühlsüberschwang nicht genug eindämmte.

Das poetische Können der Dichterin berechtigt mich, den höchsten Massstab zu gebrauchen; wenn dasselbe ihr die Verpflichtung zur schärferen Selbstkritik auferlegte, würde sie ihrer Mühe am besten danken. Ein nicht formvollendetes lyrisches Gedicht kann dem Leser keine Offenbarung sein, es sollte dem Dichter aber auch nicht als Erlösung von einer poetischen Überfülle genügen. Als Beispiel der vielen wirklich schönen Gedichte der Sammlung und mehr noch als Zeugnis des hohen Sinns der Dichterin sei hier nur ihr Glaubensbekenntnis (Seite 307) genannt.

Oldenburg i. Gr. **Wilhelm von Busch.**

Hermine von Preuschen. Tollkraut. Novelletten. Leipzig 1893, Verlag von Carl Reissner.

Das ist ein Buch, das an Eigenart die meisten der im letzten halben Jahre erschienenen Werke deutscher Erzählungskunst übertrifft. Die Leidenschaft des Genies, die dieses Buch durchzieht, man vergleiche nur „Hyazinthen“, „Truggold“, „Ruhm“ und „Im Grenzlande“, zieht den Leser ebenso mit sich fort, wie ihn die hohe Begabung der Dichterin, die feinsten Regungen der Künstlerseele auszuspüren, zur Bewunderung hinreissen wird. Man merkt es dem „Tollkraut“ an, dass ein gut Teil eignes Schicksal, eigne Sehnsucht darin niedergelegt ward, und der Psychologe, der es sich zur Aufgabe stellte, Hermine von Preuschen's Künstlernatur zu analysieren, würde in ihrem neuesten dichterischen Werke dazu nicht nur ein reichhaltiges, sondern auch ein geeignetes Quellenmaterial finden. Jedem Leser, der aber noch nicht durch die Theebrühen der Familienblatterzeugnisse à la Bürstenbinder, Marlitt u. a. für jede künstlerische Nachempfindung und für jedes Nachschaffen untauglich gemacht ist, sei „das Büschel Tollkraut“, das die Dichterin ihrem Meister in Kunst und Leben, Konrad Telmann, zueignete, als eine anregende, nachhaltige Lektüre empfohlen.

Hamburg. **Georg von Borry.**

Milena Mrarovic, Selam. Skizzen und Novellen aus dem Bosnischen Volksleben. Berlin 1893, Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft.

Diese Erstlingsgabe der bosnischen Erzählerin, ich darf sogar hinzufügen, Dichterin, hat mir wohl gefallen, wenn auch ihre Sprache noch

stellenweise die Ausländerin stark verrät. Die Novellen zeugen von einer tüchtigen Gestaltungskraft, wissen uns bosnisches Leben und bosnische Sitten farbenkräftig zu zeichnen, zeigen auch fast alle eine liebevolle psychologischer Versenkung in die gezeichneten Charaktere, wie besonders die humorvolle Skizze „Die Feredcha als Heiratsvermittlerin“, und die glutvolle, poesiedurchloderte Dichtung „Eine bosnische Semiramis!“ Das vom Verlage prächtig ausgestattete Buch wird jedem Freunde einer eigenartigen, reizvollen Erzählungskunst grosse Freude bereiten.

Hamburg. **Georg von Borry.**

Novalis. *(Friedrich von Hardenberg.)* Eine biographische Charakteristik von *Just Bing.* (Hamburg, L. Voss.)

In der Zahl und Ausgeprägtheit der dichterischen Individualitäten kann keine zweite Litteratur mit der germanischen rivalisiren. Frankreich mit seiner älteren Kultur, deren nivellierende Wirkung sich nirgends besser zeigt, hat bedeutend weniger Charakterköpfe, weil überviel Gesellschaftsmenschen aufzuweisen. Individualismus ist Eigenwille, Subjektivismus, ein Grundzug deutschen Wesens. Der Rembrandtdeutsche berührte mit seinem Rufe nach Individualismus eine nationale Saite und hatte deshalb den grössten Erfolg. Individuelle, d. h. persönliche Poesie, ist nun vor allem lyrisch und romantisch In *Lyrik und Romantik* wird — allen Strömungen der Gegenwart zum Trotz — stets die vollendetste Ausprägung deutschen Wesens erfolgen, und keiner hat sich tiefer in das Herz unseres Volkes gesungen, als die *romantischen Lyriker* Uhland und Eichendorff. Deshalb war dem historisch Geschulten die Erfolglosigkeit des strengen Naturalismus von vornherein klar. Unsere nationalen Instinkte lehnen sich gegen ihn auf, weil er grade das entgegengesetzte Evangelium: Zurückdrängen und möglichstes Aufgeben der Persönlichkeit predigt, weil er demokratisch, undeutsch, weil er nur für *die* Völker national ist und nur in *den* Völkern zur höchsten Kunstoffenbarung führen kann, bei denen, wie bei den romanischen, der scharfe Verstand, die Analyse in höchster Wertschätzung stehen.

Persönlichkeit, Individualität geht aber erst durch das Herz und dann durch den Kopf. Sie lässt sich mit mathematischen Formeln nicht begreifen, weil sie im *Fühlen* wurzelt. Sie ist aristokratisch und romantisch. Die romantischen Dichter waren die reizvollsten und individuellsten. Von einem dieser Dichter erzählt das vorliegende Buch. Und der Verfasser, Just Bing, gesteht im Vorwort, dass ihn am meisten eben auch die Persönlichkeit an Novalis gelockt habe.

Das Werk, das er darüber geschrieben, ist, um es gleich vorweg zu nehmen, vorzüglich. Man ist deshalb fast in Verlegenheit, denn wie über die besten Frauen lässt sich oft auch über die besten Bücher am wenigsten reden. Schon die glänzende Kompositionsweise zeigt den Verfasser als vollen Beherrscher seines Stoffes. Gleich weit entfernt von dilettantischer Flüchtigkeit wie von philologisch-langweiligen Haarspaltereien, dem Brandes'schen Wahrspruche folgend, dass es vernünftiger sei, einen Dichter zu schildern, als ihn zu loben — rollt Bing das Leben und Streben Hardenbergs vor uns auf und fügt mit jedem neuen Kapitel ein paar energische Züge zu dem geistigen Bilde des Dichters hinzu, bis dieses Bild endlich in deutlicher Plastik vor uns steht. Es ist kein Blendwerk in diesem Buche, es ist keine Studie im Sinne des geistreichen Phraseurs Ola Hansson, dessen chamäleontisch-schillernde Natur die Aufmerksamkeit auf sich selbst und weniger auf den behandelten Poeten lenkt — nein, hier fällt das volle Licht auf Novalis, hier ist alles so solide und ohne Täuschung, dass man sich darauf verlassen kann. Und schliesslich ergeht es einem wie dem Biographen: Die Persönlichkeit lässt einen nicht mehr los, man muss sich mit ihr abfinden.

Vielleicht würde man Novalis heute einen Décadent nennen und ihn als Modernsten der Modernen preisen. Man sieht nur wieder, dass es zu allen Zeiten eine Entartung gab. Denn entartet ist auch Novalis, nur in einer andern Weise als Baudelaire, Gautier und Flaubert. Seine Philosophie verliert sich halb schon in Mystik und Theosophie. Mystisch-theosophisch ist auch sein Naturgefühl (vergl. A. Biese, Naturgefühl II). Er ist ein — ich möchte sagen: „inbrünstiger“ Dichter. Das romantische Gemüt ist bei ihm bis zur höchsten Höhe emporgeschraubt. Alles darin — um ein Jacobsen'sches Bild zu brauchen — „ruht sich zu Tode in dem stillen Glühen roter Farben!“ Jedes natürliche Empfinden ist zurückgedrängt. Schmerz, Nacht, Tod, Christentum, Entsagung — alles wird ihm zur Wollust. Krankheit ist ihm lieber als Gesundheit, und mit den verzückten Schwärmeraugen des Märtyrers schaut er empor in erdenferne Nebelhöhen, wo sich die blaue Blume seiner Sehnsucht um das strahlende Kreuz des Christentums rankt. Seine Poesie ist hohe Philosophie. Eigentlich kam er erst durch letztere zur ersteren. Es ist bezeichnend für ihn, dass er sich nicht so an Wilhelm, als an Friedrich Schlegel anschloss. Und noch charakteristischer ist sein Verhältnis zum weiblichen Geschlecht, das jeder schönen Natürlichkeit, wie sie uns bei Goethe so entzückt, entbehrt. Zuerst liebte er ein halbes Kind. Als das Mädchen starb, wurde der Tod für ihn ein Freund. Er macht sich selbst auch gleich reisefertig. Aber nach einem Jahre verlobt er sich von neuem. Krank ist er selber, krank seine Sinnlichkeit. Statt nach aussen ist sie nach innen geschlagen; er verzehrt sich in ihr. Es existiert für mich kein Zweifel, dass diese inbrünstige Wollust, die ihm alles den naiven Menschen Schreckende so lieb machte, ihre unnatürliche Befriedigung fand. Er starb früh. Ob, wie viele meinen, allzufrüh, weiss ich nicht. Die letzten Kapitel seines „Ofterdingen“ sind doch eigentlich schon ungeniessbar. Und wenn es erlaubt ist, einen Augenblick den Propheten zu spielen, so scheint mir, dass der weitere Weg Hardenbergs ein trüber

geworden wäre. In logischer Fortentwickelung weist der schnell beendete Pfad immer tiefer in den Nebel. Aus dem Anhänger der Schillerschen Humanitätsreligion war ein schlimmer Reaktionär geworden, der durch Mystik, Christentum, Kirche zur Inquisition gekommen wäre resp. schon gekommen war, der immer tiefer in die trüben Wasser des Pietismus geraten, bis er sich selbst ganz verzehrt hätte und nur noch Eins übrig geblieben wäre — das Irrenhaus. Vielleicht liebten ihn also die Götter . . .

Was ich an dem Bing'schen Buche besonders hervorheben möchte: das Kapitel über die berühmten „Hymnen an die Nacht." Sie finden eine neue Datierung, die von Bing überzeugend begründet wird. Trefflich geradezu ist die Heranziehung des psychologischen Moments, das den Ausschlag geben dürfte. Bing behauptet nämlich, es widerspräche durchaus der dichterischen Wesenheit Hardenbergs, dass er das vollendetste seiner Werke unter dem Hochdruck der Leidenschaft gleich nach dem Tode seiner Braut geschrieben haben sollte. Und ich kann dieser Behauptung nur beipflichten. Novalis ist zu gewissenhaft, zu sehr apollinischer Künstler gewesen, letzteres gerade in den Nachthymnen seiner vollendeten Schöpfung, und hat ausserdem einen zu stark philosophischen Wesenszug in sich, als dass er in dionysischem Rausch, im ersten rasenden Schmerze derartige Töne gesucht und gefunden hätte. Und so dürfen wir die Abfassung der Nachthymnen sicherlich bis Ende 1799 aufschieben.

Zum Schluss soll auch noch gesagt sein, was ich in dem Buche vermisst habe: nämlich ein Kapitel, dessen Überschrift heissen müsste: „Novalis und seine Verwandten in der Weltlitteratur", und in dem im Sinne einer vergleichenden Litteraturgeschichte Parallelerscheinungen herangezogen wären. Man braucht nicht nur an Hölderlin oder Shelley zu denken, man müsste sich auch hüten, den ästhetischen Wertmesser mit dem ethischen zu vertauschen — ein Fehler, in den G. Brandes am Schluss seines Hölderlinkapitels verfällt —, aber man könnte auch in der modernen Litteratur manch Einen finden, der an Novalis erinnert. Ich habe oft an Jens Peter Jacobsen denken müssen, den feinsinnigen Dänen, der weltenweit von dem deutschen Freiherrn geschieden ist und ihm doch in vieler Beziehung so nahe steht.

Mögen dem Buche des Verfassers recht bald gleichartige folgen!

Berlin. **Carl Busse.**

Anton E. Schönbach, Über Lesen und Bildung. 4., starkerweiterte Auflage. Graz 1894, Verlag von Leuschner & Lubensky.

Das ist ein ernstes Buch eines ernsten Mannes, und dass bereits das siebte Tausend davon herausgegeben wird, ist ein Beweis, wie sehr es der Gegenwart dient. In sechs, von einer ausserordentlichen Belesenheit kündenden und von der Wärme echter Mannesüberzeugung durchdrungenen Essays hält der hervorragende Litteraturhistoriker Umtschau auf dem Gebiete der gegenwärtigen Litteratur und giebt Ratschläge, wie sich die Vertiefung unserer heutigen Bildung erreichen lasse. In dem ersten Essay „Zustände der Gegenwart" beleuchtet er das Verhältnis zwischen Bildung und Lesen. Was darin über den Einfluss der Zeitung auf die Gesellschaft gesagt wird, verdiente von jedem Chefredakteur einer Tageszeitung mehr als einmal erwogen zu werden. Im zweiten Essay „Ziele" führt der Verfasser, immer im Hinblick auf die gegenwärtige Gestaltung der Litteratur, aus, dass es das Bestreben eines jeden Menschen sein müsse, „im Bewusstsein unserer Schwächen und Mängel, das hochgestellte Ziel zu erreichen, unsere Bildung so einzurichten, dass *sie der genaue Ausdruck unseres stufenweisen Emporklimmens zur Vervollkommnung sei.*" In dem folgenden Essay spricht Schönbach von den „Mitteln und Wegen" zur Erreichung dieses Zieles unter Zugrundelegung der von dem geistvollen Amerikaner Ralph Waldo Emerson gegebenen Leseregeln. Wären die Gedanken über die Kunst des Lesens, — ja, es ist eine Kunst, die nur leider wenige verstehen, — allgemeiner verbreitet, es würden so manche thörichte Ansichten über das Verhältnis des Publikums zur Litteratur nicht zu Tage treten. Die drei letzten Aufsätze des inhaltvollen Buches (die neue deutsche Dichtung; der Realismus; über Henrik Ibsen), die vorzugsweise litteraturhistorischen und kritischen Inhalts sind, entsprangen dem Wunsche des Autors, die Litteratur der Gegenwart einer Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, wie weit sie geeignet sei, unsere Bildung zu beeinflussen, zu vertiefen und zu erweitern. Sie stehen den ersten drei Aufsätzen an hervorragendem Werte nicht nach. Der von jeder Schule und Richtung unbeeinflusste Standpunkt des Verfassers wird auch dem entschiedenen Gegner seiner Ansichten eine hohe Achtung vor dem tiefen Ernste, mit der Schönbach seine Aufgabe auffasste, abnötigen. Wer Reich's Buch über Ibsen gelesen hat, sollte nicht versäumen, auch den betreffenden Aufsatz des obengenannten Buches eingehend zu studieren. Den letzten Abschnitt des Buches bilden die Bücherlisten, die in die drei Hauptabschnitte „Klassiker der Weltlitteratur", „Auswahl moderner Erzählungslitteratur" und „Aus deutscher Poesie und Prosa" gegliedert, jene Ratschläge enthalten, die sich dem Verfasser bei seiner Beschäftigung mit der Litteratur als nützlich herausgestellt haben. Manches Buch werden viele Leser darin finden, das ihnen bisher nicht die zugeschriebene Bedeutung zu haben schien, manches Werk, besonders neuerer Litteratur, darin vermissen, dem sie vielleicht mehr verdanken, als vielen von den angegebenen, aber diese Listen wollen auch nichts mehr sein, als eben die persönliche Meinung des Verfassers. In diesem Sinne aufgefasst, werden sie jedem nach Bildung und Vollkommenheit strebenden Litteraturfreunde ein schätzenswertes Material bieten. Möge das treffliche Werk in kurzer Zeit seinen Leserkreis mindestens verzehnfacht haben; denn es ist ein Buch, das nicht ohne bleibenden Eindruck auf jeden ernsten Leser sein wird.

Br. **F. H.**

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. Mai 1894. Nr. 8.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter)** in **Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** – **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. – Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Eine Null im Haushaltungsplan.

Motto:

Eine ausgewählte Büchersammlung ist und bleibt der Brautschatz des Geistes und Gemütes, — Bücher sind immer noch die wohlfeilsten Lehr- und Freudenmeister und der wahre Tröster hienieden für Millionen besserer Menschen.

Weber, Demokrit.

Ein jeder vorsichtig und weise schaltender Hausvater wird an jedem Jahresschlusse nach den Einnahmen und Ausgaben eines verflossenen Jahres sich einen Voranschlag über die Ausgaben eines beginnenden Jahres machen. Er wird nach den sicher zu erwartenden Einnahmen genau feststellen, wieviel er für seine Wohnung, für die Pflege der Seinigen, für Kost, Kleidung u. s. w. aufwenden darf. Es fehlt auch fast niemals in einem solchen Voranschlage ein Posten für etwaige Vergnügungen und geistige Anregungen, wie Theater- und Konzertbesuch u. s. w., ein Posten, der je nach den Einnahmen grösser oder kleiner ist, und wenn der umsichtige Hausvater etwas wirtschaftlich geschult ist und die Grundsätze einer gesunden Lebensführung kennt, wird dieser Betrag des Voranschlages immer in einem richtigen Verhältnisse zu allen anderen Posten stehen.

Nach manchen Besprechungen mit tüchtigen Familienvätern aus den verschiedensten Ständen habe ich gefunden, dass ein besonderer Betrag für Bücherausgaben im Voranschlage niemals vorgesehen wurde. „Dazu haben wir das Geld nicht!“ so lautete stets die Ausrede, selbst wenn für Vergnügungen eine namhafte Summe angesetzt ward. Es ist wirtschaftlich vollkommen richtig, wenn der Betrag für die Unterhaltung (Kleidung, Kost u. s. w.) der einzelnen Familienglieder den grössten Teil des Voranschlages beansprucht, aber es ist wirtschaftlich ebenso richtig, wenn der verständige Hausvater für die *geistige Pflege in der Familie* ebenfalls einen kleinen Betrag festsetzt, der zu seinen Einnahmen in einem bestimmten Verhältnisse steht. Dieser Posten, der in erster Linie Anschaffung einiger guter Bücher, in zweiter den Bezug einer guten Zeitschrift in sich schliesst, ist, wenn der Betrag für Vergnügungs- und Erholungszwecke eine entsprechende Kürzung erfährt, mit 2 % der Einnahme sicher nicht zu hoch oder zu niedrig gegriffen. Es kommt der Umstand hinzu, dass gute Bücher einen dauernden Wert haben und dass es sich nur um eine regelmässige Vermehrung des Hausschatzes an Büchern handelt. Bei einer Einnahme von 1000 Mk. für solche Zwecke 20 Mk., bei 2000 Mk. Einnahme 40 Mark u. s. f. zu bestimmen,

muss von **jedem** Hausvater gefordert werden können, dem auch das geistige Wohl der Seinen am Herzen liegt. Man frage einmal bei allen Männern, denen eine solche Zumutung unerhört erscheint, nach, wie hoch sich die jährlichen Opfer, die dem Skat und dem Bier gebracht werden, belaufen; das ist bekanntlich bei den Deutschen keine alleinstehende Null im Haushaltungsplane.

Br. Fr H.

Aus der Litteratur der Gegenwart.

Bürgermeister van der Werf.

Psychodramatisches Charaktergemälde aus dem Aufstand der vereinigten Niederlande *).

Von **Fedor Armin Lamsbach.**

Motto:

Zeigt einen Weg mir an aus diesem Drang,
Hilfreiche Mächte! einen solchen zeigt mir,
Den ich vermag zu gehen. — —.
(Wallensteins Tod, 1. Aufz., 7. Auftritt.)

Schon wieder Morgen?
Schien mir's doch, als ob
Zur Ruh' ich kaum die müden Glieder streckte.
O trauriges Erwachen ohne Hoffnung,
O dreimal schrecklicher Erwachen, wenn
Der Hunger in den Eingeweiden wühlt
Schon wochenlang, und keine, keine Aussicht
Auf Rettung die Elenden tröstet! —
Seit Monden schon vom Feinde eingeschlossen,
Die Zufuhr abgeschitten, ohne Nahrung!
'ne Unze Brot, und das kaum jeden Tag,
Dass Gott erbarm', mehr hab' ich nicht zu geben.
Mehr an den Mann nicht auszuteilen,
Vom sorgsam aufgesparten, wohlverschloss'nen Vorrat! —
Wie wenig ist's doch auf den Tag,
Den langen schrecklichen, den hoffnungslosen! —
(Pause.)
Wie viele werden heute wieder fehlen
Vom armen Volke, die sich gestern noch
Hohlwangig, hungrig zur Verteilung drängten?
Der Tod mäht grauenhaft in ihren Reih'n!
Sogar die Ratten flieh'n, von deren Fleisch
So mancher noch das Leben sich gefristet;
Das widrige Getier flieht unsre Stadt,
Wo's nichts zu nagen mehr, zu beissen giebt.
(Pause.)
Mein armes Weib, wie bleich ist dein Gesicht?
Der Wangen Röte und des Auges Glanz,
Die mich so oft erfreuten, sind dahin!
Ich sollte essen, meinst du?
Sollte Wein gar trinken? — Nein,
Ach Teure, nein, ich kann, ich mag nicht essen,
Denn du bist hungrig, elender als ich,
Und matter blickt dein Auge, als das meine.
Du hast gegessen, sagst du? Gute du,
Mit einer frommen Lüge, wohl der ersten,
Die jemals über deine Lippen kam,
Suchst du mich zu bewegen. —
Nein, — ach nein, o lass mich!
Die letzte Flasche ist's, ich weiss es wohl;
Spar' sie für Sterbende, als letzte Zehrung.
Mir ist's nicht not, mir nicht. — (Pause.)
Horch, draussen heult das Volk,
Am Aussenthor pocht es mit hundert Fäusten.
Wie kraftlos klingen diese Schläge, kaum
Vermag der hungermatte Arm
Den schweren Eisenklopfer noch zu regen.
Sie wollen Brot, die Armen! Lass uns seh'n,
Wie viel wir heute noch verteilen können. —
Der Hungrigen sind weniger geworden?
Ja, ja, ich glaub's. Man spricht von siebenhundert,
Die letzte Nacht dem Hungertod erlegen?
(Erschüttert:) O ew'ger Gott, erbarm' dich unsrer Not,
Und send' von deinem Himmel uns Errettung!
Komm, lass uns öffnen! Lass die Knechte ruh'n!
Die Armen haben nichts mehr, als den Schlaf,
Und den will ich den Treuen nicht verkürzen.
(Pause.)
Horch! welch Gebrüll, welch Krachen an der Thür':
Es ward das Thor zerschlagen. Man dringt ein.
Sieh' dort! mit blossem Schwert an ihrer Spitze
Ralf van der Werf, mein Brudersohn, —
Im Auge Wahnsinn. Und die Herr'n vom Rat,
Fast alle seh' ich schaudernd in der Menge.
Gieb mir mein Schwert! — So,
Nun an meine Seite, geliebtes Weib!
Noch fühl' ich Kraft genug im matten Arm,
Dein teures Haupt zu schützen. — (Pause.)
Was wollt ihr? Sprecht!
Was steht ihr sprachlos da?
Du rede, Ralf! Was soll das blosse Schwert?
Was wollen diese, die sich um dich drängen?
(Pause.)
Ich soll die Stadt dem Spanier übergeben,
Der seit fünf Monden sie belagert hält? —
(Entrüstet:) Seid ihr von Sinnen, dass ihr solches fordert?
Hat so der Hunger euern Geist getrübt,
Dass ihr vergesst, dass Kuno van der Werf
Nicht ehrlos handeln kann?
Und du, Ralf, Knabe du,
Du wagst es, deinen Ohm und Kommandeur
Mit blossem Schwert zu drängen?
Sag'! was verdient nach Kriegsgebrauch
Der Meuterer? — Du schweigst?
In deinem Schweigen liegt die Antwort: Tod!
(Pause.)

*) Nach der für die aufständischen Niederländer unglücklichen Schlacht auf der Moorheide, 13. April 1574, wurde die Stadt Leyden durch den spanischen General Franzisko Valdes eingeschlossen und sollte durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden. Die Einwohner von Leyden unter ihrem Bürgermeister Kuno van der Werf hielten wacker Stand. Als die Not aufs höchste gestiegen war, wurde die bedrängte Stadt durch die Flotte Wilhelms von Oranien entsetzt, am 3. Oktober 1574.

(Ernst, gemessen:) Ich will's dem jungen Kopf zu gute halten,
Dem heissen Blut, das brausend dich durchströmt,
Dem Waldbach gleich, der von der Felsenhöh'
Herniederstürzt, dass du so unbesonnen warst,
Zum Sprecher dieses Haufens dich zu machen.
Doch höre! Hört es alle, die ihr hier
Gleich Wegelag'rern schamlos eingedrungen:
Beim ew'gen Gott, so lange noch mein Arm
Die Kraft behält, den treuen Stahl zu heben,
Wird diese Stadt dem Feind *nicht* übergeben.
(Pause.)
(Höhnisch entrüstet:) Ich muss, schreit ihr, ich muss? —
Wer hat mich jemals müssen seh'n,
Wenn nicht mein Wille meine That geleitet?
Das Volk verlangt's, sagt ihr,
Sein Elend macht es rasend. —
Es fordert Überlieferung der Stadt,
Um nicht dem bleichen Schreckgespenst, dem Hunger,
Ganz zu erliegen? O, mein armes Volk!
Es hungert, darbt und hat nicht Kräfte mehr,
Die Toten nur zur Erde zu bestatten.
Brot! schrei'n sie draussen,
Brot verlangt ihr hier,
Sonst Übergabe an den Feind.
Und doch, doch darf, doch kann ich's
Nicht gewähren! . . . . (Pause.)
(Erschüttert:) Schon drängen neue Haufen nach,
Hohlwangig grinst das Elend mir entgegen,
Und tausend dürre Arme heben sich
Mit Droh'n und Bitten zu mir auf.
Schon hör' ich auf der Treppe ihren Schritt,
Von mir, von mir verlangen sie Errettung.
Ha! wie sie heulen, wie sie klag'voll wimmern,
Wie ihr Geschrei mein Herz in Stücke reisst,
Wie mir das Jammern in die Seele schneidet. —
(Pause.)
Weh' thut der Hunger, sagt ihr,
Als ob ich's nicht wüsste,
Gleich euch nicht alle Qualen durchgefühlt,
Die ihr alleine zu erdulden wähnt.
Seit Wochen haben wir, so Gott mir helfe,
Nicht mehr als ihr genossen.
Seht hier mein Weib, bleich, abgehärmt,
Entkräftet, so wie ihr — —,
Die Unze Brot hab' täglich ich auch uns
Getreulich abgewogen und gemessen.
Auch uns hat ekeles Getier gleich euch
Genährt, das Leben uns zu fristen. — (Pause.)
Ihr könnt die Stadt nicht länger halten?
Könnt's nicht mehr? Ermattet,
Entkräftet sinkt der Bürger, der Soldat;
Kein Arm bleibt mehr, die Wehre
Zu führen. Tot fand man die Posten,
Vom Hunger aufgezehrt, am Aussenwall?
(Verzweifelt:) O Gott, so schwer, so schwer ist's zu versagen,
Und dennoch muss ich's,
Dennoch darf ich nicht
Dem Drohen, nicht dem Bitten, dieses Herz,
Das gern gern gewährt, wo's kann und darf, erschliessen!
(Entschlossen:) Nein, ich darf, ich kann die Stadt,
Ich will sie nicht dem Feinde übergeben.
Zum Himmel fleht, schon ziehen Wolken auf
Zum Himmel fleht, dass sich die Winde dreh'n.
Die Dämme sind durchstochen,
Wenn der Wind umspringt,
So dringt die Meeresflut, die draussen brandet,
Mit Allgewalt herein, und Rettung naht
Von Wilhelm von Oranien, dem Edlen,
Der ungeduldig nur der Stunde harrt,
Wo er mit Kriegsmacht uns entsetzen kann,
Den Tod zu tragen in das span'sche Lager.
(Flehend:) O harrt noch, harrt noch kurze Zeit!
Ich bitt' euch, gebt nicht eure Ehre preis,
Nicht Weib und Kind. — Harrt aus!
Es muss, es wird Errettung kommen. —
(Verzweifelt:) Nein? Ihr wollt nicht? Grosser Gott!
Hab' ich kein Mittel denn, kein einz'ges mehr,
Euch, die Verzweifelten, zu überreden? — —
(Pause.)
Die Schwerter bloss, das Mordgewehr gerichtet
Auf mich, auf mich, den alten Mann,
Der euerm Droh'n nicht nachgiebt,
Den ihr jetzt fühllos nennt und hart,
Weil ihr sein Herz nicht kennt,
Das für euch schlug und für das Vaterland
Solang' das Hirn zu denken angefangen. —
(Fest:) Nun gut denn. — Hört mein letztes Wort:
Die Stadt will ich dem Feind nicht übergeben.
Ich will nicht, hört ihr's?
Weil dieses graue Haar
Mit Schande nicht zur Grube fahren soll. —
Hier ist mein Schwert! Nehmt's hin!
Ich stehe wehrlos vor euch — waffenlos —
Vor euch, dem grossen Haufen.
Hier diese Brust, ich biete sie dem Stoss.
In zwanzig Schlachten ward sie euch ein Wall,
An dem der Feinde Macht zerschellt sich brach.
Stosst zu, ihr Männer! Nur schont diese hier,
Befleckt nicht euer Schwert mit Weiberblut!
(Pause.)
Nun, was steht ihr da? Was starrt ihr
Mich so betroffen an? Was thu' ich mehr
Als ich zu hundertmalen schon gethan,
Dass furchtlos ich dem Tod entgegengehe?
(Mit tiefem Gefühl, schmerzl. Freude:) Auch du, Geliebte? O, mein edles Weib,
Du Perle, Edelstein von reinstem Glanze,
Mit mir zu sterben bist auch du bereit,
Weil dir die Ehre mehr, denn alles gilt. —
Vereint im Leben und im Tod vereint,
So willst du's? . . . . (Pause.)
Hört ihr's? Was weicht ihr scheu zurück?
Warum denn zögert ihr?
Habt ihr's verlernt, das Schwert zu führen?
Fehlt gar dem Arm die Kraft zum Stoss,
Der nur zwei Menschenleben endet? —
Kommt her! Ich bot mich euch zum Opfer an,
Mein edles Weib folgt meinem Beispiel. —
(Kalt und ruhig mit furchtbarem Ernst:)
Und für drei Tage Fleisch genug giebt euch
Mein dürrer Leib noch, und für weit're drei
Könnt ihr von meines Weibes Leiche zehren. —
Bis dahin ist die Rettung wohl erfolgt,
Die euch Oraniens Schiffe bringen müssen,
Wenn sie das Meer an diese Mauern trägt,
Dem Feind Verderben bringend, euch Erlösung. —

Ihr weicht zurück?
Du schlägst die Augen nieder, Ralf?
Das blanke Schwert entsinkt der jungen Faust,
(Freudig gerührt:) Willst nicht zum Mörder werden
an dem alten Ohm?
Ihr nicht an Kuno van der Werf zu Mördern?
Was? hört' ich recht? Den linken Arm —
Sag's noch einmal, mein wack'rer Ralf —
Den linken wollt ihr trennen euch vom Leib,
Wollt nähren euch von seinem Fleisch, damit
Der rechte Kraft behält, das Schwert zu führen.
(Ausbrechend, stolz befriedigt:) Daran erkenn' ich
meine Niederländer:
Ihr konntet irren Brüder, Kameraden,
Doch nicht zur Schandthat hin riss euch die Not,
Die keiner schwerer mit euch fühlt, als ich.
Zusammen sterben woll'n wir, wie wir oft
Gekämpft zusammen im Gewühl der Schlacht;
Ja so soll's sein! — (halb für sich, unendlich traurig:)
Und doch — o Gott — und doch —
Verhungern! Grausiger Gedanke für den Mann,
Der gern die Brust dem Schwert des Feindes
böte,
Ruhmlos verröcheln, — wie ein kranker
Hund. — —
(Auffahrend in steigender Erregung:)
Rettung? Was? Wer rief das kühne Wort?
Wo ist die Rettung? Sagt, wo ist sie — wo?
Dort? — Gott wie ist mir — dort —
Allgüt'ger Gott! — ja, gerettet!
Der Wind ist umgesprungen! . . . . . Dumpf
und hohl
Braust sie heran, die salz'ge Flut und dort
Oraniens Schiffe bläh'n im Wind die Segel,
Die lange schlaff gehangen an den Raa'n.
Sie schaukeln auf den Wellen.
Näher schon kommt Schiff und Schiff!
Seht ihr den Blitz? hört ihr den Knall?
Hei! wie die Kugel auf den Wellen tanzt;
Das Admiralschiff sendet seinen Gruss,
Den eisernen, der uns Errettung kündet. —
Ha! welch Gewirr, welch Rennen dort im Lager
Der Spanier, die Wogen fern zu halten,
Die durch der Dämme weite Lücken dringen. —
Es ist umsonst! Franzisko Valdes, hier
Vor Leydens Mauern sinkt dein Glückstern nieder.
(Im Kommandoton:)
Die Schwerter bloss! Hinaus, hinaus zum
Kampf!
Die Glocken läutet, dass die Stränge reissen!
Die Stücke kampfbereit, gerichtet auf den Feind!
Das Banner her! Dich schütze Gott, mein Weib!
Zum Himmel fleh' um Sieg, und unsern Dank,
Den heissen, bring' mit innigem Gebet
Zum Vater droben, der uns Rettung sandte!

Der Roman der Börse.

Von Heinrich Stümcke (Berlin).

„Es handelte sich darum, an einem besonders klaren Beispiel zu zeigen, wie die Verhältnisse im deutschen Kaufmannsstande sich im Laufe des letzten Generationswechsels geändert haben, wie der grosse Kaufmann mit gesellschaftlicher Notwendigkeit von der Bahn der nüchternen Arbeit in den Hohlweg der Spekulation gedrängt wird. . . . Ein Theil der Gestalten des vorliegenden Buches ist den Lesern seit mehr denn 30 Jahren aus einem unsterblichen Meisterwerke deutscher Erzählungskunst vertraut.“ „„Wie Freytag's „Soll und Haben“ das Geschäftsleben der 50 er Jahre, so stellt die „Million“ den ungleich grossartigeren Handel von heute dar.““

Mit diesen Worten führen Conrad Alberti und Theophil Zolling ihre fast gleichzeitig erschienenen neuen Romane „Schröter & Co.“ und „die Million“ bei den Lesern ein.

Es giebt wohl keinen bessern Beweis für den Wert und die Bedeutung eines Buches, als wenn es noch nach Jahrzehnten anregend auf die zeitgenössische Produktion wirkt und von ihr als Basis, wie im vorliegenden Falle benutzt wird. Dass gleichzeitig zwei Schriftsteller auf Freytag's berühmtesten Roman zurückgreifen, scheint mir weniger bemerkenswert als der Umstand, dass in beiden Werken eigentlich zuerst in Deutschland der Versuch gemacht wird, eine für das moderne Leben so bedeutsame Institution wie die Börse, litterarisch zu verwerten. Der soziale Roman grossen Stils hatte dies Thema fast ängstlich vermieden oder nur gelegentlich gestreift; nur fingerfertige Litteraturfabrikanten vom Schlage E. A. König's und namenlose Colportageromanschmierer griffen schon vor 15—20 Jahren den sozusagen auf der Strasse liegenden Stoff auf, als der Gründerschwindel alle Gemüter erregt hatte, und schlachteten ihn unter Titeln wie Gründer und Edelmann, Dämon Gold, Gold und Blut usw. nach bewährtem Rezept ein. Von irgend welcher psychologischer Vertiefung oder originellen und selbständigen Beherrschung und Ausbeutung des interessanten Stoffes war da freilich keine Rede; auch hat unsres Wissens keiner die Börse in den Mittelpunkt der Handlung gestellt und ihr geschäftiges Getriebe uns vorgeführt, sondern es wurde nur erzählt, dass der eine oder andre Held des Romans einen glücklichen Coup gemacht oder alles verloren habe, worauf dann in der Regel ein Mord oder Selbstmord beziehungsweise beides folgte, die liebevoll umständlich dem sensationslüsternen Publikum beschrieben wurden.

Wenn nun auch die ernst zunehmende Erzählungskunst sich neuerdings an den lockenden Stoff heranwagte, so kam der Anstoss von aussen und wie so oft, ist es bekanntlich auch hier wieder Zola gewesen, der in seinem Roman l'argent dem Dämon der Börse nicht zaghaft und tastend näher trat, sondern ihn mit seiner ganzen brutal-genialen Kraft anpackte und nach seiner berühmten Methode zergliederte.

Man darf ruhig behaupten, dass ohne Zola die beiden deutschen Börsenromane nicht oder nicht so geschrieben worden wären. Wenn Alberti, ich möchte sagen, um sich selbst über das, was er dem grossen Franzosen verdankt, hinwegzutäuschen, sich um so fester an Freytag's Roman anklammert, so wandelt er doch überall da, wo er nicht blos eine moderne Copie von „Soll und Haben“ liefert, in Zola's Spuren. Zolling hat, um diese Abhängigkeit zu meiden,

zugleich ein Bild des modernen Gesellschafts- und Sportlebens zu malen gesucht, aber in den Eingangskapiteln, wo er den Börsensaal während einer Baissepanik schildert, auch die französische Palette nicht entbehren können.

L'Argent fesselt vornehmlich durch die Figur Saccard's unser Interesse. Man könnte ihn einen Cesare Borgia der Börse nennen, und durch seine geniale Frechheit und Rücksichtslosigkeit, die nimmer rastende Kühnheit seiner Spekulation kann man sogar eine Sympathie für ihn erklärlich finden, wie sie einst berühmten Räuberhauptleuten und laut Lombroso noch jetzt berüchtigten verwegenen Verbrechern von schönen Frauen und jungen Brauseköpfen gelegentlich entgegen getragen wird. — Weder Anton Wohlfahrt, der Held von Alberti's Roman, noch der Generalconsul Lenz, den Zolling in den Mittelpunkt seiner Handlung gestellt hat, können es mit Saccard aufnehmen. Vielleicht entspricht dies der Wirklichkeit, wie denn die Berliner Bankerotteurs und Depotspekulanten an die spitzbübische Genialität der Panamaschwindler nicht heranreichten. Sowohl in Anton wie in seinem Gegenpart Blumenreich und dem Generalconsul steckt ein gewaltiges Stück Philister. Höchstens Blumenreich würde auf die Worte jenes österreichischen Industriellen schwören, dass keiner Millionär würde, ohne die Traille des Zuchthauses mit dem Ärmel gestreift zu haben. Blumenreich und Lenz stehen übrigens als Vertreter des gewerbsmässigen Börsenspiels dem Commerzienrat und Anton Wohlfahrt gegenüber, die nur zaghaft und aus Neugier ihr Glück in den trügerischen Sälen Fortunas versuchen.

Eine gedrängte Inhaltsangabe dürfte die gleichen Züge beider Romane noch stärker hervortreten lassen.

Anton Wohlfahrt, den wir am Schluss von „Soll und Haben" als Gemahl Sabinen's und Mitinhaber der Firma Schröter verlassen haben, ist nach dem Tode seines alten Chefs und Freundes alleiniger Besitzer des Geschäfts geworden, aber im Laufe der Jahre macht er die traurige Entdeckung, dass die Blüte der Provinzgeschäfte endgültig vorüber ist und die Bilanz mit jedem Jahresschlusse ungünstiger ausfällt, und so entschliesst er sich kurzer Hand in die Residenz überzusiedeln. Hier wirft er sich ganz dem Grosshandel in die Arme und tritt mit dem jüdischen Spekulanten Blumenreich in Geschäftsverbindung, der ihn zu einer höchst gewagten Unternehmung verleitet mit der ausgesprochnen Absicht, Anton zu Fall zu bringen. Blumenreich's Frau ist nämlich die Tochter jenes Hirsch Ehrenthal und frühere Braut Itzig Veitels, dessen unsaubre Machenschaften Anton seiner Zeit aufgedeckt hatte, und das einzige Ziel Frau Blumenreich's ist es jetzt, sich an Anton, der sie übrigens nicht wieder erkannt hat, zu rächen, weil er ihren Vater und Bräutigam in den Tod getrieben. Durch die heuchlerische Maske der Freundschaft getäuscht, geht Anton auch richtig in die von dem schlauen Börsianer ihm gestellte Falle und sieht sich eines Tages so gut wie völlig bankerott; aber Fink, sein alter Freund, der sich inzwischen auf seinen polnischen Gütern zu einem Fürsten der Agrarier emporgearbeitet hat, greift ihm unter die Arme, während Blumenreich, von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht und durch seinen edelmütigen Sohn zum bessern bekehrt, freiwillig auf die Früchte seines unsaubern Coups verzichtet. — Ähnlich geht es dem Commerzienrat in Zollings Roman. Vom einfachen Arbeiter hat er sich zum grossen Fabrikbesitzer emporgeschwungen, siedelt aber auf den Wunsch seiner Gattin und Tochter, die nach den Genüssen der Grossstadt lechzen, aus der Rheinprovinz nach Berlin über. Hier lässt er sich durch den Generalconsul Lenz zum Börsenspiel und zum Eintritt in eine Aktiengesellschaft verleiten, verliert aber wie Wohlfahrt, sobald er den Boden der soliden geschäftlichen Thätigkeit verlassen, sein ganzes Vermögen. Lenz, der sich gleichfalls verspekuliert, scheut nicht vor einer Brandstiftung zurück, um durch die Vortheile einer hohen Assekuranz seine pekuniäre Lage zu verbessern, aber von Gewissenspein gefoltert und schliesslich gerichtlich verdächtigt geht er freiwillig in den Tod.

In Alberti's Roman lassen sich die meisten Figuren, soweit sie nicht überhaupt dieselben wie in „Soll und Haben" sind, auf die Freytag'schen Urtypen zurückführen. Der Privatdozent Blumenreich, ein selbstloser und edel gesinnter junger Mann ist niemand anders als Bernhard Ehrenthal aus „Soll und Haben", und der schurkische Rechtsanwalt Dr. Tinkély hat mehr als einen Zug mit dem verkommenen Advokaten Hippus und mit Itzig Veitel gemein. Blumenreich selbst ist eine Copie des alten Hirsch Ehrenthal mit einem Stich ins Moderne. Man wird dem Dichter deshalb keinen Mangel an Erfindung vorwerfen dürfen. Denn wie er durch das thatsächliche Herübernehmen der Hauptfiguren aus „Soll und Haben" zeigte, war es ja seine Absicht, uns die altbekannten Personen im modernen Milieu vorzuführen: aber den Vorwurf müssen wir Alberti machen, dass er es nicht verstanden hat, uns diese Hauptpersonen als lebenswahre und lebensvolle Gestalten vorzuführen. Sie kommt uns so entsetzlich deplaciert vor, in der Reichshauptstadt, diese biedere Provinzialfamilie, so dass wir mehr als einmal zweifelnd den Kopf schütteln, ob sie wirklich den grossen Sprung ins moderne Leben gethan hat. Ob solche Versetzungen grosser Firmen von der Provinz in die Residenz häufiger und verhältnismässig schnell und ohne Schwierigkeiten vorkommen, und der alte Baum auf dem neuen Boden gut gedeiht, wenn der Giftbaum Börse ihm mit seinem Schatten Luft und Licht zu nehmen droht und die pilzartig emporschiessende, unsaubere Concurrenz ihn zu umklammern und niederzuziehen sucht, das wage ich im Allgemeinen weder zu bejahen noch zu verneinen: nur dass weiss ich, dieser schemenhafte und eigentlich jeder Charakteristik entbehrende, waschlappige Anton Wohlfahrt, wie ihn Alberti geschildert hat oder vielmehr erraten

lässt, ist keinesfalls der Mann, ein solch kühnes Unternehmen ins Werk zu setzen. Alberti's Roman gleicht darin gewissen schlechten französischen Gesellschaftscommödien, dass der Bösewicht die einzige Figur im Stücke ist, die uns greifbar plastisch entgegentritt. Letzteres gilt bei Alberti höchstens für den juristischen Gauner Dr. Tinkély und bedingter schon für Blumenreich und Frau, die aber eben nur den Wert einer guten Copie beanspruchen können. Namentlich in dieser Hinsicht, der Kunst des charakterisierens verdient Zolling's Roman bei Weitem den Vorzug, da er durch allerhand farbige und glänzende Bilder und allerhand kleine bedeutsame Züge, die Schilderung zu brleben weiss. Ich denke hier z. B. an eine Szene, Sitzung des Verwaltungsrats einer Aktien-Gesellschaft. Der Vorsitzende, der Generalkonsul Lenz lässt ein grosses Porteteuille mit Dokumenten, Rechenschaftsberichten etc. am Tisch herumgehen, aber keiner der Herren wagt es, sich von dem Inhalt zu überzeugen und man ist förmlich peinlich berührt, als ein neueingetretenes Mitglied den schüchternen Versuch macht, den Verschluss zu öffnen. Nur der Konsul und sein buckeliges Faktotum wissen, dass die Mappe blos mit wertlosem Papier gefüllt ist. Ausgezeichnet gelungen ist namentlich die Charakteristik der genusssüchtigen, trägen und leichtfertigen Tochter des Kommerzienrats. Einige jener modernen Frauen, die um alles in der Welt nicht Mutter werden möchten, die ihren Männern nichts weniger denn Gattinnen sind, ihren Vätern nur soweit Töchter, als sie vom väterlichen Geldsack profitieren und selbst ihren Liebhabern nur soweit Geliebte, als ihre Eitelkeit und Sucht nach Abwechselung befriedigt wird; dabei natürlich nervös bis zur Hysterie und Morphiomanie. — Auch solch fesselnde Momentphotographien, wie das Charlottenburger Hürdenrennen und das Gelage der Kunstreiter hat Zolling's Buch vor dem Alberti's voraus. Letzterer ist, wie schon seine früheren Romane und seine theoretischen Schriften lehren, stärker auf die Arbeitsmethode Zola's eingeschworen. Nichts ist für den grossen Franzosen bezeichnender, wie Georg Brandes treffend hervorgehoben hat, als wie er das jeweilige Sujet seiner Romane, mag es nun der „Garten des Paradieses“, die „Markthallen“ die „Goldfliege Nana“ oder die „Lokomotive“ sein, unumschränkt in den Mittelpunkt stellt und öfters zur kühnsten Symbolisierung und Identifizierung mit der umgebenden Welt benutzt. Den Eindruck des gespenstisch Fürchterlichen, riesengross alles Verwirrenden, den das Grosskapital mit den Augen Zola's gesehen macht, erhalten wir durch die Schilderung der deutschen Romanziers nicht, weil beide einerseits weder die Gestaltungskraft eines Zola besitzen, noch ihre Helden sich mit so gewaltigen Unternehmungen, wie Saccard mit seiner asiatischen Bank, dem dichterisch genial antizipierten Panamaschwindel sich befassen lassen. Da ist ihm z. B. Max Kretzer in seiner prachtvoll anschaulich geschilderten Vernichtung des kleinen Gewerbebetriebs durch die Grossindustrie in „Meister Timpe“, bedeutend näher gekommen. In einem aber stimmen alle drei überein, nämlich in der Erkenntnis, dass im Schatten des Giftbaums Börse das Volk nicht in seiner Tüchtigkeit zu finden ist und dass die von ihm geernteten Früchte nicht glücklich machen. Die drei Spekulanten, Saccard, Blumenreich und Lenz nehmen ein Ende mit Schrecken Die andern, wie Anton Wohlfahrt, die noch mit einem blauen Auge davongekommen sind, werden die verführerischen Säle Fortunas künftig gewiss wie einen Pesthauch fliehen. Und wie hat uns Zola den allgewaltigen Börsenfürsten Gundermann geschildert? Als einen bejammernswerten matten Mann, der in Folge eines unheilbaren Leidens auf alle Genüsse verzichten muss, und sich nur von Milch und Grütze nähren darf! wahrlich, über dem Roman der Börse könnten als Motto die Worte stehen, mit denen der verstorbene Schmidt-Weissenfels in seiner Geschichte des modernen Reichstums, die Spekulation charakterisiert: „Das Spiel hat in dieser wie in Börsenart weniger eigentlich mit Reichtum als mit Elend zu thun, denn was dadurch gewonnen wird, pflegt nicht zu geniessendem Besitz zu werden. So steigen Finanzmänner zu Millionären empor und stürzen auf einmal in die Armut, so gebieten Spekulanten und Spieler heut über grosse Schätze und haben morgen keinen Pfennig, wenn nicht noch Schulden und Verbrechen sie in die Tiefe des sozialen Abgrunds ziehen!“

Sterne.

Durch des schweren Fenstervorhangs Spalte
Stiehlt ein flüchtiger Blick sich in das Dunkel,
In die Wintermitternacht, die kalte.
Durch dieselbe schmale Fensterspalte
Stiehlt sich eines einzigen Sterns Gefunkel
In die warmerhellte Dichterklause.
Sei willkommen, goldner Gast von oben.
Hier sind Sterne immer wie zu Hause,
Immer werden Hände hier erhoben,
Flehende, zu euch, ihr ewigen Lichter.
Führer, Freunde, Warner uns und Richter.

Hamburg. **Gustav Falke.**

Heidegänger.

(Dem Freiherrn Detlev von Liliencron.)

Frühregen tropfte sacht auf gelben Ginster,
Ein rauher Nord stob wirr um Haar und Wangen,
Und Regenwolken jagten grau und finster,
Da bin ich langsam stillen Pfad gegangen.
Der Wettersturm die jungen Aeste bog.
Ein Krähenschwarm flog schreiend auf und nieder,
Doch mit mir durch die ferne Heide zog
Der Frühlingsodem deiner Lieder.

Da fühlt' ich, was an lichten Sonnentagen
Nur ahnend leis die Seele mir durchflossen,
Mein jubelnd Herz dir froh entgegenschlagen,
Mir war's, ich sei verwandtem Stamm entsprossen. —

Und was an Hohem, Schönem mich durchbebt,
Das fand ich da so märchenprächtig wieder,
Was traumhaft nur in tiefer Brust gelebt,
Im Frühlingsodem deiner Lieder.

Nun mag der Sturm die jungen Aeste rütteln,
Der Krähenschrei mir in die Ohren gellen,
Ich stehe fest und lass' die Wetter schütteln,
Bis sich des Tages graue Nebel hellen.
Was tief im Herzen nach Gestaltung ringt,
Was in der Seele wogt mir auf und nieder,
Das ist es, was dir gern entgegenklingt
Im schlichten Worte meiner Lieder. —

Hamm (Westfahlen). **Uhlmann-Bixterheide.**

Kraftnatur.

Dem Knechte, der mit schwielenvoller Hand
Die Pflugschar durch den harten Boden lenkt,
Der arm vielleicht in Fühlen und Verstand,
Nur seinem Ackerland Beachtung schenkt,
Dem Fährmann, der mit ruhevollem Blick
Tagein tagaus dieselbe Furt durchquert,
Den stillen Seelen ist das stille Glück,
Die Ruhe der Zufriedenheit beschеert.

Sie alle, deren Blick am Boden klebt,
Sie, denen ihres Herzens ganze Welt,
Sich täglich gleichend, mit dem Zeiger hebt
Und ruhig mit dem Zeiger wieder fällt,
Sie sorgen nicht, es stürzt ihr Glück nicht ein,
Die Eiche knickt der Sturm und nicht das Moos;
Ihr Glück ist sicher, denn ihr Glück ist klein
Und wurzelt ruhig in der Erde Schoss. —

Die Seelen aber, die Begeisterung
Aus dieser Erde starren Fesseln hebt,
In denen eines Weltalls Pendelschwung
Erzittert und das Leid der Zeiten bebt,
Sie, die titanenhaft vom dunklen Thal
Traumhaften Fluges in den Himmel schaun,
Sie jauchzen laut und leiden tiefe Qual,
Wenn jene still ihr karges Feld bebaun;

Sie kennen nicht das Lächeln halbbewusst;
Ihr Glück ist das Umfangen einer Welt;
Ein Sonnenglanz geht aus von ihrer Lust,
Der tröstend rings in tausend Herzen fällt.

Da senkt sich jäh ein Leid vom Sternenzelt,
Dem Sonnentage folgt Gewitternacht,
Der Wolken Tross verfinstert ihre Welt,
Die Sterne schwinden, dumpfer Donner kracht, —
Ein wilder Sturz vom Glück ins tiefste Leid,
Das doppelt gross, weil die Erinnrung lebt. —
Und doch kein Weinen um Zufriedenheit,
Ob auch ihr Bild verlockend nahe schwebt,
Und doch in der Verzweiflung tiefster Qual
Ein Jauchzen noch um das verlorne Glück,
Kein Sehnen nach der Ruhe fernem Thal,
Und im Verscheiden noch ein Dankesblick. —
Und um den Ort, wo eine Kraftnatur
Im Grabe scheinbar ihrem Drang entsagt,
Da fühlt von ihrem Geiste eine Spur
Der Wandrer noch, der um den Edlen klagt,

Dort tönt der Drossel Sang so feierlich,
Und bunter glänzt der Blumen zartes Kleid, —
Und heimlich regt ein stilles Sehnen sich
Und mischt sich strahlend in das Herzeleid.

Hamburg. **Johannes Gläser.**

Schicksal.

Still ist's — der Mond allein nur hält noch Wacht —
Wie ruht der Teich so sanft in milder Nacht —
Kein Lüftlein streicht im Finstern um das Moor —
Die Weide schweigt, es schweigt das schwanke Rohr —
Es brechen durch das schmale Laub der Erlen
Des lichten Mondes silberbleiche Strahlen,
Die auf des Teiches schwarzer Flut wie Perlen
In ungewissem Flimmerglanz sich malen.

O möge immer diese Ruhe walten,
O möge stets der Sturm im Zaun sich halten!
Doch kommen muss der Tag, wo er erbraust,
Wo in der Erl' er und im Rohre zaust.
Dann jage, wilder Sturm, dann jage, jage!
Es macht ein Gott, dass du erbraust —
Einmal zerreisst die Kette froher Tage
Das Unglück doch mit jäher Faust.

Frankfurt a. O. **Walter Eichner.**

Kinder des Heute.

Wir opfern dem strahlenden, rosigen Heute
Mit jubelndem Reigen und Bechergeläute,
Die glühenden Stirnen mit Rosen bekrönt.
Kein klagendes Gestern! Kein mahnendes Morgen!
Wir ruhen im Lichte des Heute geborgen,
Von schwellendem Wohllaut beseligt umtönt.

Wir opfern begeistert dem ewigen Schönen:
Den lichten Gebilden, Gedichten und Tönen,
Lebendiger Lippen blühendem Rot. —
Wir kosten der Erde glücklodernde Gluten;
Und müsste die Brust auch im Morgen verbluten,
Entführte ein göttliches Leben der Tod.

Bremen. **Johann Wiegand.**

Nachtgedanken.

In mitternächt'ger, tiefer Einsamkeit
Blick' ich hinauf zum schwarzumwölkten Himmel.
Mir ist zu Sinn, als wär' ich längst gestorben,
Als irrte körperlos die Seele, nackt, umher,
Umsonst zurückverlangend in die traute Heimat,
Wo, ach, die Blumen süss und üppig blühten,
Und wo am Firmament die Sterne nächtens
Mich tröstend grüssten mit dem süssen Licht;
Wo in der Christnacht hell die Lichter strahlten,
Den gold'nen Schimmer leuchtend wiederspiegelnd
In selig-frohen, grossen Kinderaugen
Und dann im Lenz die wilden Nachtigallen
Ihr süsses Minneleid aufjubelnd schluchzten! —
— Ach! längst ist's Herbst geworden! Zitternd flieht

Die arme, körperlose, nackte Seele
Im weiten Weltall ruhelos umher!
Dahin für ewig Wärme, Liebe, Heimat! —
— Es rauscht der Nachtwind schaurig in den Bäumen
Und heulend jagt er durch das Heideland,
Nicht Frieden findend — meiner Seele gleich!

O Sturmwind, nachtgebor'ner, wilder Sturmwind,
Auf deiner Irrfahrt um die weite Erde
Nimm meine heimatlose Seele mit,
Dass sie sich dir in gleichem Leid geselle! —

Fordon. **Magda Fuss.**

Was geht dich meiner Seele Frieden an?

Du tratest in mein einsam dunkles Leben,
Ein lichter Strahl vom goldnen Himmelszelt.
Durch deine reiche Liebe blühte wieder
Mir eine neue, wundersame Welt.

Es war ein schönes Ineinanderleben
Voll tiefen Seelenfriedens, voller Ruh. —
Nun stehe ich seitab in tiefem Trauern,
Du wandtest längst dich neuen Sternen zu.

Und unbekümmert ziehst du deine Bahnen.
Was hätt'st du mir denn auch zu Leid gethan?
Ich bange nur um meiner Seele Frieden! — — —
Was geht dich meiner Seele Frieden an?

Dresden. **Alma Kriesche.**

Frühlenz.

Die Luft ist still. Die Lerche singt
So schläfrig ihre Lieder;
Es blickt des Schlosses Giebelturm
Aus Nebelwolken nieder.

Und um die Tannen, welche rings
Ihr dunkles Haupt erheben
Die Nebelstreifen, dicht und weich,
Wie Silberschleier schweben.

Tief unten geht das Mühlenrad
Einförmig stets im Kreise.
Der Müllerbursche singt dabei
Ein Lied nach alter Weise.

Es fährt ein Bauer über's Feld,
In fernem Dunste ragen
Gespenstern ähnlich, rabenschwarz
Die Pferde und der Wagen.

Am Bergeshange, ästig, kahl,
Gleich einer Spinne kauert,
Ein Krüppelbaum, d'ran spärlich noch
Das Laub des Vorjahrs schauert.

Die frischen Halme nur am Rain
Wie müde lichter glimmen,
Da Schloss und Wälder allgemach
Im Nebeldunst verschwimmen.

Die Flur ist noch so schlummermüd, —
Schon will der Lenz sie wecken,
Sie aber hüllt sich tiefer ein
In schwere Nebeldecken.

Horn (N.-Österr.) **Hanns Weber.**

Herzensfrühling.

Hoch über mir ein Falter fliegt,
Er ist so gar alleine. —
Und ich, ich weiss wohl, dass mir liegt
Im Sinne nur die Eine.

Ich weiss, ich weiss wohl, was mich freut,
Seh' ich die Schwalben bauen
Und über mir den Himmel heut
So lenzeswonnig blauen.

Möcht ich's doch in den Lenz hinein
Aufjubelnd singen, schwören,
Dass keiner glücklicher. — Doch nein:
Es könnte Einer hören.

Dresden-N. **Carl Th. Schulz.**

Die Blume der Hoffnung.

Der Frühling ist ins Land gekommen
Mit Blumenpracht und Sonnenschein,
Doch nimmer ward sein Gruss vernommen
Im dunklen düstern Kämmerlein.

Die Hände betend fest verkettet,
Auf die des Auges Thräne rinnt,
In Kissen tief und weich gebettet
Ruht krank und bleich des Hauses Kind.

Am Morgen in des Lenztags Frühe
Hat man ein Sträusschen ihr gebracht,
Damit auch ihr ein Frühling blühe
Nach langer harter Winternacht,

Damit auch sie nach bangen Tagen
Des Lenzes lichte Boten schaut,
Damit auch ihr nach all den Klagen
Ein Frühling in die Seele taut.

Und wie da grünen, wie da sprossen
Die Knospen, die vom Frühling voll,
Da jauchzt, was lang die Brust verschlossen,
Das Glück, von dem die Seele schwoll.

Und wie die Blüten lind sich ranken,
Und wie das Auge leuchtend glüht,
Da ist auch in der Brust der Kranken
Der Hoffnung Blume aufgeblüht.

Oschatz, Sachsen. **Otto Rühle.**

Morgenwanderung.

Ich wandre frisch im Morgengolde
Bergaufwärts hin am Waldessaum;
Mein Sehnen malt, du ferne Holde,
Dein leuchtend Bild mir still im Traum.

Es flüstert fröhlich in den Zweigen
Der Morgengenien luft'ger Chor,
Als träfe traut bei muntrem Reigen
Dein warmer, sanfter Laut mein Ohr.

Und aus dem Ätherglanz hernieder
Jauchzt mir in's tiefste Herz hinein
Ein Lerchenton, wie deiner Lieder
Goldperlenroll'nder Klang so rein.

Und wie der Himmel dem Gefilde
Den schönsten Prachttag heut verspricht,
Strahlt mir dein Blick, der heitre, milde,
Ein Zukunftsglück voll Märchenlicht.

Anmutig diese sonn'gen Büsche
Hauchgleich ein bunter Falter streift,
Wie deiner Seele Zauberfrische
Leicht über Staub und Schwere schweift.

Da schwankt, herzhaft vom West umschmeichelt,
Ein Zweig grad übern Wegesrand,
Hat weich die Wange mir gestreichelt,
Zart wie nur deine Sammethand.

Vom Garten dort ist hergeflogen,
Leis wie des Lichtes Wellen gehn,
Ein Fliederduft in feinen Wogen,
Süss wie dein wonnig Atemwehn.

Ein Freund, der um mein Glück sich mühte,
Hat freud'ger sich der Wind geregt
Und eine ros'ge Apfelblüte
Mir neckend auf den Mund gelegt.

Und schauerselig kommt's geronnen
In golddurchstrahlter, würz'ger Luft
Und hält das Herz mir hold umsponnen,
Warm wie dein Kuss voll Maienduft.

Und von der Höh' durch blühnde Weiten
Auf morgenfrohem Frühlingswind,
Fühl' ich die Seele jubelnd gleiten
Lenzfrisch zu dir, du Sonnenkind.

Wörmlitz b. Halle a. S. **Theodor Renneberg.**

Der goldne Tag ging scheiden.

Der Pirol flötete im Hain,
Der Mai ging durch die Fluren,
Als, fremdes Kind, im Wald allein
Wir durch die Wellen fuhren.
In deiner Näh' zog wunderbar
Durch's Herz mir Lust und Leiden,
Du warst so schön, so schlicht, so wahr —
Der goldne Tag ging scheiden.

Getrennt durch Ferne, Zeit und Raum
Sah oft dein Bild ich gleiten
Durch meiner Seele wachen Traum
Sich stilles Glück verbreiten.
Mich trug der Sehnsucht Zaubermacht
Zu Strom und Uferweiden,
Doch mir im Herzen stand die Nacht —
Der goldne Tag ging scheiden.

Und wieder zog im Maienschein
Ich durch den Wald nach Jahren,
Im Boot ein schwarzer Totenschrein
Kam durch die Flut gefahren.
Dein Name schlug ans Ohr mir klar,
Es rang mein Herz vor Leiden,
Du warst so schön, so schlicht, so wahr —
Der goldne Tag ging scheiden.

Cottbus. Ewald Müller.

Idyll.

Ein Hüttlein steht im blühenden Thal,
Von duftenden Hecken umzogen —
Und mit dem scheidenden Sonnenstrahl
Da ist der Jäger vom Berg zu Thal
Zu dem Hüttlein, dem Hüttlein gezogen.

Es schlingen die Sterne am Himmelszelt
Den farbendunkelnden Reigen —
Ein Träumen wallt durch die schlummernde Welt,
Es zieht durch das knospende, blühende Feld
Der Nachtigall Sang aus den Zweigen.

Er bläst in das Horn! Ein jubelnder Sang
Ist jauchzend durchs Thal gegangen.
Und als er fernüber im Walde verklang,
Da hält der Jäger im laubigen Gang
Die Liebste, die Liebste umfangen.

Allertshofen. Hugo Bach-Friedbergs.

Der Zeisigfänger.

Der alte Vogler eilt voll Hast
Mit Vogelleim und Sprenkelbund
Hinunter in den Erlengrund
Wo traurig bang — auf Zweig und Ast
Ein Zeisigvölkchen heiser schreit:
Ade, du schöne Sommerzeit!

Im Hinterhalt versteckt, geduckt, —
Lockt er die hungermatte Schar
In's aufgespannte Pferdehaar,
Das dienstbereit zusammenzuckt.
Es treibt, es drängt des Hungers Weh,
Grossflockig fällt der erste Schnee.

Der Freiheit hat er schon beraubt
So manchen Zeisig; — doch zur Frist
Er selbst in's Garn gegangen ist.
Es fiel das Netz ihm über's Haupt. —
Er ahnt es nicht, der alte Thor,
Dass er den Tod in's Herz sich fror.

Würben o./S. **Carl Klings.**

Federzeichnung.

Nach der Schule spielten Kinder
Auf der Strasse, gross und kleine,
Gendarme, Räuber, Indianer,
Pferd und Kutscher an der Leine.

Pferde mussten sein die Kleinen,
Kutscher waren nur die Grossen,
Diese peitschen ihre Pferdchen
Auf die hinten off'nen Hosen.

Im Vorüberschreiten dacht' ich,
Wie es schon die Kinder treiben,
Werden auch im Staat die Kleinen
Stets im Joch der Grossen bleiben.

München. **Heinrich von Reder.**

Spatzenmoral.

Von seinem Nest am Scheunendach
Ein Spatz sah einer Weihe nach,
Die eine Taube just zerrissen —
Dann piepste er zu seiner Brut:
Dass Ener keins mit Taubenblut
Beflecke je sein rein Gewissen.
Wir Spatzen halten auf Moral —
Pst — eine Mücke! Seht einmal,
Das war ein wirklich feiner Bissen!

Meran. **Fritz Eberhardt.**

He un Se.

Priegnitzer Mundart.

De lewe Sünn wär unnergohn.
De Vullmohn köm von Osten her
Un güng dörch'd dichte Stärenmeer
Bedächtig sien bekannte Bohn.

De Blärer rög'n sich nich in'n Bom,
Still sünd de Vögel, lütt un grot,
Schoop, Perd un Köh, de ligg'n as dod,
De Minschen ligg'n in'n depen Drom.

Doch een Minsch wär, de Ruh nich fünn,
He söcht in Wald un Feld ümher;
He wüsst nich, wo se blewen wär,
Se, de sien alles wär, sien Sünn.

Wo härmt he un wo grämt he sich!
„Kumm her, kumm her!" flecht lut un sacht
He trurig rinner in de Nacht. —
As Antwort köm det Echo t'rügg.

He kek noh'n Mohn. „Wat lachst denn du
„So dörch de Wulk? Du weetst gewiss,
„Du weetst gewiss, wo se jitzt is.
„So wies se mi un schaff mi Ruh."

De Mohn, de schöw de Wulk geschwin
An'd Siet un seggt: „Da geiht se jo!
Da geiht se jo! Goh ehr doch noh!"
He güng ehr noh un holt se in.

He kek se gor to fründlich an,
Leggt üm ehr'n Hals dunn sienen Arm,
Un drückt se, ach, so lew un warm,
Un se drängt dicht an em sich ran.

Se treckt em ilig mit sich fort
In d' Gras. Dunn set't se sich an d' Er'.
Un he stünn glücklich neben ehr
Un seggt ehr männig sötes Wort.

Den Mohn, den deckt de Ogen to
Een Wulk; de Nachtigall, de schlög
So söt, un lang de Tön se tög;
Un he un se, de wär'n so froh.

De Nachtigall schweg werrer still;
De Mohn steg immer höger rup,
Un he un se, se stün'n beid up
Un güng'n noh Hus un harn't so hill.

Se kömen glücklich an. Wo froh
Wär He! Weg wär all Angst un Weh!
Wer wär denn He? un wer wär Se? —
He wär Johann un se sien Koh. —

Berlin. **Hermann Graebke.**

Unseren Gegnern der zeitgenössischen Litteratur ins Stammbuch.

Unlängst rühmte ein bekannter Litteraturhistoriker in einer Kritik den „N. l. Bl." nach, dass sie trotz der ausgesprochenen Vorliebe für die jüngere Dichtung nicht gegen die ältere und deren Vertreter den Knüttel schwinge. Nun, auch durch die litterarischen Kämpfe der Gegenwart zieht sich der Sehnsuchtsdrang nach „Versöhnung, Duldsamkeit und gegenseitigem Verständnis zwischen den verschiedenen Gegnern. Aber „es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Die jungdeutsche Dichtung, d. h. die **Dichtung der Gegenwart**, wird sich nicht eher des Kampfes bezw. der Abwehr enthalten können, als bis einer gewissen Professorenkritik in den gelesensten Tagesblättern und in dickleibigen litterarhistorischen(!) Werken sehr zweifelhaften Wertes für immer das Handwerk gelegt ist. So lange z. B. ein gewisser *Prof. Dr. Emil Wolff* im „Hamb. Corr." sich nicht scheut, einen Dichter wie Detlev von Liliencron mit seinem Kritikastergift zu bespritzen und sich bemüht, ihn in den Tümpel hochschullehrerhaften Unverstandes zu ziehen, so lange ein gewisser *Prof. Dr. Fr. Kirchner*, Dozent der Humboldtakademie in Berlin (Germania verhülle dein Haupt!), sich erdreistet, mit Phrasengewäsch und einem ganzen Apparat von Unwahrheiten unsere gegenwärtige Litteratur, soweit sie ihm nicht passt, — weil er sie nicht verstehen kann — in dickleibigen Werken herunterzureissen, so lange wird's nicht Frieden geben. Ich könnte noch eine Reihe ähnlicher ehrenhafter Männer nennen, doch diese scheinen mir für alle typisch zu sein. Beide sind **Auch**dichter, der eine macht in Oberlehrerdramen und Liedern der Treue, der andere in allem möglichen. Nur nach einer Seite hin steht vielleicht der Kritiker(!!??) Prof. Dr. Fr. Kirchner noch unter seinen Kollegen, zur Ehre unserer deutschen Hochschullehrer dieser Qualität sei's hervorgehoben, er ist hoffentlich der einzige, der sich bei dem „Blasen der Flammen aus seinem Aschenhäufchen" nicht einmal des eigenen Windes bedient. Plagiate grösster Art, — zu deutsch litterarischer Diebstahl —, wie sie in seinen letzten Werken „Gründeutschland" und „Die Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" geboten werden, sind selbst nach Prof. Thoms Attentaten seligen Angedenkens in diesem Umfange noch nicht dagewesen. Und diese leistet sich

ein Mann, der selbst eine „Ethik" und das in 16! Auflage verbreitete Buch „Erkenne dich selbst" schrieb. Mit der einst gerühmten deutschen Professorengründlichkeit ist's herrlich weit gekommen! Dem ehrlichen Gegner, mag er auch mit noch so scharfen Waffen fechten, wird jeder Angegriffene seine Achtung nicht versagen, über Gegner, wie Prof. Dr. Kirchner sich zu entrüsten, hiesse ihnen ein Verdienst zusprechen, der Freund unserer zeitgenössischen Litteratur hat für die Angriffsweise solcher Männer nur noch — — Verachtung. Mögen unserer zeitgenössischen Litteratur aber in den weitesten Kreisen, besonders in der Tagespresse Kritiker erwachsen, die ihr mit Verständnis und Wohlwollen gegenübertreten. Den anderen Männern aber mögen Ovid's Worte in den „Metam." 6.376 gelten.

Br. F. H

Eingesandte Neuerscheinungen.

Anna Nitschke, Zur Pflege des Familiensinnes. Guhrau 1894, Verlag von Max Lemke.

Wilhelm Wolf, Gesammelte musikästhetische Aufsätze. Stuttgart 1894, Verlag von Carl Grüninger.

Benno Rüttenauer, Siebenschön. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. Preis Mk. 2.

Grillparzer's sämmtliche Werke. Lieferungen 1 und 2. Stuttgart 1894, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlg. Nachfolger.

Paul Falck, Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker **Wilhelm von Lenz**. Eine Anregung. Zürich 1894, Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz." Preis Mk. 1.

Martha Renate Fischer, Die Aufrichtigen. Eine Bauerngeschichte. Stuttgart 1894, Verlag von Adolf Bonz & Comp. Preis Mk. 3,60.

Karl Alb. Burgherr, Frühlingsstimmen. Erstlingsgedichte. Basel 1894, Druck von Emil Birkhäuser.

Karl Storck, Seelenbilder. Dichtungen. Mit einer Abhandlung über das Psychodrama. Strassburg 1894, Druck und Verlag von Müller. Herrmann & Cie.

Johannes Wedde, Gesammelte Werke. I. Band. Persönliches (Gedichte). Hamburg 1894, Verlag von Hermann Grüning. Preis Mk. 4,50 eleg. geb.

Dr. Cäsar Flaischlen, Neuland. Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Berlin 1894, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis Mk. 5, geb. Mk. 5,75.

Fr. Arnold, Eine neue Messiade. Berlin 1894, Kommissions-Verlag des Bibliographischen Bureaus. Preis Mk. 4.

Max Dreyer, Drei. Drama in drei Aufzügen. Berlin 1894, Verlag von S. Fischer. Preis geh. Mk. 1,50.

Gabriel Finne, Die Kinder des Doktor Wang. Roman. Berlin 1804, Verlag von S. Fischer. Preis Mk. 3.

J. P. Baum, Der Geisterseher. Friedenau-Berlin 1894. Verlag von G. Bohres.

Carl Arno, Aus dem Leben. 2. Aufl. München 1894. Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 3.

Marie Conrad-Ramlo, Feuer! Eine Klostergeschichte. München 1894, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Sep.-Conto. Preis Mk. 1.

(Verzeichnis der eingegangenen Zeitschriften in nächster Nr.)

Litterarische Rundschau.

Otto Roquette, der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" feierte am 19. April in Darmstadt seinen 70. Geburtstag. Bei dieser Gelegenheit kam sein neues Schauspiel „Die Schweden in Altorf" zur Aufführung.

In Elberfeld ward am 9. April unter grossartiger Beteiligung der 60ste Geburtstag von *Emil Ritterhaus* gefeiert.

Am 29. März feierte *Ludwig Büchner*, der bekannte Verfasser des Buches „Kraft und Stoff", seinen 70sten Geburtstag.

Im vergangenen Monate hat der Tod unter den älteren deutschen Dichtern eine grausame Ernte gehalten. Am 14. April starb plötzlich in Rom an einer Herzlähmung nach längerem Leiden *Adolf Friedrich Graf von Schack*. Der bedeutende Dichter, Gelehrte und Förderer der Kunst, der Freund alles Edlen und aller Edlen seiner Zeit gehörte auch zu den hervorragendsten Gönnern der „N. l. Bl." Die gegenwärtige Nummer sollte ihm gewidmet sein, ein unveröffentlichter poetischer Beitrag wurde nur noch erwartet. da traf statt dessen die traurige Nachricht ein, dass der edle Dichtergreis im 79sten Lebensjahr gestorben sei. Wir werden in der nächsten Nummer auf die Wirksamkeit des treuen Beschützers aller Kunstbestrebungen zurückkommen. Die Leiche des Dichters ward am 25. April in dem Erbbegräbnis zu Strahlendorf bei Schwerin beigesetzt.

Am 5. April ging ihm der bekannte Dichter *Friedrich Wilhelm Weber* in seinem 81sten Lebensjahre im Tode voran. Geheimrat F. W. Weber, der Dichter des in sechzig Auflagen verbreiteten lyrisch-epischen Gedichtes „Dreizehnlinden" ward am 26. Sept. 1813 in Alhausen bei Driburg in Westfalen geboren, war lange Zeit Brunnenarzt in Lippspringe und gehörte von 1861 bis zum vorigen Jahre der Zentrumsfraktion des preuss. Abgeordnetenhauses an. Auch seine letzte poetische Erzählung „Goliath" erschien in zwölf Auflagen.

Am 7. April starb der Jugendschriftsteller und feinsinnige Berliner Künstler *Oskar Höcker*, am 12. April der schwäbische Dichter und Ästhetiker *Ludwig Pfau*, der sich besonders durch die treffliche Verdeutschung von Claude Tillier's „Mein Onkel Benjamin" verdient machte und am 13. April Prof. *Philipp Spitta*, einer der hervorragendsten Musikgelehrten unserer Zeit.

Er war der Sohn des bekannten Liederdichters K. J. St. Spitta und ward 1841 geboren. Sein letztes Werk, das er kurz vor seinem Tode beendete, war eine grosse Operngeschichte.

Das diesjährige *Preisausschreiben* der *„Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“* hatte die Einsendung von 11 Dichtungen zur Folge. Über das Resultat der Prüfung wird die nächste Nummer berichten. Näheres enthält bereits die „Psychodramenwelt“ vom 1. Mai (Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlg [Gustav Winter] in Bremen).

Die „Deutsche Romanbibliothek“ veröffentlicht gegenwärtig den neuen Roman „Das braune Annerl“ von *Franz Wiechmann*. Nr. 21 brachte zugleich Bild und Biographie des in Ermatingen (Kanton Turgau) lebenden Dichters.

In den nächsten Tagen erscheint von *Arthur Pfungst* ein neuer Band Gedichte im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig unter dem Titel „Neue Gedichte!“

Von *Kurt von Rohrscheidt* erscheint im Verlage von Liebeskind-Leipzig in kurzem das epische Gedicht „Satans Erlösung:“

Die Aufführung von *Gerhard Hauptmann's* Drama „Die Weber“, die unser verehrter Mitarbeiter *Karl Kraus* am Karltheater in Wien vor geladenem Publikum vorbereitete, ist von der Behörde verboten worden.

Das strafgerichtliche Verfahren gegen *Konrad Telmann's* Roman *„Unter den Dolomiden“*, wegen Gotteslästerung ist nicht wie bei Strindberg u. a. wieder eingestellt, sondern über den Redakteur der „Dortmunder Ztg:“ ist (da Telmann in Italien lebt) Gefängnisstrafe verhängt worden. Die Buchausgabe des Romans wird ungehindert verkauft.

Unter zahlreicher Beteiligung ward am 22. April in Wiesbaden das *Bodenstedt*-Denkmal enthüllt.

Die Rubriken „Dichter der Gegenwart“ und „Litter. Zeitungsschau“ mussten aus technischen Gründen diesmal ausfallen und werden in nächster Nummer ausführlicher gegeben werden.

Beurteilungen.

Paul Wilhelm *(W. Dworaczek). Dämmerungen*, Gedichte, E. Pierson's Verlag, Dresden und Leipzig 1894.

Dass Paul Wilhelm ein talentvoller Lyriker ist, davon überzeugte mich der erste Einblick in sein Buch. Als ich dieses eingehend durchstudierte, fand ich jedoch neben reifen Ähren sehr viel tauben Spelt.

Tiefem Empfinden, einer dunklen Melancholie entquellen die Lieder Paul Wilhelms. Aber die Empfindung, oft gesteigert zu einer schönen starken Leidenschaft, verliert an andren — leider sehr vielen — Stellen ihre von Herzen kommende Ursprünglichkeit und weint sich aus in krankhaften, unerquicklichen, sentimentalen Reflexionen. Und dementsprechend die Form: Dort natürlich hinfliessend, klar, Gefühl und Gedanken knapp und scharf wiedergebend, hier eine langatmige, konventionelle, geradezu dilettantenhafte Diktion. Gedichte, die des Verfassers dichterische Vorzüge vereinigen, sind z. B. *„Nun bin ich müd“*, *„Silhouetten 1, 2, 3“*, *„Durch den Tannenwald geht es“*, *„Komm' meine treue Fiedel“*, *„Des Blinden Bitte“*, *„Der Erlenstrauch:“* Beispiele von sentimentaler Reimerei könnte ich leider sehr viele aufzählen.

Die *sozialen* Gedichte sind Paul Wilhelm durchweg misslungen. Das sind Phrasen ohne Logik, ohne Leben!

Dann möchte ich Paul Wilhelm noch raten, den Zusammenhang der Gedanken in seinen Gedichten stets zu wahren und Überflüssiges, die Stimmung Störendes fortzulassen, ferner sich vor Trivialitäten und Prosaismen zu hüten und vor allem vor Formen wie „ums Herze mein“ (!!) und wie: „zeiget“, „ziehet“ (vergl. hierzu: „Silhouette 6“, „Am Meer“, „Silhouette 9 und 4“, „Warum ich singe“, „So du — als ich“, „Die Wolke“).

Das dramatische Gedicht: „Faust und Ahasver“ (am Schluss der Sammlung) ist gross gedacht und empfunden. Der erste Teil leidet allerdings an grossen Unklarheiten und Auseinanderzerrungen unwesentlicher Momente. Im zweiten Teil, der ebenfalls hätte kurzer gefasst sein können, ist die Sprache plastisch und symbolisch tief, die Szenerie lebendig und stimmungsvoll. Ahasver, der personifizierte Pessimismus, der rastlose grüblerische, selbstquälerische Geist, tritt Faust, dem personifizierten Optimismus, dem himmelstürmenden Gottessucher, dem schöpferischen, geniessenden Lebenstitanen entgegen. Zu ihnen gesellt sich Mephistopheles, der ewige Spötter. Die Freude am Leben ist der Geist des Lebens selbst, der Leben schafft: mit diesem Gedanken schliesst das Gedicht. In ihm bekundet P. Wilhelm, dass er auch als Dramatiker resp Epiker Gutes zu leisten vermag.

Berlin. Hans Benzmann.

Lyrika: 1. Liebe und Arbeit. Gedichte von *Fritz Schultze*. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. 2. *Armin Werherr*, Gedichte. Würzburg. Stahelsche Universitäts-Buchhandlung. 3. *Otto Schlotke*. Blüten vom Wege. Leipzig. Verlag von Artur Seemann. 4. *Leon Vandersee*, Für Dich. Ein Liederbuch. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Wer als Kritiker gewohnt ist, den lyrischen Erscheinungen der Gegenwart mit einem gewissen Unbehagen gegenüber zu treten, wird es wohl erklärlich finden, wenn er sich seine Prachtbändchen, — denn das sind heutzutage äusserlich fast alle Gedichtssammlungen, wenn auch weniger als ursprüngliches Verdienst der betreffenden Verleger — nach besonderen Gesichtspunkten ordnet. Die obengenannten Gedichtssammlungen haben mein Innerstes nicht wild erregt, meine Ideenwelt nicht auf abgelegene, unbetretene Bahnen geführt, aber ich kann nicht leugnen, sie haben mir manche erquickliche Stunde verschafft; denn jede der genannten Gedichtssammlungen enthielt mehr oder weniger echte lyrische Perlen, merkwürdigerweise das Buch, das am vornehmsten ausgestattet ist, *Schlotke's* „Blumen vom Wege", die wenigsten. Manche dieser Blumen vom Wege waren offenbar noch nicht erblüht, manche auch wohl, wie S. 31 das „Piratenlied" mit dem Unkraut verwechselt. Und dann das fatale Dilettanten-„E", „zerstiebet, geliebet, sinket, ungehöret u. s. w. Otto Schlotke zeigt in manchem schönen Gedichte, besonders in denjenigen, die den Volkston treffen, dass er das gut vermeiden könnte. Vielleicht ringt sich der anscheinend jugendliche Dichter noch zu grösserer Klarheit und zu besonderer Eigenart durch.

Einen weit ungetrübteren Genuss verdankte ich dem Liederbuche von *Leon Vandersee* trotz des schwermütigen Klanges der meisten Lieder. Aber fast alle Gedichte werden in tadelloser, klangvoller, wenn auch wenig wechselnder Form geboten, und auch ein wenig Leidenschaft, wie in den Liedern „Weisse Rosen", erklingt in ihnen. Ich könnte eine ganze Reihe schöner Lieder aus diesem Buche nennen, doch begnüge ich mich damit, „Nach Jahren (S. 60), „Einsame Tage" (S. 63) als solche zu bezeichnen.

Eine ausgereifte Poetennatur zeigen die Gedichte von *Fritz Schultze's* „Liebe und Arbeit!" Wenn ich besonders auch in der ersten Abteilung „Liebe" manches Gedicht des gar zu abgebrauchten Gedankens wegen gern vermisst hätte, so erfreuen doch fast alle Gedichte durch den Zug echter Männlichkeit, der ihnen innewohnt. „Mann, *sei* ein Mann" (S. 118) und „Hymne an das Meer" (S. 214) geben am besten des Dichters Schaffensart wieder. „Weh', dass ich Epigone bin" ruft der Dichter in dem satirischen „Schlussgesange des Epigonen" aus; ich freue mich, konstatieren zu können, dass Schultze ein Epigone in der Bedeutung vom blinden Nachtreten nicht ist.

Als einen gemütsvollen, tief empfindenden Poeten lernte ich *Armin Werherr* in seinen „Gedichten" kennen. Einen neckischen ungezwungenen Humor atmen viele der kleinen, volkstümlichen, sangbaren Lieder, doch auch manche ernste, zu Herzen gehende Weise findet sich in dem stattlichen Bande. Am besten gefielen mir die glutvollen Rhapsodieen „Der gefesselte Riese" und „Prometheus", sowie das längere erzählende Gedicht „Fritz Hollis"! Von den vier Büchern werde ich das letztere wohl noch oft in einer stillen Stunde vom Bücherbrette nehmen, und doch stehen dort mehr Gedichtssammlungen, als der Leser ahnen mag.

Hamburg. Georg von Borry.

„Holzwegtraum": *Ein Sommernachtsgedicht von Wilhelm Jensen.* 2. Aufl. *Berlin, Verlag von Emil Felber.*

Der bekannte Romancier wird kaum selbst erwarten, dass das vorliegende Bändchen von Publikum und Kritik als ebenso vollwichtige Schöpfung aufgenommen werden wird, wie seine grösseren Prosaarbeiten. Vielmehr macht dies „Sommernachtsgedicht" ganz den Eindruck eines gelegentlichen launigen Einfalls, behaglichen Stunden entsprossen. Es ist eine lyrische Satire, die, wenn sie auch nur mit einigem Geschick aufgebaut ist, stets ein dankbarer Vorwurf sein wird. Das ganze läuft auf eine Verspottung allzu romantischer Dichtungen hinaus. Der Gedanke ist nicht neu und nicht ganz zeitgemäss, — die heutige Satire kämpft gegen andere Richtungen. Indes bringt Jensen den litterarischen Scherz mit so viel Liebenswürdigkeit, dass man das Ziel gern als nebensächlich betrachtet. Der Form nach ist das Werkchen ausserordentlich echt, — ein süsses Liebhaberbändchen, 96 grünumrandete Seiten flüssiger, oft recht drolliger Trophäen.

An einigen Stellen erhebt sich die Dichtung auch zu ernstgemeinter, feiner und wirkungsvoller Stimmung.

Nun wird sich Jensen freilich hier und da die Frage gefallen lassen müssen, wo wohl der ursprüngliche Romantiker aufhöre und der spottende Schalk anfange. Und das ist eigentlich der hübscheste Witz des „Holzwegtraumes", dass der Verfasser gerade auch auf sich, — wer will's wissen, ob gewollt, ob ungewollt! — seine Satire gemünzt hat.

In summa ein artiges Büchlein, das, ohne gerade Aufsehen zu erregen, von manchem mit Vergnügen gelesen werden wird.

Bonn. Willy Hennighausen.

Aus grauer Vorzeit. Sechs Erzählungen aus dem ersten Jahrtausend n. Chr. von *Franz Weber.* Frankfurt am Main, Druck und Verlag von Gebrüder Knauer. 1894.

Die „graue" Vorzeit liegt bekanntlich noch hinter dem „finsteren" Mittelalter. Letzteres haben wir uns freilich — Dank Scheffel, Wolff und Baumbach — gewöhnt als eine feuchtfröhliche und flotierende Zeit zu betrachten, voll Minnesangs und allerlei süssen Spektakels. Der grauen Vorzeit dagegen stehen wir noch etwas frostiger gegenüber. Es entspricht daher auch unserer Anschauung, wenn wir hier lauter düstere Stoffe finden. Es sind sechs epische Erzählungen in gewandt und anmutig fliessender Versform, welche sämtlich tragische Schicksale von fünf

Heldinnen und einem Helden behandeln. Diese Bevorzugung des Tragischen zeigt uns, dass der Dichter wenigstens nicht auf die Gunst des grossen Publikums spekuliert, sondern nur poetisch verherrlicht, was ihn wirklich innerlich ergreift. Dem entspricht auch die schlichte, vornehme Vortragsweise des Ganzen, die sich frei hält von jeder Tendenz und Parteilichkeit, wie sie bei manchen dieser heiklen, zwischen Christentum und Heidentum schwebenden Stoffen nahe gelegen hätte. Der Verfasser ist beiden gerecht geworden, indem er nur das rein Menschliche schildert, das ohne jedes Pathos für sich selber spricht. So hat er es verstanden, uns ebenso ergreifend die Bekehrung der heiligen Asra zum Christentum zu schildern wie das Verbrechen St. Gallischer Mönche an der freien Künstlernatur Viktas. Er weiss, ohne jeden Aufwand von Gelehrsamkeit, die sich nur am Ende des Buches in einem bescheidenen Glossar äussert, uns „längst vergangene Zeit zur Gestalt werden“ zu lassen, was bei der heutigen übergrossen Vorliebe für moderne Probleme den Leser angenehm und wohltuend berührt. Prächtige, stimmungsvolle Landschaftsbilder und Naturszenerieen, in richtiger Weise aus dem geistigen Auge der Helden herausgeboren, finden sich überall eingestreut. Es sind nicht die verschwommenen Gestalten der Büchergelehrsamkeit, sondern markige kraftvolle Figuren eines wahren Heldenzeitalters, die uns überall entgegentreten, und diesem ihrem Charakter entspricht auch die Sprache, die sie — notabene ohne Stabreime — führen. Nur scheint uns das löbliche Bestreben, jede Eintönigkeit zu vermeiden, den Dichter zu einem allzu häufigen Wechsel der Versform verführt zu haben. Wenn zum Beispiel in der „Asra“ die reimlosen Trophäen und Jamben plötzlich in richtige, gereimte lyrische Gedichte übergehen, so empfinden wir eine unberechtigte Störung unserer einheitlichen Stimmung, weil die innere Nötigung zu diesem Wechsel fehlt. Doch das sind nur formale Ausstellungen, die dem Eindruck des Ganzen keinen Abbruch thun. Die freundlichen Goldlichter reiner und schöner Liebe, welche uns diese Stoffe aus grauer Vorzeit mit wohlthuendem Glanze durchhellen, lassen uns schliesslich das Buch mit voller innerer Zufriedenheit aus der Hand legen.

Ermatingen. **Franz Wiechmann.**

Nur diese Nacht. Schwank in einem Akte von *Carl Pitlik* und *Heinrich Plach.* Linz a. d. Donau, Verlag von E. Mareis.

Die Doppel-Autorschaft an einem Bühnenwerke unterliegt immer Bedenken. Glücklicherweise ist im vorligenden Schwanke die Einheit der Handlung dadurch nicht beeinträchtigt worden. Derselbe ist flott geschrieben, die geschaffenen Verwickelungen sind äusserst erheiternd, der Humor ist frisch, natürlich und frei von Lascivitäten — alles, was man von einem Schwanke verlangen kann. Ich wünsche den Autoren eine baldige Aufführung ihres Werkes und empfehle dasselbe zu diesem Zwecke allen Vereinen und kleineren Bühnen.

Dabrun. **Richard Erfurth.**

Kaleidoskop. Novellen von E. Merx. Leipzig 1893. Verlag von Robert Claussner.

Die Novelle „Früh verlobt“, mit welcher die Sammlung eröffnet wird, verdient den Vorzug vor den übrigen. Der Theologe Hermann Dollmer, Sohn eines armen Dorfschullehrers, die Hoffnung seiner Eltern und seiner Braut, wird Hofmeister im Hause des Freiherrn von Felseck. Wie der Jüngling, dessen Charakter noch nicht hinlänglich gestählt ist, den fremden Einflüssen unterliegt, wie er in Leidenschaft zur Baronin Felseck erglüht, wie er nach und nach den Zusammenhang mit den Seinen, ja mit seinem ganzen früheren Leben verliert, wie der zum Katholiszismus übergetretene Baron Arthur dies benützt, um ihn zu veranlassen, sich dieser Religion zuzuwenden und Jesuit zu werden, all' dies ist anziehend und nicht ganz ohne psychologische Kunst geschildert. Besonders anmutig geschrieben, Idyllen im besten Sinne des Wortes, sind die Teile der Novelle, in welchen wir mit den Eltern Dollmer's, seiner Braut und ihrem bescheidenem Heim Bekanntschaft machen.

Die Novellen „Pfleger und Pflegerin“ und „Ein modernes Aschenbrödel“ handeln von Müttern, die gerne Schwiegermütter, von reizenden Backfischen, die gern gnädige Frauen werden möchten, von Tanzunterhaltungen, Ausflügen auf das Land und Gesellschaftsabenden. Die Damentoiletten, die bei solchen Gelegenheiten doch das Wichtigste sind, werden, wie es sich geziemt, mit innigem Verständnis und liebevoller Genauigkeit beschrieben. Schliesslich wird tüchtig darauf los geheiratet, und dies ist ja nicht nur im Leben, sondern auch in der Litteratur, insbesondere in der Backfischlitteratur, die Hauptsache.

Horn (N.-Österr.) **Hanns Weber.**

Adolf Knabenhans. *Unterhaltungen eines Gefangenen,* aus dem Französischen übersetzt. Verlag von Eduard Moos, Zürich 1894.

Was soll die deutsche Litteratur mit solchen Büchern! Frivole Liebesabenteuer eines französischen Kapitäns, hier und da gewandt und flott erzählt, brutale Zoten dazwischen, die nur Handlungsreisende im Eisenbahnabteil in behagliche Stimmung versetzen, das ist der Inhalt dieses Buches. Nichts von der Komik der Situation, der plastischen Szenerie und Stimmungsmalerei, der scharfen Charakterzeichnung und dem satyrischen Witz des Decameron. Das Buch ist aus dem Französischen übersetzt. Man sollte es glauben; denn wie der Inhalt frivol ist, ist die Diktion und Satzkonstruktion unverständlich durch Gallizismen und wörtlich übersetzte französische Vocabeln. Also auch die Übersetzung taugt nichts.

Berlin. **Hans Benzmann.**

Lenz in Briefen. Von Dr. *F. Waldmann* (Zürich, Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz". 1894.)

Die Litterarhistoriker haben sich mit J. M. R. Lenz in so ausgiebiger Weise befasst, dass man täglich von einer Lenzlitteratur und Lenzforschung reden kann. Wäre es nun nicht schon die litterarische Bedeutung des unglücklichen Livländers, welche unser Interesse für ihn beanspruchen kann, so ist sein ganzes Lebensgeschick, in welchem sich die „Sturmesdrangperiode" zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts zum guten Teil verkörpert, geeignet ihn als ringenden Menschen uns näher zu bringen; dies um so mehr als er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in näherer Berührung stand. Sein Verhältniss zu Goethe und Friederike Brion allein ist schon Grund genug nicht achtlos an ihm vorüberzugehen.

Dr. Waldmann hat es sich nun als Aufgabe gestellt — „weniger für exakte Lenzforscher als für gebildete Lenzfreunde" wie er sagt — charakteristische Stellen aus Briefen von und über Lenz zusammenzustellen und so von des Dichters Leben gewissermassen ein Briefmosaik zu bilden. Manchmal sind die gemachten Auszüge jedoch — allerdings mit Willen — etwas knapp gehalten. Im Gegensatze zu der Ansicht des Herausgebers bin ich gerade der Meinung, dass die weitschweifigen Sentimentalitäten, wie wir sie in Briefen aus jener Zeit zu finden gewohnt sind, nicht minder wesentlich sind bei Lenz, wie die einfache Registrierung von Thatsachen. Allein die Absicht, welche Dr. Waldmann verfolgt hat, ist erreicht und vielleicht wird durch den Inhalt des Buches mancher dazu angeregt den Eigenschöpfungen Lenzens näher zu treten. Dem Litterarhistoriker wird die Sammlung übrigens als Nachweisbuch behufs rascher Orientierung bequeme Dienste leisten.

Zürich. **W. Lüdegger** (Dr. W. Bolza).

Illustrierte Volksausgabe von Meisterwerken aus den Litteraturschätzen aller Nationen. Litteraturverein „Minerva." Geschäftsleitung: S. Gerstmann's Verlag, Berlin W., Corneliusstrasse 5. Preis der Lieferung *10 Pfg.*

Vor mir liegen in dieser neuen, reich illustrierten Ausgabe Kleist's Kätchen von Heilbronn und Der zerbrochene Krug, Schillers Tell, Goethes Götz von Berlichingen und Hermann und Dorothea, d. s. 13 Lieferungen mit ca. 20 Vollbildern nach Gemälden erster Meister (z. B. Adolf Menzels Bilder zum zerbrochenen Krug), zahlreichen guten Holzschnitten, geschmackvollen Titelvignetten, litter. Einleitungen von Prof. Dr. A. Stern und Dr. Ludw. Lenz, ausserdem in gutem Druck, auf schönem holzfreien Papier für *nur Mk. 1,30;* denn jede Lieferung kostet *10 Pfg.* Hoffentlich findet dieses Unternehmen, das die besten Litteraturschätze in schönster Ausstattung in die weitesten Kreise tragen will, die Unterstützung eines *jeden* Litteraturfreundes. Für Mk. 5,20 jährlich wird man Mitglied des Vereins „Minerva", erhält als solches in 52 Lieferungen 20 abgeschlossene Meisterwerke, und unterstützt ein Unternehmen, das unserer Litteratur nur von Segen sein kann. Von der Geschäftsleitung ward auch die Veröffentlichung geeigneter Werke zeitgenössischer Dichter vorgesehen. Ich habe besonders den einen Wunsch, dass die Minervahefte auch überall da Abnehmer finden, wo bisher gew. Schauerromane von den Kolporteuren angebracht worden sind; der Preis ist derselbe, aber während sonst dafür nur ein Päckchen schlechten Papieres mit vollständig wertlosem Inhalt geboten ward (ich nehme die Erzeugnisse des Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften aus), erhält der Abnehmer jetzt einen kostbaren Hausschatz fürs ganze Leben und eine Bibliothek, wie sie sonst nur reiche Leute haben.

Br. **F. H.**

Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. 2. unveränderte Auflage. Berlin 1894, Verlag von Hans Lüstenöder. Gross 8°, 228 Seiten; Preis Mk. 2.

Der bekannte Verfasser, der im letzten Jahrzehnte besonders durch sein Eintreten für eine gesunde Schulreform sich grosse Verdienste erwarb und sich als Leiter einer verbreiteten Tageszeitung durch die hohe ideale Auffassung seines Berufes vor vielen andern Herausgebern auszeichnet, zeigt in dem oben genannten Werke, wie er sich den Aufbau einer praktischen, sittlichen und ästhetischen Weltanschauung auf dem Deutschgedanken vorstellt. „Sittlich leben und streben", das ist die Grundforderung, die die einzelnen Aufsätze des Buches durchzieht, und an den grossen Fragen unserer Zeit sucht der Verfasser unser Deutschtum zu messen. Tiefe Erkenntnis der Schäden unserer Zeit, das heilige Feuer der Begeisterung und der tiefe Ernst eines warm für sein Volk empfindenden deutschen Mannes zeichnen die Aufsätze des Buches aus, das selbst der Gegner nicht ohne mannigfache Anregung aus der Hand legen wird.

Bremen. **Erich Bardowick.**

Die Gesellschaft. Monatschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik. X. Jahrgang 1894, Heft 3 mit dem Portrait *Max von Egidy's.*

Inhalt: M. G. Conrad, Italiens Sturz. — Max Herold, Zur Lage der Landwirthschaft in Preussen. — Justus Heinrich, Sein und Schein im Schulwesen. — H. Häfker, Anarchismus und Christentum. — Gedichte von Karl Bleibtreu, Ottokar Stauf v. d. March, Hugo Kegel, Peter Merwin, W. A. Hammer, Karl Maria, J. M. Hofmiller, A. Matthes, M. G. Conrad. — Ein Bekenntnis. Skizze von F. v. Reventlow. — Die verkaufte Seele. Von Gottlieb Steeger. — Ordnung. Von M. von Egidy. — Das Unanständige in der Kunst. Von Martha Asmus. — Drei süddeutsche Romane. Von M. Schwann. — Aus dem Münchener Kunstleben. (M. G. Conrad.) — Berliner Theater. (Paul A. Kirstein.) — Wiener Theater. (Karl Kraus.) — Kritik.

Das Zwanzigste Jahrhundert. 4. Jahrg. Heft 6. Verlag v. Hans Lüstenöder, Berlin W. 30, Elssholzstrasse 2 (Am Botanischen Garten).

Zur Antikritik.

(In eigener Sache.)

Für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

(Siehe „Die Grenzboten“ vom 22/III 1894.)

Der Redakteur der „Grenzboten“ besitzt die Liebenswürdigkeit, unter dem obigen Titel sich mit den „N. l. Bl.“, deren Herausgeber und seinen jüngeren Mitarbeitern auf fast sechs Seiten Grenzbotenpapier zu beschäftigen. Die „N. l. Bl.“ prangen in dieser Zeitschrift nicht auf dem sogenannten „schwarzen Brette“, dem Tummelplatze Wustmann'scher Wortklauber und Geschmacksdenunzianten, sondern werden diesmal bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarre (war es nicht eine Upmann?) eingehender zu „einem Erlebnis“ verarbeitet.

Wer wissen will, in welcher Zeit ein gewissenhafter(!), ernster(!) Kritiker(!) die ersten fünf Nummern des II. Jahrganges der „N. l. Bl.“ *sorgfältig* prüft, „Kritik um Kritik bis zur letzten Seite“ erwägt, kann es vom Redakteur der „Grenzboten“ erfahren: so lange wie das Feuer einer Zigarre reicht. Er hat sogar dabei Excerpte gemacht, die es freilich verraten, dass zur Stärkung der schwachen Redaktionsnerven eine Tasse Kaffee herhalten musste.

Nachdem Herr Namenlos an meinem in Versen gegebenen *Leitartikel* der Nr. 3 nachzuweisen versucht hat, dass ich das Zeug zu einem Dichter (Herr Kollege, ich bin zerknirscht!) nicht besitze, macht er sich darüber her, den Grenzbotenlesern zu zeigen, wie sehr ich Stil- und Geschmacksverderber bin, wie sehr es auch meine jüngeren(!) Mitarbeiter sind und wie die „N. l. Bl.“ die „zeitgenössische Litteratur erklären.“ Das letztere macht er sich durch ihm gerade geeignet erscheinende, aus dem Zusammenhange herausgegriffene Sätze sehr leicht. Ich übergehe die liebenswürdigen Anzapfungen des liebenswürdigen Plauderers über meinen Stil und meinen Geschmack, da ich gern auf die Anerkennung verzichte, von der „Blässe“ des sogenannten guten(!) Geschmackes eines Grenzbotenredakteurs angekränkelt zu sein. Dass ich mir Stilsünden habe zu schulden kommen lassen, will ich gern eingestehen, will mich auch nicht entschuldigen, sondern redlich mich zu bessern versprechen. Hoffentlich leistet sich dann mein Kritiker in Zukunft auch nicht mehr ein solches Stilungeheuer, wie es der zweite Satz seines Artikels ist, wie . . . . . Doch ich gerate in Gefahr, in das Fahrwasser meines gestrengen Herrn Kollegen zu kommen; deshalb führe ich mir schnell Matth. 7, 3–5 zu Gemüte, dem Grenzbotenredakteur das Lesen dieser guten Worte gleichfalls warm empfehlend.

Obgleich es kaum möglich sein wird, dem Herrn Namenlos das A und O einer subjektiven oder objektiven Kritik beizubringen, da er es von vornherein verschmäht, sich die Frage vorzulegen, welche Ziele die „N. l. Bl.“ verfolgen und dann zu erwägen, ob dieses Ziel ein gutes ist und ob es zweckmässig und richtig verfolgt wird, so muss ich wenigstens seine Verdächtigungen gegen einige meiner Mitarbeiter auf das Entschiedenste zurückweisen. Durch welche litterarische Thaten glaubt der Herr Redakteur berechtigt zu sein, die Kritiken meiner gewissenhaft, wenn auch oft rein subjektiv urteilenden. „lieben“ (jawohl, Herr Kollege!) Mitarbeiter als „frei von jeder ängstlichen Rücksicht auf Geschmack und Stil und ähnlichen Kleinigkeiten“ zu bezeichnen? Etwa durch seine Thätigkeit als Grenzbotenredakteur? Oder spricht nur diese eigenartige Überhebung, bezw. Unverfrorenheit aus ihm, weil nicht alle meine Mitarbeiter das grenzbotenmässige Alter, bei dem der Geburtstag „um so und so viel Jahrzehnte“ zurückliegen muss, aufzuweisen haben? Die Geheimnisse der Taufscheine, die sein „Kürschner“ verriet, haben ihn fast aus dem Häuschen gebracht, oder war der Sonntagsnachmittagskaffee, den er dabei trank, zu stark geraten? Jedenfalls würde keiner meiner Mitarbeiter derartig leichtfertig urteilen, auch wenn der Autor, dessen Werk er zu würdigen hätte, Jahrzehnte jünger ist, als der Rezensent.

Im übrigen mag sich der Grenzbotenredakteur beruhigen: die „N. l. Bl.“ sind nicht weniger reichsdeutsch gesinnt und nicht weniger treue Hüter deutschen Stils, deutscher Wesenheit und guten Geschmackes, als seine Zeitschrift. Wenn sie sich aber weniger bestreben, langweilig, steif und altehrwürdig daher zu stolzieren als die Grenzboten, so ist das jedenfalls ein Vorzug, der den Lesern zu gute kommt. Ist es mir persönlich doch nicht immer möglich, die einst so gerühmten „Grenzboten“ zu verdauen; daher kommt es auch, dass ich erst jetzt, nach vier Wochen, das sogenannte „Erlebnis“ ihres Redakteurs geniesse, für den, trotz eifrigen Versenkens in „Knigge's Umgang mit Menschen“ die Übersendung eines Beleges eine einfache Anstandspflicht nicht zu sein scheint. Dem Weisen genug.

Br. F. H.

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. Juni 1894. Nr. 9.



Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter“ erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3 — Fr. 3,75 = Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama“, deren Organ die „N. l. Bl.“ sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt“ durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Nochmals die Null im Haushaltungsplan.

Motto:

Unsere edle deutsche Sprache ist bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsere besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt, und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebendige Sprache regeln, ihren Umgang versüssen und erheitern sollen.

Herder, Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.

Zu meiner Freude hat man in manchen Kreisen, wie mir eine Anzahl Zuschriften kündeten, die im letzten Leitartikel gegebenen Gedanken einer eingehenden Besprechung wert erachtet. Da es mir leider nicht möglich ist, auf die zum Teil recht umfangreichen Meinungsäusserungen eingehend zu antworten, bitte ich an dieser Stelle dafür meinen verbindlichsten Dank entgegen zu nehmen. Die Beobachtung, dass selbst wohlhabendere Familienväter eine Ausgabe, die zur Befriedigung bezw. Erwekkung litterarischer Bedürfnisse dient, nicht in Voranschlag bringen, blieb unwiderprochen, nur über die Höhe einer solchen Summe gingen die Meinungen auseinander. In zwei Briefen ward mit trefflichen hauswirtschaftlichen Gründen ein Betrag für die verschiedensten Haushaltungen berechnet und sogar eine Berechnung angefügt, wie vorteilhaft Verleger und Schriftsteller fahren würden, wenn *jede* deutsche Haushaltung es sich zur Aufgabe setzte, durchschnittlich nur ein bis zwei Werke der besseren gegenwärtigen Litteratur im Jahre zu erwerben. Leider sind wir jedoch von einer derartigen Anteilnahme des deutschen Publikums an den litterarischen Erscheinungen recht weit entfernt, und dass sich bei der grössten Anstrengung aller Litteraturfreunde und Volksbildungsvereine solche erwecken liesse, wird selbst der hoffnungsfreudigste Optimist nicht behaupten mögen. Wie sich jedoch viel durch gemeinsames Wirken erreichen lässt, mögen folgende Stellen aus zwei der mir über dieses Thema zugegangenen Briefe beweisen. Ein Lehrer in einem kleinen Städtchen Mitteldeutschlands schreibt u. a.: „. . . . Unsere vor zwei Jahren begründeten Volksunterhaltungsabende, sowie unsere neue Volksbibliothek, in der auch moderne Autoren vertreten sind, haben bereits wahrnehmbare Früchte getragen. Meine Gewährsmänner sind unsere beiden Buchhändler. Von ihnen hörte ich, dass z. B. noch niemals so viele Nummern aus der Hendel'schen und Reclam'schen Bibliothek bestellt wurden, selbst von Leuten, die sonst nie

ein Buch, mit Ausnahme des Kalenders, kauften, als in den beiden letzten Jahren. In einem der ersten Vorträge des nächsten Winters soll ein Vortrag über ‚Die Pflichten des Hausvaters‘ gehalten werden; Herr Pastor N., der ihn übernehmen wird, will darin auf die ‚Null im Haushaltungsplan‘ hinweisen, glaubt aber einen anderen Prozentsatz angeben zu müssen, als Sie es thaten und zwar bis 1000 Mark 1 %, bis 1500 Mark 2 %, bis 2000 Mark 3 % und über 3000 Mark 5 %. Da Sie sich gewiss dafür interessieren, werde ich Ihnen seinerzeit einen eingehenden Bericht in unserm Kreisblatt darüber zusenden. Hoffentlich kann ich schon nach einigen Jahren, wenn ich so viel Einblick erhalten sollte, über die etwaigen Erfolge solcher Vorschläge berichten. Wir wollen ja nicht, dass das Bücherkaufen eine Manie werde, sondern dass jeder einsehe, Bücher seien zur geistigen Erholung und Fortbildung unentbehrlich . . . . .“ Ein junger Kaufmann (kein Schriftstellerdilettant) aus einem rheinischen Industrieorte schrieb u. a.: „. . . . . . Ich glaube, wir ledigen jungen Leute dürfen in unserem Etat einen tüchtigen Posten für unsere Fortbildung ansetzen; ich habe von meiner Einnahme, die Mk. 1800 beträgt, seit einigen Jahren etwa 150—160 Mk. auf die Erweiterung meiner Bibliothek verwandt. Ins Wirtshaus komme ich freilich selten, würde dort auch schwerlich jene Genüsse finden können, die ich mir selbst zwischen meinen vier Wänden bereitete . . . .“

Mögen solche Vorbilder die weiteste Nachahmung finden.

Br. F. H.

Aus der Litteratur der Gegenwart.

Intermezzo.

Psychodramatische Humoreske von **Johann Beyer-Bremen.**

Motto: Nur kein Gegrübel,
Was es auch sei,
Wohl oder übel
Der Scherz ist frei.
(Goethe.)

(Gerührt:)

Dank, meine geehrten Herren, meinen wärmsten Dank für den herzlichen Empfang, den Sie mir, dem Ihnen völlig Unbekannten, bereitet! Ich weiss die grosse Ehre wohl zu schätzen, in Ihrer Mitte wirken zu dürfen. Ich bin Sr. Durchlaucht, unserm allergnädigsten Herrn, zu allergrösstem Danke verpflichtet, dass er mich an diese Stelle berufen, war es doch längst mein inuigster Wunsch, meine Komposition von einem so vorzüglichen Orchester aufgeführt zu sehen. Meine sehnlichsten Wünsche sind unerwartet schnell in Erfüllung gegangen. Nochmals, meine Herren, meinen aufrichtigsten Dank! — Und nun, wenn ich bitten darf, beginnen wir. Ich denke, diese eine Probe genügt, und wir setzen gleich auf morgen die Generalprobe an, zumal Ihr trefflicher Herr Kapellmeister in liebenswürdigster Weise bereits die Vorproben beendete.

(Im dozierenden Tone:)

Ich werde mir gestatten, Ihnen in kurzem den Gedankengang vorzuführen, welcher meinem Werke zu Grunde liegt. Sie wissen, meine symphonische Dichtung führt den Namen fin de siècle. Ich habe mir nämlich die Aufgabe gestellt, den fin de siècle-Gedanken, welcher das gesamte Gebiet der schönen Litteratur unserer Zeit beherrscht, auch in der lieblichsten aller Künste, in der Musik, zum Ausdruck kommen zu lassen. Ich habe daher die charakteristischen Strömungen der modernen Litteratur durch Leitmotive im Stile Richard Wagners musikalisch illustriert.

(Im erwidernden Tone.)

Originell, Herr Konzertmeister?! Ja, ja, ich glaube, so etwas ist noch nicht dagewesen; meine Schöpfung ist hochmodern!

(Weiter dozierend:)

Natürlich konnte ich da nicht in den Bahnen unserer musikalischen Klassiker verharren, ich musste etwas durchaus neues bieten, um in effektvollen Klangkombinationen und glänzender Instrumentation unsere jüngsten genialen Italiener zu übertreffen. Absichtlich habe ich meine Motive den Leitmotiven aus Wagner's „Ring des Nibelungen“ angepasst und diese im Stile Mascagni's und Leoncavallo's musikalisch weiter ausgeführt.

(Mit Befriedigung:)

Sie lächeln, meine Herren, Sie billigen meine Idee? Ja, ich habe mit Absicht unsere modernsten Meister zitiert, um zu beweisen, wie in ihren Werken der fin de siècle-Gedanke bereits deutlich zu Tage tritt. Dazu ist die Musik Wagner's, Mascagni's und Leoncavallo's jedermann bekannt, und die Wirkung um so frappanter. — Doch nun, bitte, beginnen wir mit dem ersten Satze.

(Dozierend:)

Ich ersuche Sie dringend, meine Herren, die einzelnen Motive, welche zu Anfang des Satzes eins nach dem andern unisono auftreten, recht zu betonen. Im Programm habe ich dieselben zum besseren Verständnis des Publikums in der Weise Hans von Wolzogen's, des genialen Wagnerenthusiasten, einzeln aufgeführt. Bitte, besonders das Motiv des naturalistischen Dramas, anklingend an das Wälsungenmotiv Wagners, das Motiv der erotischen Dichtung, verwandt dem Liebesmotiv aus der „Walküre“, besonders aber das Motiv des Pessimismus scharf zu markieren.

(Begeistert:)

Das letztere, frei nach dem Lindwurm des „Siegfried“, umstrickt im Verlauf des Satzes immer mehr die übrigen Motive und gelangt am Schlusse, wo alle Motive im wildesten Fortissimo durcheinanderklingen, als Siegerin zur Alleinherrschaft. Fin de siècle!

(Kurz:)

Jetzt, meine Herren, bitte! Eins! Zwei!

(Pause. Leise, wie zu sich selbst:)

Ah, vorzüglich! — Nun, bei einem solchen Orchester nicht anders zu erwarten. — Der Erfolg wird grossartig. —

(Laut:)

Verzeihen Sie, meine Herren, dass ich abklopfte! Bitte die Herren von den Bässen, die Begleitung der einzelnen Motive recht kräftig zu spielen.

(Erwidernd, entrüstet:)

Was, Herr, Oktaven?! Störend?! Aber bedenken Sie doch, gerade in den begleitenden Oktaven der Bässe besteht die Eigenart Mascagni's und der Hauptreiz seiner Musik!

(Kurz:)

Also bitte, weiter!

(Pause. Wie in sich selbst:)

Grossartig! — Durchlaucht selber anwesend — Beifall — Orden — vielleicht gar Kapellmeister dieses vorzüglichen Orchesters. —

(Laut rufend:)

Jetzt, der Lindwurm! Wollte sagen, der Pessimismus! — Forte! — Forte, forte! — Fortissimo!

(Mit grosser Befriedigung:)

So, meine geehrten Herren, ich danke Ihnen! Nicht wahr, der Schluss ist imposant? — Sie lächeln! Ein feines, verständnisinniges Lächeln! Ich sehe, Sie haben den Gedankengang meines ersten Satzes erfasst.

(Erwidernd:)

A la „Meistersinger“, Herr Konzertmeister?! Ja, Sie haben recht, das grandiose Vorspiel zu den „Meistersingern“ hat mich zum Aufbau meines ersten Satzes begeistert.

(Freundlich:)

Nun, bitte, beginnen wir gleich mit Nr. 2.

(Dozierenden Tones:)

Ich habe diesen Satz Intermezzo genannt. Das Intermezzo spielt seit Mascagni eine ganz bedeutende Rolle in der Musik. Ich habe es unternommen, dasselbe auch in die Symphonie einzuführen, und ich glaube mit Recht. Ja, ja, meine Herren, Mascagni, auf den jetzt die ganze Welt blickt, hat es mir angethan! Das Intermezzo, meine Herren, bildet gleichsam einen Rückblick auf die überwundene Periode der Romantik unserer Litteratur. Liebliche getragene Weisen ertönen im ersten Teile des Satzes. Bitte, recht zart und innig zu spielen, und dabei besonders die Terzentriolen der Streichinstrumente recht zu betonen. Gerade damit errang Mascagni seine kolossalen Erfolge.

(Mit wachsender Begeisterung:)

Dann aber tritt, getragen von sämtlichen Blasinstrumenten und kräftig unterstützt durch die Pauke, plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, das Motiv des Pessimismus auf, übertönt die zarten Weisen der Romantik und klingt am Schlusse des Satzes allein, voll und breit aus.

(Kurz:)

Nun, bitte! Eins! Zwei!

(Leise, wie zu sich selbst:)

Ah, prächtig! Das Publikum wird entzückt sein! Nun, ich erwarte es nicht anders. —

(Pause. Laut rufend:)

Jetzt, meine Herren, die Posaunen, Pauke! Fortissimo!

(Empört:)

Wer ruft meinen Namen? Unverschämt! — Schon wieder! Das ist ja des Teufels! —

(Im Tone höchster Überraschung:)

Aber wie ist mir denn? — Wo bin ich? Das ist ja meiner Wirtin Stimme! Herr des Himmels! Was ist mit mir geschehen? Wo bin ich? — Im Bette? Oder besser, vor dem Bette? Herausgefallen?! Und das alles — war nur — ein Traum? Und die Uhr — gleich Mittag! —

(Ärgerlich, mit wachsender Erregung:)

Schon wieder ruft's! Ja, ja Frau Meier! Was ist denn? Der Postbote?! So nehmen Sie doch um Himmels willen den Brief in Empfang! — Ein Packet?! Sollte gar . . . . . . Aber das wäre ja entsetzlich! — Geschwind in den Schlafrock und die Pantoffeln. — Wo ist das Packet? Her damit! O, meine Ahnung, meine Ahnung! Meine Partitur . . . . zurück von der Intendanz! Das ist ja zum Verzweifeln! Ein Schreiben dabei! Geschwind geöffnet!

(Lesend:)

„Bedauern sehr, Ihnen die eingesandte Partitur zurückgeben zu müssen. Eine derartige Programmmusik, welche von Absurditäten und musikalischen Rohheiten wimmelt, dazu fast nur aus Plagiaten von Wagner und Mascagni besteht, ist uns noch nicht zu Gesicht und gottlob niemals zu Gehör gekommen. Für dergleichen Zukunftsmusik haben *wir keine* Verwendung“

(Zornig:)

Das mir! O ihr blöden Thoren! Das mir! Zukunftsmusik!

(Mit Pathos:)

Unverstanden! So teile ich denn dein Los, grosser, göttlicher Meister! Unverstanden von meinen Zeitgenossen! Bis einst nach meinem Tode eine bessere Generation . . . . .

(Schnell, zornig:)

Was stehen Sie noch da, zu gaffen?

(Ärgerlich:)

So, 15 Pfg. für das Packet?! Warten Sie, gleich. — Doch wo ist denn mein Geld? Sapperlot, wo habe ich mein Geld gelassen? Ah, so, gestern im Café — mein letztes Geld — Zum Henken! Auch das noch!

(Rufend:)

Frau Meier, Frau Meier, geben Sie mir doch 15 Pfg.!

(Erwidernd, immer ärgerlicher:)

Was, keinen Pfennig?! Das ist ja des Teufels! Auf der Stelle geben Sie mir jetzt 15 Pfg., oder ich ziehe aus! — Was, getrost ausziehen?! Heute noch, gleich! Aber erst Miete und Schulden zahlen?!

(Verzweifelnd:)

Barmherziger Himmel, wer leiht mir 15 Pfg.!

Zum Andenken Gottfried August Bürgers.

(† 8. Juni 1791.)

„Die grössten, unsterblichsten Dichter aller Nationen sind *populäre* Dichter gewesen . . . Das giebt die echte wahre Popularität, die mit dem Vorstellungs- und Empfindungsvermögen des Volkes im Ganzen am meisten harmoniert.“ Dieser Ausspruch findet sich in den „Fragmenten und Herzensergiessungen über Poesie und Kunst“ des Dichters der „Leonore.“ Ohne die Richtigkeit dieses Satzes näher zu untersuchen, bleibt es doch Thatsache, dass er für Bürger zutrifft, ehe er gestorben war. Der Deutsche liebt sonst seine Dichter erst, wenn ihre Leyer nicht mehr klingt. „Bürger besass den Beifall des grossen Publikums in einem vorzüglichen Grade“, sagte sein liebevoller Biograph Prof. L. Chr. Althof vier Jahre nach dem Tode des Dichters in den Nachrichten von den „vornehmsten Lebensumständen“ des Dichters. Bürgers Lebensgeschichte bietet ein treffliches Bild von dem litterarischen Leben am Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Litteraturfreund sollte nicht versäumen, sie zur Erinnerung an den trefflichen Dichter wieder zu studieren.

Wie sehr aber auch damals das Banausentum sich breit machte, beweise ein Geschichtchen aus dem Jahre 1789. Bürger hatte sich in Göttingen um ein öffentliches Lehramt unter Verzichtleistung auf Gehalt beworben und besuchte zu diesem Zwecke auch den Prof. Georg Ludwig Böhmer. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der hochweise Mann: „Nicht wahr, Sie haben unter andern ein *Calendarium musarum**) ediert? Meine Tochter sagte mir, es sei sehr niedlich; denn ich selber lese dergleichen Lappalien nicht.“

Bald darauf las Bürger in Böhmers Gegenwart einige seiner ungedruckten Gedichte vor. Dazu bemerkte der kunstverständige Mann: „Ich muss gestehen, Sie haben einen ungemeinen Habitum in dergleichen Allotriis. Wo nehmen Sie denn alles das Zeug her?“

Derartige Aussprüche sind in etwas anderer Fassung auch in der Gegenwart nicht selten.

Bürgers Stern ging zu einer glücklichen Zeit auf. „Ein kühnerer Geist regte sich um diese Zeit in unserer ganzen Litteratur, gleichgesinnte Freunde begleiteten ihn und bald kam ihm der Beifall einer jubelnden Menge entgegen, die alles Neue mit der lebhaftesten Teilnahme aufnahm, und für die bei der bisherigen Eingeschränktheit so vieles neu war.“ (Aug. Wilh. v. Schlegel, Krit. Schriften 1828). Jene Litteraturepoche hat mit der gegenwärtigen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts verwandte Züge. In jenen Kämpfen versank mancher damals nicht unbekannte Name in ewige Vergessenheit und nur die wahren Dichter retteten sich in das neue Jahrhundert. Zu diesen gehört auch Bürger. Er wird auch noch leben, wenn viele unserer Tagesgrössen lange vergessen sind.

*) Bürger gab von 1779—1791 einen „Musenalmanach“, auch „Poetische Blumenlese“ genannt, heraus.

Hoffentlich erscheint unter den Schriften und Aufsätzen, die nach guter deutscher Sitte Sitte zum 100. Todestage eines Dichters herauskommen, auch eine Arbeit, die unter Zugrundelegung aller Briefe und Tagebücher aus jener Zeit, soweit sie sich auf Bürger beziehen, das Bild des Dichters und seiner dritten Gemahlin, der mit Unrecht verschrieenen Elise Hahn, gerechter und wahrer darbieten, als es die landläufige Litteraturgeschichte bisher that; denn leider haben verschiedene Pamphlete zu Anfang unseres Jahrhunderts das Bild beider zu entstellen versucht und bis auf die Gegenwart manchen Darsteller beeinflusst. Dann würde man um so viel mehr erkennen, wie recht Bürger hat, wenn er sagt:

„Wann dich die Lästerzunge sticht,
So lass dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.“

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Adolf Friedrich Graf von Schack.

(Ein Erinnerungsblatt an den am 14. April 1894 verstorbenen Dichter.)

„Mag mir die Sonne sinken — nicht vergebens
Hat sie auf Erden mir geglänzt;
Reich ward der grosse Wunderkelch des Lebens
Zum Rande schäumend mir kredenzt.

Im hehren Mai, wenn über Berg und Thale
Den Siegeszug der Frühling hält,
Stand ich anbetend nun schon dreissig Male
Vor dieser wundervollen Welt.

Klangvoll zog hin durch meiner Seele Saiten,
Was nur mit Werderuf
Glorreich-Unsterbliches zu allen Zeiten
Des Menschen Genius erschuf.

Der Liebe vollstes Glück hab' ich genossen
An Herz und Sinnen, Leib und Geist,
Mit Freunden einen Seelenbund geschlossen,
Den keine Ewigkeit zerreisst.

Am gold'nen Tag, im Sturm und in der Stille
Aus sternenhellem Nachtazur
Sprach mit dem heil'gen Munde der Sibylle
Mir Seherworte die Natur.

Ich weiss, dass über mir und mir zu Füssen
Und um mich Welt an Welt sich reiht;
Fernher ertönt zu meinem Ohr ein Grüssen
Aus dämmernder Unendlichkeit.

Und muss es sein, muss nun im Grenzenlosen
Der Lebensatem mir verweh'n,
Ich klage nicht; das Haupt bekränzt mit Rosen
Will ich von hinnen geh'n!“

Mit diesem tiefempfundenen Gedichte, das am 3. Juli 1889 niedergeschrieben und „Letzte Zeilen“ genannt ward, hat Adolf Friedrich Graf von Schack sich in dem goldenen Buche der

Stadt München verewigt. Nun ist er in seinem 79sten Lebensjahre von hinnen gegangen, und die Natur flüstert ihm keine Seherworte mehr zu. Ja, Schack war ein Seher, er gehörte zu jenen bedeutenden Dichtern, die, die Kultur ihrer Zeit mit weitem Blick umfassend, der Gegenwart ihr Spiegelbild vorhalten und auf die Zukunft mit schönheitsfreudigen Augen verweisen. In acht stattlichen Bänden ist unlängst die 2. Auflage seiner „Gesammelten Werke“,*) geziert mit dem schönen Bildnisse nach dem bekannten Lenbach'schen Gemälde, erschienen. Die Dichter und Künstlernatur, die sich aus ihnen wiederspiegelt, bleibe einer eingehenden Würdigung vorbehalten.

Der Dichter wurde am 2. August 1815, also im Jahre der Schlacht bei Waterloo, wie er selbst betont, zu Schwerin in Mecklenburg geboren. Die ersten Knabenjahre verlebte er auf dem Gute Brüsewitz bei Schwerin, das seinem Vater gehörte. Ausgezeichnete Erzieher sorgten für eine treffliche Ausbildung. Als Schack 13 Jahre alt war, zog der Vater, der zum Gesandten am Bundestage ernannt war, mit seiner Familie nach Frankfurt a. M. Auf der Durchreise durch Weimar liess sich der Knabe noch in später Abendstunde nach Goethes Wohnhause führen. Auf Wunsch seiner Eltern sollte er später eine Stellung im Staatsdienste einnehmen, ein Wunsch, der den Neigungen des Knaben durchaus nicht entsprach. Zunächst musste er das Pädagogium in Halle besuchen und bezog erst, als dort die Cholera ausbrach, das Gymnasium in Frankfurt. Gern erinnerte sich der Dichter der hier verlebten schönen Stunden. Nachdem er die Reife für die Universität, er war noch nicht 17 Jahre alt, erlangt hatte, machte er seine erste Reise nach der Schweiz und nach Italien, auf welcher vor allem sein Interesse für die bildenden Künste erweckt ward, und bezog dann die Universität Bonn, um sich juristischen Studien zu widmen. Doch folgte er bald ganz seinen Neigungen, trieb eifrige Sprachstudien (Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Sanskrit und Arabisch), widmete sich auch eigenem poetischen Schaffen und unterbrach seine Studien durch ausgedehnte Reisen, auf denen er bereits damals mit den berühmtesten Persönlichkeiten in Verbindung trat. Nachdem er noch die Universitäten Heidelberg und Berlin besucht hatte, bestand Schack 1839 die Staatsprüfung und trat in preussische Dienste. Doch die andauernden Berufs- und litterarischen Arbeiten hatten seine Gesundheit so sehr geschwächt, dass er eine längere Urlaubsreise nach Sizilien, Griechenland, Kleinasien, Egypten u. s. w. antreten musste. Nach seiner Rückkehr, im Sommer 1840, ward er zum Legationssekretär der mecklenburgischen Bundesgesandtschaft in Frankfurt ernannt und begleitete als solcher auch den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe auf einer diplomatischen Reise nach Griechenland. Nachdem Schack noch kurze Zeit als Bevollmächtigeter der beiden mecklenburgischen Grossherzogtümer in Berlin thätig gewesen war, trat er 1851 für immer aus dem Staatsdienst aus. Sein Vater hatte erst in den letzten Jahren seine litterarischen und künstlerischen Neigungen würdigen gelernt und ihn endlich selbst zu diesem Schritte ermuntert. Nun widmete er sich ganz einer ernsten und rastlosen litterarischen Thätigkeit, die er nur durch grössere Reisen unterbrach, um die Sprache, Geschichte und Litteratur der verschiedensten Völker zu studieren. 1854 folgte Schack einer Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern, seinen Aufenthalt in München zu nehmen. Hier verband ihn eine innige Freundschaft, — es sei nur an Geibel erinnert, — mit vielen bedeutenden Dichtern. Er richtete sein Leben so ein, dass er etwa die Hälfte des Jahres in München weilte, die andere Hälfte aber auf Reisen oder auf seinem Stammgute Brüsewitz verbrachte. Von seiner letzten Reise nach Rom in diesem Jahre sollte er nicht wiederkehren.

Adolf Friedrich Graf von Schack war eine hochherzige Künstlernatur. Wie er selbst in ungeschwächter Schaffenskraft herrliche Werke gab, so suchte er auch vielen andern Dichtern und Künstlern ein uneigennütziger Förderer und Helfer zu sein. Leidenschaftlich liebte er die Musik und was er für die bildenden Künste gethan hat, bezeugt als nie vergängliches Denkmal seine Gemäldegallerie in München (Briennerstr. 19), deren Erbschaft nach dem Testamente Kaiser Wilhelm II. angetreten hat.

Von dem Dichter, Künstler und Menschenfreunde Schack gilt in mehr als einer Beziehung das Schiller'sche Wort: „Nur durch das Morgenthor des Schönen dringst du in der Erkenntnis Land!“ Das Wirken des dahingeschiedenen Dichtergreises wird bei allen Litteraturfreunden immerdar in Ehren bleiben.

Br. F. H.

*) Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachf. in Stuttgart.

Ein Neuromantiker.

Skizze von **Theodor Freiberg-Sondershausen.**

Ist den verehrlichen Lesern dieses Blattes erst kürzlich in der Person von Carl Busse ein hervorragender Vertreter des Neuromantizismus gekennzeichnet worden, so will ich heute die Schöpfungen eines weiteren Vertreters dieser echt modernen — fast möchte ich sagen — Zukunftsdichtung — zu würdigen suchen. Es ist Emil Prinz von Schoenaich-Carolath. — Der Name Carolath dürfte wohl kaum einem Litteraturkundigen unbekannt sein, obwohl auch dieser Dichter es verschmäht, durch unausgesetztes Rühren der Reclametrommel die Aufmerksamkeit des Publikums systematisch rege zu halten. Zudem ist er viel auf Reisen . . . wie jeder echte Poet will er die Wunder der Ferne kennen lernen, sich an ihnen berauschen und Stoff und Ideen aus ihnen sammeln. Prinz Carolath steht heute in der Blüte seiner Jahre; er ist im Anfang der Vierziger und hat das Leben mit all' seinen Freuden und Leiden vollauf genossen. Ein reifer, männlicher Geist

spricht darum aus seinen Dichtungen, die alle wirklich erlebt und im wahrsten Sinne des Wortes „realistisch" sind. Von jugendlicher Unreife keine Spur . . . überhaupt versteht es Carolath mit seltenem Takt, Minderwertiges aus seinen Dichtungen auszuscheiden und uns nur Harmonisches, künstlerisch durchweg Vollendetes zu bieten. Seine Hauptstärke liegt wie bei Busse in der Lyrik, aber während wir uns bei jenem an der sonnigen Fröhlichkeit des Gemütes, an der flimmernden Farbenpracht des landschaftlichen Gemäldes berauschen, fesselt uns bei diesem der eigentümlich zarte, melancholische Duft, der die meisten seiner Lieder so reizvoll durchwebt. Busse ist der fröhliche Jüngling, der mit den lachenden Augen eines „grundlosen Optimismus" in die Welt sieht, und dessen Fröhlichkeit nur auf Sekunden getrübt werden kann, Carolath der erfahrene Mann, der mit den ernsten Augen des Denkers die Welt betrachtet und dem nur verstohlen manchmal ein Lächeln über das Antlitz gleitet. . . . Wir sehen ihn den tiefen Rätseln des Lebens nachspüren, ohne ihre Lösung finden zu können, und doch ist er kein Pessimist; im Gegenteil, mit unerschütterlicher Überzeugung glaubt er an ein Wiederaufstehen nach dem Tode, an ein Weiterleben im Jenseits. . . Über diesen Punkt lässt sich selbstverständlicherweise streiten; für unsern Dichter ist diese religiöse Überzeugung aber von hoher Wichtigkeit, da seine ganze Weltanschauung in ihr wurzelt. Dieses ernste, träumerische Sinnen ist der Grundzug seiner Poesie; trotzdem aber — und das ist gerade ihre Eigentümlichkeit, zerfliessen seine Lieder nicht in romantischen Nebel, sondern erwecken eine Stimmung im Leser, die diesen oft noch tagelang beherrscht — nach Goethe das Zeichen eines echten, begnadeten Poeten. . . . Man hat Carolath des öfteren einen Nachkommen Byrons genannt; ich möchte ihn eher für einen Jünger Tieck's halten; denn es ist wirklich hier die „mondbeglänzte Zaubernacht", die uns mit grossen, verträumten Augen entgegenschaut. Jeder muss diese Empfindung haben, der z. B. das prachtvolle Gedicht

> Mondschein und Giebeldächer
> In einer deutschen Stadt —
> Ich weiss nicht, warum der Anblick
> Mich stets so ergriffen hat. —

nur ein einziges Mal gelesen hat.

Auch seine Liebeslieder sind von ausserordentlicher Zartheit und Innigkeit und fast alle beherrscht von einer sanft abgetönten getragenen Melancholie. Damit bin ich zugleich auch auf den sprachlichen Wohllaut gekommen, der fast alle seine Gedichte auszeichnet. Carolath beherrscht nicht nur die Form leicht und ungezwungen, sondern hat auch ein selten feines Ohr für Klangfülle. Viele seiner Lieder mahnen in ihrer Einfachheit der Auffassung und Knappheit der Form an das Volkslied. Wahrhafte Perlen finden sich in seinen „Liedern an eine Verlorne", während sich seine „Dichtungen" durch einen schillernden Farbenglanz auszeichnen. In seinen Novellen „Tauwasser" und „Geschichten aus Moll" erweist er sich gleich Busse als feinsinniger Erzähler, der seine Charaktere stets sauber auszumalen versteht und durch eigenartige, landschaftliche Stimmungsbilder fesselt. An Produktivität jedoch steht er hinter seinem jüngern Genossen zurück; dafür ist aber das, was er bietet, wie schon oben bemerkt, ausgereift und vollendet. —

Wie gross die Bedeutung Carolath's gewesen, wird jedenfalls die unparteiische Nachwelt einmal besser und richtiger beurteilen können als wir, die wir umbrandet werden von den Wogen des Parteikampfes, aber soviel kann man schon jetzt sagen: Prinz Schönaich Carolath ist eine Dichternatur, vor der selbst die gesinnungslosesten Litteraturkuli's verstummen müssen — und das will viel heissen heute. . . .

Im Buchengrün.

Die Welle rinnt,
Der Frühling spinnt
Goldfäden durch den Wald,
Und träumend zieht,
Auf den Lippen ein Lied
Vor mir deine Huldgestalt.

Dein Blondhaar fliegt,
Der Wind es wiegt
Im Sonnengolde wie einst . . .
Mein Herz hab' Ruh',
Was ist's, das du
Erhoffst noch und vermeinst?

Durch den brütenden Hag
Im Hochmittag
Ein Windstoss raunt: du Thor —
Nie kehrt zurück
Ein grosses Glück
Dem, der es einst verlor.

Im Waldesgrund
Mit zuckendem Mund
Möcht' stürzen ich, schluchzend laut,
Zu Füssen dir,
Die heilig mir
Und längst eines Andern Braut.

Haseldorf. **Emil Schoenaich-Carolath.**

Unter der Eiche.

Unter'm dunkelgrünen Dache einer Eiche —
Über uns der seidenweiche, sommerbleiche
Blaue Himmel; duftend um uns rötlich braune
Harz'ge Fichtenstämme; — leises Grasgeraune, . .
Flügelschlagen zweier Dohlen hoch im Neste, ...
Raschelnd weht der laue weiche Wind die Reste
Vom vergang'nen Herbste übers flock'ge
Moos, — — —
Still in Frieden liegt mein Haupt in Deinem
Schoss,
Liegt auf meiner Stirne Deine Mädchenhand,
Liegen unsre Augen liebend unverwandt
Ineinander; still in Frieden ziehen Lieder

Sommersinnig, liebesinnig hin und wieder
Durch die sonn'ge Seele mir, ...
mit grauem Stifte
Schreib' ich eines nieder, lass es in die Lüfte
Laufen mit den dürren Blättern um die Wette
„Grüss' die Welt vom Glück!" — — — — —
An Deiner goldnen Kette
Zieh' zum Kuss ich nieder Deinen blonden
Kopf,....

....

Durch den Wald klingt leises Spechtgeklopf....

Berlin. **Hans Benzmann.**

Am Abend.

Wieder seh ich Sterne steigen,
Wieder winkt des Mondes Gruss,
Mässigt sich zu sanfterm Reigen
Nun der Stunden rascher Fuss.

Goldig-blonde Jüngerinnen,
Sprang die Hälfte wie zum Fest,
Ernste stille Priesterinnen
Folgt ein schwarzumlockter Rest.

Um die schönen Schwesterstirnen
Ranken Mohngewinde sich,
Blasse, traumverlorne Dirnen,
Grüssen diese Späten mich.

Eine letzte, im Vorüber,
Schenkt mir schweigend ihren Kranz.
Dunkle Blätter fallen über,
Schattenhaft verschwebt der Tanz.

Hamburg. **Gustav Falke.**

Das eine Wort.

Es war nicht schlimm gemeint
Und traf mich doch ins Herz.
Ich habe d'rum geweint
In herbem, bitterm Schmerz.

Er sprach es unbedacht
Und ging dann eilig fort —
Ich litt die ganze Nacht
Um dieses eine Wort.

Düsseldorf. **A. v. Krane.**

Liebeswunder.

Ein grünes Blatt, von Dir gepflückt,
Berg' ich in güldnem Schreine:
So manches Blättlein drinnen liegt,
Doch lieb' ich nur das Deine.

Du sandtest mir's von Mund zu Mund,
Von Deinem Tau begossen.
Und feucht blieb's bis zu dieser Stund',
Wo mich die Welt verdrossen.

Und wenn die Lieb' erstorben ist,
Die Du mir zugeschworen,
Verdorrt das Blatt zu selber Frist
Und — ist mit mir verloren.

Strassburg. **Gustav Ad. Müller.**

Ich gehe nicht.

Ich gehe nicht — nicht jetzt und nimmermehr!
Ich gehe nicht, o stille deinen Schmerz!
Dein muss ich bleiben, seit ich sah, wie sehr
Es an mir hängt, dein junges, keusches Herz.

Du kennst die Welt nicht, doch du weinst —
du weinst —
Gleich schlimmer Ahnung es dich überkommt,
Von Pflicht und Müssen — Ahnung, dass dereinst
Das Wort, das ich gesprochen, nicht mehr frommt.

Du kennst die Welt nicht, Kind, nicht Manneswort,
Doch glaube meinem Mund und was er spricht:
Und böte man mir zweier Welten Hort,
Ich bleibe dein, bei Gott! ich gehe nicht!

Cöthen i. A. **Wilhelm Arminius.**

Die alte Fichte.

Ich ruh', bei goldnem Abendlichte,
Auf samtnem Moos, am grünen Rain,
Und über mir die alte Fichte
Rauscht klagend in den Forst hinein.

Denn längst schon trotzt nicht mehr den Wettern
Die Schwester, einst hier stark und gross,
Die nun, in Form von schwarzen Brettern,
Vermodert in der Erde Schoss.

Doch, alte Fichte, deine Klagen
Durchzittern nicht allein die Luft:
Denn in den Brettern sah ich tragen,
Mein Liebstes nach der Friedhofsgruft.

Vielleicht, dass noch des Schicksals Wille
Auch uns vereint zu Grabe zieht;
Im Forste wird's darum nicht stille,
Nur rauscht's — zu eines Andern Lied.

Wächtersbach. **Carl Preser.**

Getrost!

Ob auch die Wolken eilen
Daher im Sturmeschor:
Getrost, *doch* bricht zuweilen
Ein Sonnenstrahl hervor!

Und ob es *in mir* dunkelt
Und jede Hoffnung fern:
Getrost, *zuweilen* funkelt
Auch *Dir* ein Liebesstern!

Dresden-N. **Karl Th. Schulz.**

Hochwaldidyll.

Wohl scheint die Sonne warm hernieder,
Doch steht der Wald noch winterstill
In tiefem Schnee. Nur hin und wieder
Ein Zweiglein leis sich rütteln will.
Als könnte es jetzt nicht mehr dulden
Den weichem Flaum, der kaum es drückt,
Jetzt, wo schon in den warmen Mulden
Ein Kind die ersten Veilchen pflückt.

Wieselburg a. d. Erlaf. (N.-Ö.). **Carl Bienenstein.**

Gelächter.

Springende Tätzlein greifen
Über den rollenden See,
Sprühende, stäubende Streifen,
Wirbelnder Blütenschnee.
Über das grüne Gestade
Jauchzt der Gischt in das Land,
Und seine farbigen Pfade
Lachendes Leuchten spannt.

Über das laulich umspülte,
Lullende Land deiner Zeit
Wirf so die wettererwühlte
Woge, mein Herz, in den Streit.
Lass in den flatternden Mähnen
Deiner lenzenden Kraft
Leuchten die blühenden Thränen
Lachender Leidenschaft.

Ach, wie sie rechnen und richten,
Grenzen und dämmen und schrei'n.
Bricht über all ihre Pflichten
Göttliches Lachen herein.
Schweige doch, plumpes Gelichter,
Duck dich, du Krüppel und Knecht —
Ewige Jugend dem Dichter
Und nur die Jugend hat recht!

Kilchberg am Zürichsee **Victor Hardung.**

Den Manen Friedrich Bodenstedt's.

(Gesprochen bei der Enthüllungsfeier des Bodenstedt-Denkmals.)

Ward Dir zu trüb' hier der Tag,
Sänger des Sonnenscheins,
Dass Deine Seele sich mag
Lösen der Fessel des Seins?

Ward Dir des Eklen zu viel,
Priester der Schönheit Du,
Dass sich Dein Wesen dem Ziel
Sehnte des Jenseits zu?!

Ward Dir zu öde die Welt,
Ward Dir der Frühling zu kalt,
Ward Dir der Becher vergällt —
Dass Du der Erde entwallt?

Doch ob vom Drucke erlös't,
Was uns „Lebendiges" heisst:
Irdisches einzig verwes't,
Nicht der unsterbliche Geist!

Ob der umdüsterte Pfad
Führte ins Schattenreich Dich,
Welchen Gestaden er naht',
Als er dem Diesseits entwich:

Wie auf dem kreisenden Ball
Heimisch Dir jeglich Gefild' —
Nirgend auch draussen im All
Fremd eine Stätte Dir gilt!

Hüben im irdischen Thal,
Drüben im himmlischen Port —
Mirza Schaffy zumal
Wohnt Deiner Weisheit Wort;

Ob. *uns* äonenfern,
Still seine Bahnen er zieht:
Nirgend so einsam ein Stern,
Dass ihm nicht tönte Dein Lied! —

Ob längst verstummt *hier* Dein Mund —
Gleichwie im Dunkel das Licht
Giebt die Gewissheit sich kund:
Uns doch entschwandest Du nicht!

Aus Deinem jubelnden Sang
Tönt Deine Stimme zurück;
Aus Deiner Weisen Klang
Grüsst uns Dein lächelnder Blick!

In *des* Gedenkens Bann,
Welcher uns Liebes eint,
Fortlebt der rühmlichste Mann,
Fortlebt der treueste Freund;

Dauernd drum weilest Du hier,
Ging auch der Leib zur Ruh':
Geistig die Deinen wir,
Geistig der Unsere — Du!

Wiesbaden. Richard Schmidt-Cabanis.

Hammer und Ambos.

Erdumschlossen, unverrückbar steht der Ambos eisenschwer.
Und es sprüh'n die roten Funken, heisse Kohlen um ihn her.
Was des Schmiedes starke Fäuste ihm auch legen auf das Haupt,
Glühend Eisen, Hammerschläge, nichts ihm seine Demut raubt,
Und nichts bringt ihn aus der Fassung, wie der Hammer fallen mag,
Doch des Meisters Werkvollendung dient er unter jedem Schlag.
Und so oft er seine Stärke zu der Arbeit dar noch bot,
Leuchtet aus dem Funkensprühen Menschheitszielen Morgenrot —
Sieh, o Mensch, des Ambos Stärke! Seine unentwegte Ruh'
Rufe stets ein gleiches Streben Deiner starken Seele zu.
Und des Hammers flinke Arbeit auf dem eisenschweren Grund
Mach' der Regung Deines Geistes ein lebend'ges Beispiel kund.

Dresden. Ernst Roeder.

Schicksalsahnen.

Durch meine Seele zieht ein Raunen,
Ich lausche lange stumm und still; —
Was künden, Herz, mir deine Launen? —
Ich ahne, was dein Flüstern will . . . . .

Lautstille Nacht, ringsum kein Leben, —
Im Mondesschleier schläft die Welt;
In meiner Seele bangt ein Beben,
Als würd' ein trautes Glück zerschellt.

Ich meide heut' des Lagers Daunen,
Des Herzens Bangen leiht nicht Ruh';
Durch meine Seele zieht ein Raunen, — —
Wohlan, ich trag's, — Geschick schlag' zu!

Hamburg. **Georg von Borry.**

Miärkens Klage.

(Westfälisch.)

Im Moandschien lag de Wiesengrund,
De Nachtwind bleis im Reed.
Doa gengen wi tau later Stund,
Wi sangen en eenfach Leed.
En Leed van't Kommen, en Leed van't Goahn:
„Min Jung, nu bliev mi trü,
Un blievst im firnen Land Du stoahn,
Min Jung, dann denk an mi.

Dann denk an mi un an Din Wort
Un hoalt mi immer leiw,
Un kümmst Du in Diän firnen Ort,
Dann schriev ok moal en Breiv!" —
Doa gong he weg. — „Lew wohl min Kind,
Ik blev Di ewig trü,
Weht weer moal de Fröhjoahrswind,
Dann denk ok ens an mi!" —

Nu hiät so oft all över'n Grund
De Fröhjoahrswind geweht.
So fake all tau later Stund
Sang ik dat Awschedsleed.
Doch schmet de Mai met lichter Hand
Veel Blaumen us heraw,
Dann denk ik an dat firne Land
Un an en firnet Graw. — —

Hamm (Westfalen). **Uhlmann-Bixterheide.**

Der Teufelswurzgarten.

(Eine Sage aus dem wilden Kaiser.)

I.

Hoch überm Totenkirchel steht
Mit fahlem Geisterlicht
In schwarzen Wolken, windverweht,
Des Mondes bleich' Gesicht.

Im Thale ringt in banger Pein
Der Senn' die Hände wund,
Bei einer Kerze mattem Schein, —
Und betend fleht sein Mund:

„Erhör' mich, Gott, in meiner Not,
Wenn du barmherzig bist!
Und rette sie vom kalten Tod,
Die Glück und Gut mir ist!"

Und an der Dirne Lager sinkt
Er schluchzend, hält die Hand
Der Fiebernden, die leis' ihm winkt,
Verzweiflungsvoll umspannt.

In grauser Felsen Einsamkeit
Kein Mensch, der Hülfe schafft,
Die Stadt so fern, der Arzt so weit, —
Hinschwindet Loni's Kraft.

Da springt er auf mit irrem Blick
Und ruft, den Arm erhoben:
„Nimmst du mir alles, Gut und Glück,
Herzloser Himmel droben. —

So sei verflucht, so sei verdammt
Mein Seel' und Seligkeit. —
Wo unterm Fels die Hölle flammt,
Ist Hilfe noch bereit!"

Die Kranke hört's im Fieberwahn:
„Halt' ein, was hast du vor, — —
Zurück, zurück — die Teufel fahn
Nach dir im grausen Chor!" —

Er achtet's nicht, er stürmt hinaus,
Den Felsenpfad hinan.
In schwarzer Nacht und Sturmesgraus
Hellt ihm der Mond die Bahn.

Tief unter seinen Füssen blinkt
Der Alm erblassend Licht,
D'rin sie im Schmerzenskampfe ringt,
Vielleicht ihr Auge bricht.

II.

Wo über jähe Felsenwand
Nicht Mond, noch Sonne scheint,
An schauerlichen Abgrunds Rand,
Da wohnt der böse Feind.

Hinstürzt der Senne auf die Kniee:
„Dir will ich mich verschwören,
Aus Not und Tod errette sie
Und lass sie mir gehören.

Schaff' du mir Kraut und Arzenei,
Dass Loni mir gesunde, —
Und meine arme Seele sei
Auf ewig dir im Bunde!"

Da bebt der Fels, ein Donner gellt,
Es blitzt aus schwarzen Höhen
Und Feuerschein den Himmel hellt,
Entsetzlich anzusehen.

Der Mond erlischt, doch feurig steht,
Umhüllt von Samt und Seide
Des Bösen wilde Majestät
In purpurrotem Kleide:

„Was du begehrtest, sei gewährt,
Und die du liebst, gesunde,
Bis sie mit dir herniederfährt
Zum tiefsten Höllenschlunde!"

Da stöhnt der Bursch: „Halt ein, halt ein!"
Mit flehenden Geberden,
„Sie ist so fromm, so keusch und rein,
Kann nie die Deine werden!"

Der Böse lacht: „So halt' ich dich.
Sollst mir den Gärtner machen,
Den Wurzen-Garten hier für mich
Bei Tag und Nacht bewachen!"

Sein Auge rollt, sein Finger winkt:
„Nicht länger sollst du warten!“
Und grün und blühend lacht und blinkt
Ein selt'ner Wundergarten.

„Die Wurzel dort verjagt den Tod,
Die Wurzel sollst du brechen
Und in der bitter'n Sterbenot
Den Tod mit ihr besprechen.

Doch wenn genesen ist die Maid,
Musst du von Gott dich scheiden,
So lang, bis treue Lieb' bereit,
Für dich den Tod zu leiden!“

III.

Der Bursche hört's, ihn schüttelt's kalt,
Rasch reisst er aus dem Grunde
Der grauen Wurzel Missgestalt,
Auf dass sein Lieb gesunde.

Heim eilt er mit behendem Fuss,
Das Wunder wahr zu machen,
Da winkt ihm Loni trauten Gruss,
Er hört ihr liebes Lachen.

Vom todesschweren Schlaf erwacht,
Fühlt sie sich ganz genesen,
In ihrer Augen dunkler Nacht
Kann helles Glück er lesen.

Doch Angst erfasst in seinem Arm
Die reine Mädchenbrust:
„Wie bist du bleich, — dass Gott erbarm'!“
Sie schaudert unbewusst.

Er hört es kaum, er stürzt davon,
Ihn zieht's mit Eisenketten, —
Der Böse fordert seinen Lohn,
Kein Engel kann ihn retten.

Ein feuerflammender Komet,
Rot wie vergoss'nes Blut,
Ob seinem Wege führend geht
Mit höllenheisser Glut.

Und plötzlich schliesst ihn eng und dicht
Der Teufelsgarten ein,
Er sieht dem Bösen ins Gesicht
Im blauen Wetterschein.

Der hebt die Hand: „Nun bist du mein,
Sollst meinen Garten hüten,
Bei Mond- und bleichem Sternenschein
Die Wurzeln, Frücht' und Blüten.

Sollst pflegen manches schlimme Kraut,
Das Tod und Jammer bringt,
Von dessen Blättern giftig taut,
Was andrer Glück verschlingt!“

Ein Donner kracht, der Böse schweigt,
Und aus dem Felsenspalt
Ein gelber Schwefelschwaden steigt,
Der langsam aufwärts wallt.

IV.

Viel' Tag' und Nächte schwinden hin
In Herbst und Winterszeit;
Der Gärtner schafft mit stillem Sinn
Und denkt der fernen Maid.

In seines Kerkers herber Qual,
In grauser Einsamkeit
Sagt er zum Trost sich tausendmal,
Das sie von Leid befreit.

Dass sie gesund durch seine That,
Vielleicht im Glücke ist,
Und, wenn ein andrer ihr genaht,
Im Glücke sein vergisst.

Doch Loni ringt in bangem Weh
All' Tag' die Hände wund
Und sehnt sich nach des Liebsten Näh'
Und sucht ihn jede Stund'!

Im Steingeröll, am Felsengrat,
An jähen Abgrunds Rand,
Da sucht sie ohne Weg und Pfad
Das Glück, das ihr entschwand.

Zuweilen klingt in banger Nacht
Aus schwindelnd steiler Höh'
Ein Ton, der sie erbeben macht
In herbem Herzensweh.

Ihr ist's, als rufe sie sein Mund
In bitterer Todesnot,
Sie steigt und klimmt die Füsse wund
Bis an das Morgenrot.

V.

Am Tag der heiligen Himmelfahrt,
Im ersten Frühlingslicht,
Hat sie in wachem Traum gewahrt
Sein leidvoll Angesicht.

Sie sucht und sucht den langen Tag,
Bis dicht das Dunkel sinkt,
Des Herzens leiser Stimme nach
Sie hoch und höher dringt.

Da starrt ihr Fuss, da stockt ihr Blut,
Denn aus der Felsenwand,
Wo nur die Gemse flüchtend ruht,
Klingt ihr ein Ton bekannt.

„Mein Lieb, mein Lieb“, so klagt es laut,
„Dein bin ich allezeit, —
Mir aber nahmst du süsse Braut,
So Seel' wie Seligkeit.

Kein Gott, kein Engel rettet mich,
Muss Licht und Himmel meiden,
Bis treue Lieb' entschlossen sich,
Für mich den Tod zu leiden!“

Sie weint und schluchzt: „Geliebter mein“ —
— Und Herz und Lippen beben, —
„Sind Leib und Seel' in Liebe dein,
Was liegt an meinem Leben!“

Vom Thale scholl ein Glöcklein leis
Mit feierlichen Klängen,
Des Mondes Licht schlich fahl und weiss
Sich durch die Felsenengen.

Wo rings zerrissen, steil und wild
Die nackten Felsen starrten,
Sah sie — ein grau'nerregend Bild —
Des Teufels gift'gen Garten.

Es zieht sie abwärts, Schritt für Schritt,
Mit sehnendem Verlangen;
Unsichtbar wallt ein Engel mit,
Das Opfer zu empfangen.

Ein kurz Gebet: „O Heiland mein,
Nicht meine Sünden zähle,
Hör' mich, lass' mich verloren sein,
Und rette seine Seele!"

Zwei Arme sieht sie fort und fort,
Zwei Hände wund gerungen,
Sie hört ein flehend leises Wort — —
Und ist hinabgesprungen — — — —

Die Hölle flammt, die Hölle tobt
Mit schrecklichen Gewalten
Und will, die sich ihr anverlobt,
Die arme Seele halten.

Ein weisser Engel aber schwebt
Empor vom Felsengrunde,
Zwei blasse Leichen hält und hebt
Er auf zur lichten Runde.

Kein Gärtner pflegt den Garten mehr,
Wo Wunderkräuter spriessen
Und Blüten heil- und segenschwer
Empor zum Lichte schiessen.

Der Böse heulend floh den Grund,
Wo reinster Liebe Segen
Und wahrer Treue Himmelsbund
Der Hölle Macht erlegen.

Ermatingen (Schweiz). **Franz Wichmann.**

Das „Theater der Modernen."

(Direktion: **Emil Messthaler.**)

Vom 1. bis 16. Mai gastierte das am 4. Februar d. J. begründete „Theater der Modernen" im Bremer Stadttheater, nachdem es vorher schon in anderen grösseren Städten mit bedeutendem Erfolge die am meisten umstrittenen Stücke moderner Autoren zur Darstellung gebracht hatte. Das Repertoire dieses verdienstlichen Theaterunternehmens umfasst bereits ca. 30 Stücke, die freilich nur zum kleinen Teile auf die Bezeichnung „modern" Anspruch erheben können. Manche von ihnen werden wohl nur so bezeichnet, weil sich über den Wert oder Unwert derselben ein lebhafter Meinungsaustausch in der Presse und im Publikum, oft durch ein hochweises Polizeiverbot mit der nötigen Reklame versehen, erhob. Weniger wegen seines Repertoires, als wegen seiner echt realistischen, von der bisherigen Spielart vorteilhaft abweichenden Darstellungsweise verdient dieses Ensemble den gewählten Namen. Das grosse Verdienst dieses von seinem jugendlichen, künstlerisch weitschauenden Direktor Emil Messthaler geleiteten Unternehmens ist ein doppeltes: einmal bietet es dem Publikum der weitesten Kreise Gelegenheit, aus eigener Anschauung über so manche dramatische Schöpfung der Gegenwart, die aus mannigfachen Gründen den städtischen Theatern fern blieb, zu urteilen und zum andern giebt es Veranlassung zu einem interessanten Vergleich zwischen der althergebrachten Spielweise und echt moderner Darstellungskunst, und dass dieser Vergleich zu gunsten letzterer ausfällt, bezeugten u. a. die Theaterberichte der Bremer Presse, so sehr man sich auch gegen die meisten der zur Aufführung gebrachten Stücke kühl bis ins Herz hinein verhielt. Wenn aber der lebhafte Beifall des Publikums in erster Linie auch den vorzüglichen Leistungen der darstellenden Künstler galt, so wird doch kein aufmerksamer Beobachter verkennen, dass Dramen wie „Einsame Menschen", „Jugend", „Gespenster" und „Baronin Ruth" einen tiefen Eindruck auf die meisten Zuhörer hinterliessen. Dass in Bremen der Realismus gesiegt habe, wie Hans Meriau es von Leipzig sagen konnte*), wage ich nicht zu behaupten, dass aber die persönliche Beobachtung manches durch ödes Zeitungsgewäsch hervorgerufene Vorurteil zerstreute und manchen Gegner des sogenannten realistischen Dramas in einen warmen Freund desselben verwandelte, ist gewiss. Wer vermöchte auch einer dichterischen Kraft, wie Gerhart Hauptmann, seine Achtung und Anerkennung zu versagen, selbst wenn er sich mit den von ihm betretenen Bahnen nicht auszusöhnen vermag? Je mehr es unseren modernen Autoren vergönnt ist, dem Volke zu zeigen, was sie können, desto schneller wird auch dasjenige aus ihren Dichtungen verschwinden, was als gesund und wahr nicht bezeichnet werden kann. Ein Unternehmen, wie das von Direktor Messthaler mit so hohem künstlerischen Ernste geleitete, trägt dazu in erster Linie bei, und nach den bisherigen Erfolgen hier und in andern Städten wird die deutsche Theatergeschichte ihm eine eingehende Beachtung nicht entziehen dürfen.

In Bremen gelangten vom 1. bis 16. Mai zur Darstellung: Henrik Ibsen's Gespenster, Max Halbe's Jugend, Hermann Sudermann's Sodoms Ende, — das für München jetzt verboten ist — Gerhart Hauptmann's Einsame Menschen, Emile Zola's Therese Raquin, Giuseppe Giacosa's Sündige Liebe, Guy de Maupassant's Musotte, Ernst von Wildenbruchs Haubenlerche, Sardou und E. de Najac's Cyprienne, Georges Freydeau und Maurice Hennequin's Schwank System Ribadier, sowie zum erstenmale in dem Repertoir dieses Ensembles Robert Misch's

*) Im Maihefte der von Hans Merian geleiteten Monatsschrift „Die Gesellschaft" (X. Jahrgang 1894, Heft V).

Baronin Ruth*) und Graf Leo Tolstoi's Sittenbild „Die Macht der Finsternis." Die Darstellung war fast immer eine vorzügliche, nur den letzten beiden Stücken wären einige weitere Proben zum Vorteile gewesen. Mustergiltig in jeder Hinsicht war das Zusammenspiel des Ensembles; da gab es kein Extemporieren, kein Heraustreten aus dem Rahmen des vom Dichter gezeichneten Ganzen, die kleinste Rolle war mit derselben liebevollen Sorgfalt studiert, wie die umfangreichen und schwierigen Charakterrollen. Die Regie, die meistens in den Händen des talentvollen Herrn *Godeck* lag, gab nur zu ausserordentlich geringen Ausstellungen Veranlassung, auf die hier einzugehen kein Grund vorhanden ist. Herr Direktor Messthaler hat es verstanden, sich eine Reihe Schauspieler und Schauspielerinnen heranzubilden, die jeder bedeutenden ständigen Bühne zur Zierde gereichen würde. Man merkte vor allen den Darstellungen des einzelnen Spielers den Fleiss und den Ernst an, mit dem er den Absichten des Dichters gerecht zu werden sich bestrebte. Charaktere wurden gezeichnet, so lebenswahr und ebenso frei von allem falschen Pathos und hergebrachter Theaterpose, so natürlich, dass man thatsächlich oft die Scheinwelt auf den Brettern vergass. Ich habe mehrfach von Leuten, die sonst *alles* besser wissen, den Ausspruch gehört: „Die können aber spielen!" Dabei ist es keine leichte Aufgabe, die Charaktere der modernen Dichter, wie z. B. Hauptmann's und Ibsens zu verkörpern und menschlich nahe zu bringen, und die Darstellungskunst verlangt ganz andere Mittel zu ihrer Vorführung, als für die Kothurngestalten einer verflachten Epigonendichtung. Fast alle Mitglieder des Ensembles, der Direktor an der Spitze, haben noch eine ganze Zukunft vor sich, und wenn die Begeisterung ihrer Jugend ihnen durch's ganze Leben bleibt, werden ihre Namen noch oft genannt werden.

Unter den Damen des „Theaters der Modernen" treten besonders die beiden Schwestern Frl. *Agnes* und Frl. *Meta Bünger* hervor, die vorzüglich sprechend, ihre recht schwierigen Partieen mit grosser Sicherkeit und Natürlichkeit spielten. Beide haben sich nicht nur als sehr talentvoll, sondern auch als recht vielseitig erwiesen. Es gestattet hier leider nicht der Raum, die einzelnen prächtigen Menschenstudien, die Frl. Agnes Bünger als Annchen (Jugend), als Therese Raquin, als Anna Mahr (Einsame Menschen), als Emma Scarli (Sündige Liebe), als Adah (Sodoms Ende), als Ruth, als Haubenlerche, als Anisja (Die Macht der Finsternis) bot, denen sich Frl. Meta Bünger als Frau Alving (Gespenster), als Kitty (Sodoms Ende) und besonders als Käthe Vockerat (Einsame Menschen) ebenbürtig anschloss, eingehend zu besprechen, so sehr sie es verdienten. Auch Frl. Fehr wusste ihre Rollen Frau Schmalenbach (Haubenlerche), Frau Goldberger (Baronin Ruth), Frau Vockerat u. s. w. recht ansprechend zu geben.

Ein hervorragender Künstler ist der Direktor *Emil Messthaler*. Bei ihm fiel mir das Wort ein, das Lessing einst über Eckhof sagte: „Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht bloss gelingt, sondern der es macht!" Sein Oswald Alving in den „Gespenstern", eine pathologische Charakterrolle von grosser Darstellungsschwierigkeit, sein Willy Janikow in „Sodoms Ende" — eine typische Verfallzeitlergestalt, wie sie eben nur Sudermann zeichnen konnte, — sind Leistungen, die wohl in gleicher, packender realistischer Treue ihres Gleichen suchen. Wer Emil Messthaler spielen sah, so ganz ohne die beliebten, auf Effekt berechneten Mittelchen der alten Schule, selbst ohne Schminke, nur aus sich und seiner Rolle heraus, der konnte sich der Anerkennung seiner grossen Künstlerschaft nicht verschliessen, mochten auch die von ihm verkörperten Menschen von vielen als unkünstlerische Objekte angesehen werden. Ein prächtiger Lorbeerkranz bewies ihm denn auch nach der Wiederholung der „Gespenster", wie das Bremer Publikum über seine mit so grossem Fleisse studierte Darstellung dachte. Wenn ich auch die Darbietung des geschickt gearbeiteten französischen Lustspiels „Cyprienne" *nach* Ibsen's „Gespenster" als mir wenig sympathisch bezeichnen muss, — es geschah auch wohl nur, um dem Publikum die Vielseitigkeit des Künstler-Ensembles zu zeigen, — so muss ich doch anerkennen, dass Messthalers schlauer Lebemann Herr von Prunelles nach seinem Oswald von wahrhaft verblüffender Wirkung war und meine Meinung, dass die Darstellung moderner, realistischer Dramencharaktere auf die Nerven der Schauspieler weit länger vibrierend nachwirken würde, als es selbst bei Rollen wie Lear, Hamlet oder Franz Moor der Fall ist, bedenklich erschüttert ward. Auch Messthaler's leichtlebiger Hermann in Wildenbruch's „Haubenlerche" war eine Prachtleistung ersten Ranges.

Als Künstler von grosser Vielseitigkeit, von bedeutendem Talente und hervorragendem Fleisse stand dem Direktor sein Regisseur *Hans Godeck* zur Seite, dessen Spiel ebenfalls wiederholt zum Beifall bei offener Szene hinriss. Sein Pfarrer Hoppe (Jugend), Johannes Vockerat (Einsame Menschen), Dr. Weisse (Sodoms Ende), Ale Schmalenbach (Haubenlerche) u. a. m., selbst eine so untergeordnete Rolle wie der Oberkellner Josef in „Cyprienne" oder sein Weinhändler Savinet (System Ribadier) waren Leistungen, die das Höchste von dem jugendlichen Künstler erwarten lassen.

Unter den übrigen Mitgliedern des sechzehn Personen umfassenden Ensembles des „Modernen Theaters" verdienen die Herren *Martini* (besonders als Amandus und Vockerat), *Karlow* (vorzüglich u. a. als Kaplan Gregor in Halbe's „Jugend"), *Rippert* (ein tüchtiger Charakterspieler, z. B. als Grivet in „Therese Raquin") und Herr *Stefan* lobend erwähnt zu werden.

---

*) Siehe auch S. 141 unter „Litter. Rundschau."

In kurzer Zeit wird Herr Direktor Messthaler auch die klassischen Dramen Shakespeares, Schillers und Goethes in sein Repertoire aufnehmen und in moderner, realistischer Darstellungskunst zur Aufführung bringen, ein Unternehmen, das sich jedenfalls des grössten Beifalls erfreuen wird, da das Ensemble des „Modernen Theaters" bereits in vielen Orten den Beweis lieferte, dass es mit achtunggebietendem Ernste seine Bestrebungen verfolgt. Mögen die Rufe „Auf Wiedersehen", die nach der Aufführung von Tolstois „Macht der Finsternis" auch in Bremen aus dem Publikum ertönten, dem thatkräftigen Theaterunternehmer gezeigt haben, dass man auch hier seinen künstlerischen Bestrebungen ein warmes Interesse entgegenbringt.

Br. F. H.

Litterarische Rundschau.

Die näheren Mitteilungen über das leider ohne Erfolg gebliebene letzte Preisausschreiben der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama" können erst in nächster Nummer gegeben werden, da dieselben bis zum Redaktionsschlusse noch nicht eingetroffen waren.

Am *Hofer Stadttheater* errang eine Première einen durchschlagenden Erfolg. Es war das Drama des besonders im Süden Deutschlands nicht unbekannten Dichters. *Armin Werther*, (Dr. Werner aus Aschach), welches der Stadt Hof zu dem seltenen Ereignis einer Première verhalf. Das Stück, *„Balder"* betitelt, zeichnet sich sowohl durch Schönheit der Sprache als Reichtum der Gedanken aus, ohne jedoch etwa bloss ein Buchdrama zu sein. Getragen von einer über Erwarten guten Darstellung, erntete das Drama einen ausserordentlichen Beifall.

In dem 11. Ensemble-Gastspiel des „Modernen Theaters" im *Stadttheater Bremens* ward als neuaufgenommenes Repertoirestück *Robert Misch's* vieraktiges Schauspiel „Baronin Ruth" dargestellt. Dasselbe fand eine sehr warme Aufnahme, so dass der Verfasser am Schlusse des dritten und vierten Aktes wiederholtem Hervorrufe Folge leisten musste; auch verschiedene Beifallsbezeugungen bei offener Szene sind auf Rechnung des Dichters zu setzen. Das Schauspiel, das mit grosser psychologischer Feinheit seine einzelnen Charaktere zeichnet und nur im vierten Akte den angebahnten Konflikt nicht mit strengster Konsequenz zur Durchführung bringt, behandelt die Ehe zwischen einer reichen Jüdin und einem verschuldeten Aristokraten. Meisterhaft sind die Gestalten des alten Goldberger und seiner Frau, sowie die des Dr. Rubinstein und des Russen Wasil Tscheremieff entworfen und ausgeführt, vorzüglich auch die realistische Zeichnung der jüdischen Sabbathstimmung im ersten Akte.

Am 3., 4., 6. und 8. Mai fand in Wesel die Aufführung des dritten „Niederrheinischen Festspiels" statt. Es kamen grossartig angelegte Gruppenbilder aus dem Leben der Königin Louise zur Darstellung; Der Beifall des jedesmal äusserst zahlreich erschienenen Publikums galt wohl mehr diesen, als der mittelmässigen Dichtung von Johanna Baltz. Ein Zeitpunkt für die nächste Feier ist noch nicht festgesetzt.

Hauptmanns Hannele ist nun in New-York, nach stattgehabter erster Aufführung, doch noch endgültig verboten worden. — *Sudermanns „Sodoms Ende"* ist in München gleichfalls verboten worden.

Die *Cotta'sche „Romanwelt"* fährt fort, für ihre nächsten Hefte Überraschungen ganz eigener und erlesener Art in Aussicht zu stellen. Drei erste deutsche Autoren werden hintereinander ihre neuesten Werke in der neuen vornehmen Zeitschrift erscheinen lassen. Frau *Marie von Ebner-Eschenbach* hat eine Arbeit *„Das Schädliche"* vollendet, die zuerst in der Romanwelt erscheinen wird und die grosse Dichterin auf der Höhe ihrer Schaffenskraft zeigt. Vorher noch erscheint von *Alexander Baron von Roberts* eine ausserordentlich spannend und lebensvoll geschriebene Geschichte aus den Kriegstagen des Jahres 1870 unter dem Titel *„Die Generalin"*. Der Verfasser gehörte damals selbst unsren siegreichen Truppen an und hat in dem Milieu, das er so anschaulich schildert, selbst gelebt und gewirkt. Endlich beginnt ein neuer grosser Roman von *Adolf Wilbrandt „Die Osterinsel"* noch in diesem Quartal zu erscheinen, ein Roman, in welchem die bewegenden Fragen der Zeit in plastisch geschauten Gestalten zur Verkörperung gelangen. Die auswärtige Litteratur wird im laufenden Quartal vorzugsweise durch einen Autor vertreten sein, der bisher in Deutschland noch gänzlich unbekannt ist, während er in seinem Vaterlande Amerika als der erste gegenwärtige Erzähler angesehen wird. Das ist *Henry James junior*. In der Romanwelt wird sein grösster Roman und bedeutendstes Werk *„Der Amerikaner"* zum Abdruck kommen, ein Roman, in welchem der Gegensatz zwischen amerikanischem und europäischem Wesen bald in humoristischen Schlaglichtern, die mehr an Dickens als an Mark Twain erinnern, bald in tragisch gefärbten Schicksalszügen zum Ausdruck gelangt.

Der von *Georg Brandes* am 1. Februar in Kopenhagen gehaltene Vortrag *„Nationalgefühl"* erschien in einer Auflage von 10000 Exemplaren im Verlage von Albert Langen, Köln und Paris. Preis 50 Pfg. Der Verlag bestimmte den Überschuss aus dem Verkauf dieser Schrift für eine litterarische Preisarbeit, deren höchste Instanz Georg Brandes sein wird.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

XIV. Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Der hervorragende Dichter (siehe die litterarische Würdigung auf S. 133) Prinz Emil

von Schoenaich-Carolath ward als Sohn des verstorbenen Prinzen Karl am 8. April 1852 zu Breslau geboren. Seine Mutter, Prinzessin Emilie, war eine geborene von Oppen-Schilden aus Jütland. Bald nach seiner Geburt übersiedelte Prinz Emil an den Rhein. Er erhielt eine ausserordentlich sorgfältige Erziehung und begleitete seine leidenden Eltern in jedem Winter nach dem warmen Süden. Nachdem er die Eltern früh verloren hatte, widmete er sich dem Soldatenstande und ward Leutnant im Kurmärkischen Dragonerregimente Nr. 14. Doch bald entsagte er dem aktiven Dienste, um auf ausgedehnten Reisen, die ihn bis nach Spanien und Afrika führten, ganz seiner Muse zu leben. Er verweilte mit Vorliebe auf Palsgard-Juelsminde in Dänemark oder in Griez bei Bozen und auf seinem Gute Haseldorf in Schleswig.

Er gab bisher vier Werke heraus, die von der edlen Seele des Dichters, von seinem hervorragenden Können und von seinem Ringen nach echtem, wahrem Menschentum ein beredtes Zeugnis geben. 1878 erschienen seine „Lieder an eine Verlorene", 1881 seine Novellen „Tauwasser", 1883 seine „Dichtungen", die 1892 in zweiter vermehrter Auflage (siehe N. l. Bl. I. Jahrg. S. 66) herauskamen und 1884 seine „Geschichten aus Moll." —

Berichtigung: Auf Seite 108 ist Hermine von Preuschen's Geburtsjahr versehentlich als 1856 angegeben, es muss 1857 heissen. Bei Konrad Telmann bitten wir zu berichtigen, bezw. zu ergänzen, dass sein Jugendwerk „Sonnenblicke" heisst, dass „Aus der Fremde" 1890 erschien, dass er ausser in Berlin auch in Heidelberg, Leipzig und Greifswald studierte (neben Jura auch Geschichte, Litteratur und Philosophie) und dass er 1½ Jahre (nicht 6 Monate) als Referendar in Stettin thätig war.

Litterarische Zeitungsschau.

Dr. **A. Stern**, Professor Plagiator und die Humboldt's-Akademie. Intern. Litteraturberichte 1894. Nr. 1—3. Verlag von C. F. Müller in Leipzig.
Die verdienstvollen Aufsätze enthalten die Enthüllung und Belege der Kirchnerschen Plagiate in „Gründeutschland".

Konrad Telmann, Graf Schack. Die Romanwelt. No. 34.
Eine vorzügliche, kritische Würdigung des litterarischen und künstlerischen Wirkens des verstorbenen Dichters, gleich ausgezeichnet an Form, wie an Inhalt.

Eingesandte Neuerscheinungen.

Gustav Ad. Müller, Schnewelin. Eine Geschichte aus dem XIII. Jahrhundert. Epische Dichtung. Illustriert von Josef Albrechtskirchinger. München, Verlag der G. Franz'schen Hofbuchhandlung (Hermann Lukaschik). Brosch. Mk. 2.80. geb. Mk. 3.50.

Gustav Ad. Müller, Die Schlacht bei Sendling. Historisches Schauspiel in 4 Aufzügen. Bühl. (Baden), Verlag der Aktiengesellsch. Konkordia.

Georg Volk. Beim Kienspanlicht. Geschichte aus Grossvaters Zeiten. In Odenwälder Mundart. Frankfurt a. M. 1894. Verlag der Saeger'schen Verlag's und Kunsthdlg. Preis 75 Pfg.

Gustav Höft, Wie wird es enden? Episoden aus dem Leben einer Grossmutter. Hamburg. Verlag von Ag. Scheibenhuber.

Berthold Litzmann, Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. 2. Auflage. Hamburg und Leipzig 1894, Verlag von Leopold Voss.

Bruno Wille, Einsiedler und Genosse. Soziale Gedichte nebst einem Vorspiel. Vorwort von Julius Hart. Berlin, C. Fischer, Verlag 1894. Preis Mk. 1.

Dr. **Bruno Wille**, Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts. Berlin 1894, Verlag von A. Fischer. Preis Mk. 5.

Otto Falckenberg, Modellstudien. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1894. Preis Mk. 1.

Maximilian Dauthenday, Ultra Violet. Einsame Poesien. Berlin S. W. 1894. Verlag von Max Haase.

Hermann Türck, Die Übereinstimmung von Kuno Fischers und Hermann Türcks Hamlet-Erklärung. Jena 1894, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). Preis Mk. 1.20.

Beurteilungen.

Paul Rassnitz. *Im Zeichen Merkurs!* Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1893.

Der Autor dieses so tiefsinnig betitelten „Werkes" hätte ganz gut ein Zitat aus seinen eigenen Gedichten auf die Front des unheimlich reichhaltigen Buches setzen können: „Mir will kein Lied gelingen" (S. 99). Selten hab' ich so schlechtes Zeug gelesen. Bis zum Ekel wiedergekautes „Nur einmal sagen", was „im Grunde das Herz bewegt", „engelsmilde" „Bilder", goldene Sternelein, der unselige Amor, der viel zu thun hätte, wollte er sich von Poeten solchen Schlages einscharren lassen (S. 55), Lenzgeleier und Kriegshurra (zur Abwechslung gleich darauf Hourra geschrieben, S. 40), Vershärten, mit denen man den Sänger prächtig steinigen könnte, Sachsen an der Aller, Inquisition, Strandlieder, Schülerliebe und billige Lebensweisheit — und all das 159 Seiten hindurch, es ist zum Steinerweichen. Einige kleine Proben zum Selbstgenusse:

„Ach, wie ins Auge
Unendlich milde
Strahlet des Lebens
Wundergebilde.

Mag es da draussen
Auch eisig *wintern*,
Innen das Werden
Kann es nicht *hindern*." (S. 14.)

oder

„Wenn ich doch auch so sterbend läg'
Im weiten stillen Raum
Und endlich, endlich träumte schön
Des Lebens letzten Traum:"

oder

„Jawohl, die Erde dreht sich
Rundum und jeden Tag.

Sagt mir, wo da nur Himmel
Und Hölle bleiben mag?
Sie dreht sich auch noch heute
Just wie zu seiner Zeit
Mit Junkern und mit Pfaffen —
Und das, das ist mein Leid!

Nein, lieber Herr Rassnitz, geben Sie das Handwerk auf, — Sie haben Mitmenschen.

Wien. **Richard Schaukal.**

Phantast. Ironisches Trauerspiel in 3 Aufzügen von *Raimund Eckardt.* Leipzig 1894, W. Friedrich.

Man hat nicht mit Unrecht mehrfach hervorgehoben, dass in der modernen Produktion eine weit grössere Fülle von litter. documents humains, um den Ausdruck Zolas zu gebrauchen, aufgespeichert sei als je zuvor. Das liebevolle Interesse, das die naturalistische Methode, gerade dem Spezialfall, dem aussergewöhnlichen, zuwendet, hat dazu nicht wenig beigetragen. Die echte Dichterkraft manifestierte sich freilich auch hier, indem sie trotz aller Kunst des Individualisierens den einzelnen Fall zu einem typischen zu gestalten vermochte und die einzelnen mit photographischer Treue fixierten Züge zu einem Gesamtbilde vereinigte, das eben als document humain unserer Tage gelten darf. Dieses Ziel hat auch der Schöpfer obigen Dramas im Auge gehabt; in der Person seines Helden, des „Phantasten" stud. Albert Wallstein wollte er die Tragödie der Verbummelung schildern, die in der That trotz allen bitteren Ernstes des ironischen Beigeschmackes nicht entbehrt. Strenge, allzustrenge Zucht im Elternhaus, dann die plötzlich mit dem Maturitätsexamen von heut auf morgen eintretende so gut wie schrankenlose Freiheit, dabei ein ideal angelegter und hochstrebender Charakter, den das übliche Mensur- und Bierbankwesen bald anwidert; dann ein unkritisches massloses Sichversenken in die Strudel der Decadence-Litteratur, in die Theorieen Nietsche'scher Lombrosos, dazu noch viel Wagner'sche Musik, viel nächtliches Kaffeehaussitzen und Disputieren, und endlich wird in irgend einem Chantant das Weib gefunden, bei dem der junge Wirrkopf volles Verständnis für seine eingebildeten Konflikte, seine exzentrische Zerfahrenheit, seine dichterischen oder sozialreformatorischen hochfliegenden Pläne und last not least für seinen Sinnendurst, seinen Drang nach Schönheit findet. Wer wäre diesem Typus in Berlin, Leipzig, Wien, oder München noch nicht begegnet? Er kokettiert stark mit seinen wirklichen und heimlichen Nerven, führt als drittes Wort das Recht der freien Individualität im Munde, schimpft den Philister, der nicht jede subjective Geschmacklosigkeit seiner neurotisch-weltschmerzlichen Verse bewundert und spricht gelegentlich bei sozialdemokratischen und anarchistischen Versammlungen mit. Und hinter all dem verbirgt sich im Grunde nur Mangel an geistiger Selbstzucht, krankhafthaft nervöse Überreizung, Mangel an einer soliden Basis in moralischer und intellektueller Beziehung. Die meisten ringen sich hindurch, manche bleiben ewig im Sumpf stecken oder endigen wie der Held des Eckardt'schen Dramas durch Gift oder Kugel.

Ob die Welt viel verliert, wenn solch ein moralisch und physisch bankerotter, solch ein Phantast voll grausamer Selbstironie freiwillig aus ihr scheidet?

Ich fürchte, die Mehrzahl wird leicht geneigt sein, es zu verneinen. Der Dichter wollte oder konnte seinem Helden keine liebenswürdigen Züge geben, die ihm Sympathie und Mitleid beim Publikum sichern. Freilich, sein Stubennachbar behauptet, dass er ein guter Kerl sei, er hat auch einige gute Gedichte gemacht und kann Couplets singen, aber seine Schwäche und Haltlosigkeit kommt so offen zum Vorschein, dass sein Selbstmord mehr als ein dummer Jungenstreich denn als mitleiderregend wirkt. Oswald Alving, der erblich belastet, von früh auf das Vaterhaus entbehrend auf Irrwege gekommen, kann auf Mitleid eher Anspruch machen; bei Albert Wallstein sind wir geneigt, die Vorwürfe, die er gegen seine Eltern richtet, auch nur als Ausgeburt seiner Phantasterei und hohle Entschuldigung zu betrachten. Max Halbe charakterisiert seinen Hans Hartwig als „Embryo des modernen Stimmungsmenschen, in der Verpuppung des ersten Fuchssemesters." Er könnte sich leicht in ein paar Semestern zu einem Albert Wallstein auswachsen, denn auch er hat es nicht gelernt, seiner jeweiligen Stimmung mittelst Überlegung und Kritik Herr zu werden und zu wissen, wie weit er im Guten und Bösen gehen darf. — Eckardt verdient für die unerschrockne, logische Konsequenz, mit der er den Charakter seines Helden gezeichnet hat, alle Anerkennung. Manch Persönliches steckt in dem Buche und man glaubt hie und da zu merken, wie der junge Dichter, der anfangs vielleicht mit seinem Helden sympathisiert, sich über den Stoff zu der ironischen Kälte und Objektivität, die hier nötig war, emporgerungen hat, statt den jugendlichen Selbstmörder mit einem falschen Glorienschein modernen Märtyrertums, als ein Opfer der Gesellschaft, zu umgeben.

Eckardt's dramatische Begabung geht vor allem aus der grossen Szene zwischen Vater und Sohn unzweifelhaft hervor; an andern Stellen vermisst man noch rechtes dramatisches Leben, Selbstständigkeit und Farbe in der Zeichnung der Charaktere; auch jener Stimmungszauber, der Halbes Jugend einen solch bestrickenden Reiz verleiht, ist trotz mancher Ansätze Eckardt nicht recht gelungen. Was die Bühnenwirkung angeht, so ist der „Phantast" wie die „Jugend" ein Stück, bei denen bedeutende Schauspieler, vornehmlich in der Titelrolle alles retten, mittelmässige alles verderben können.

Berlin. **Heinrich Stümcke.**

Franz Jedrzejewski, *Ein Veilchenstrauss.* Skizzen. Bielefeld, Verl. von H. Helmich's Buchhandlg. Eleg. geb. Mk. 2.

Anspruchslos und liebevoll werden in dem hübsch ausgestatteten Bändchen Skizzen über Paul Baehr, Hermann Kiehne, Hedwig Prohl, Emil Paleske, Graf Emerich von Stadion, Leopold Prowe, Georg Klingenberg und Wilhelm

Hey vom Verfasser dargeboten. Ohne sich besonders kritisch zu vertiefen, sucht der Autor die ihm lieb gewordenen Personen auch einem grösseren Leserkreis wert zu machen. Hoffentlich beweist der Absatz des Buches dem Autor, dass ihm dieses gelungen ist; denn die Namen der behandelten Dichter, bezw. Pädagogen dürfen in gebildeten Kreisen nicht unbekannt bleiben.

Bremen. Erich Bardewiek.

Ilse Frapan, *Bekannte Gesichter*. Novellen. Berlin 1893, Verlag von Gebr. Paetel.

Nun ja, man sieht sie nicht selten, solche Gesichter, wie Kapitän Feddersen und seine Frau, die „Mutter Kaptänsch", wie den Wirt zum „Himmelreich", Max Pingel und seine Hamburger Klub-Gäste, wie die altjüngferliche, geizige Jule Suer in Blankenese, die nach Sommerfrischlern angelt, und wenn sie endlich solche erhält, von ihnen betrogen wird, wie den unverwüstlichen Jan Holländer und seine Tochter Klausine, und Ilse Frapan weiss sie mit recht derben Federstrichen und urwüchsigem Humor uns als „Bekannte" zu zeichnen. Ilse Frapan ist als Schriftstellerin ein weiblicher Allers. Ihre Vorzüge und ihre Fehler sind damit gegeben. Alle ihre Fiugren haben etwas von der photographischen Treue der Allerschen Skizzen an sich. aber es fehlt ihnen auch dasjenige, das den Porträtmaler als Künstler vom Photographen unterscheidet; jene Verinnerlichung, durch die allein den Gestalten *wahres* Leben eingehaucht wird. Die vier Novellen der Frapan, in die der Hamburg-Blankenesener Dialekt nicht ohne Geschick verflochten ist, werden als Unterhaltungslektüre besserer Art allen Lesern willkommen sein.

Hamburg. Georg von Borry.

Paschali, „*Die silberne Glocke*." Zabern i. E., Druck und Verlag von A. Fuchs, 1894. 8°, 108 Seiten.

Ein *Märchen*, in erster Linie für die reifere Jugend bestimmt, ist es, was der unter einem Decknamen auftretende Verfasser, ein geborener Elsässer, der zur Zeit als Hauptlehrer an den Knabenschulen einer lothringischen Kreisstadt thätig ist, in seinem vorliegenden grösseren Erstlingswerk darbietet. Das vom Verleger bei aller Einfachheit sehr sauber und ansprechend ausgestattete Büchlein kann aber auch jedem Litteraturfreunde, der nicht auf eine exklusive Parteisatzung schwört, sondern das Prinzip der poetischen Schönheit als das im Reiche der Dichtung über allen andern Forderungen herrschende anerkennt, mit gutem Gewissen empfohlen werden. Der behandelte, hochromantische Stoff und die des Lesers Spannung durchweg lebendig erhaltende Verknüpfung und Verschlingung der Fäden zeugen von einer fruchtbaren, flugkräftigen Phantasie, und mit grossem Geschick ist wirklich Erlebtes und Erfahrenes an passender Stelle eingeflochten. Die einem edeln didaktischen Zweck dienende Idee giebt der anmutigen Erzählung einen bedeutenden erzieherischen Wert und erhebt sie weit über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre unserer Schüler und Schülerinnen. Es ist ein echtes und reiches Poetengemüt, das sich in der schlichten und doch so überaus liebenswürdigen Gabe offenbart. Mir persönlich haben es in der merkwürdigen Geschichte besonders auch der waldfrische Bergduft und die anheimelnde Stimmung der örtlichen Schilderungen angethan. Ein eigenes Lob verdient die klare, gefällige, jede unnatürliche und verschrobene Wendung peinlich vermeidende Sprache Paschalis; mancher unserer Jüngstdeutschen könnte in dieser Beziehung von der „Silbernen Glocke" lernen. Die in das Märchen verwobenen Liederproben bekunden eine anerkennenswerte Reim- und Formgewandtheit und einen sehr geläuterten Geschmack. Zur Verbesserung der störenden Druckfehler bietet sich hoffentlich recht bald Gelegenheit; durch den erfreulichen Absatz des Werkchens im Kreise der reichsländischen Schul- und Volksbibliotheken ist nämlich die erste Auflage schon nahezu vergriffen. Möge dem jungen elsässischen Autor, welcher zu den schönsten Erwartungen berechtigt, auch ausserhalb der Grenzen seines engeren Heimatlandes freundliche und thatkräftige Unterstützung zu teil werden!

Strassburg i. E. Christian Schmitt.

Zur Antikritik.

Nochmals die „Grenzboten".

Die vorige Nr. war leider bereits gedruckt, als mir die „Grenzboten" vom 19. April zu Gesicht kamen, ich würde mich sonst weit weniger glimpflich mit dieser Zeitschrift beschäftigt haben. Auf S. 138 erwähnter Nr. findet sich der schöne Satz: „Ideale aber zu schaffen ist die höchste Aufgabe der Erziehung". Zwei Seiten weiter wird dazu folgende Illustration geliefert: Ein gewisser Professor entdeckt, dass ein Mitarbeiter der „N. l. Bl." als Primaner seines Gymnasiums noch sein Schüler ist. Dass das hochbedeutsame Talent des strebsamen Jünglings bereits in den weitesten Kreisen und bei ehrlich denkenden Richtern lebhafte Anerkennung fand, weiss der Herr vermutlich nicht. Er sendet den „Grenzboten" einen Klatschartikel in einem prächtigen Quintanerdeutsch, mischt auch etwas Frivolität hinzu und giebt ausserdem öffentlich (!) wieder, was in der Konferenz der Gymnasiallehrer über unsern Mitarbeiter verhandelt ward. Ich überlasse es dem geehrten Leser, die Handlungsweise eines solchen Mannes zu beurteilen, über ihn ein „Pfui" auszurufen, halte ich mich zu gut. Hoffentlich beschäftigt sich eine betreffende Schulbehörde noch mit diesem Menschen, der vom Erzieher mindestens ebensoweit entfernt ist, wie die Zeitschrift, die solche Mitarbeiter hat, von dem, was man als „litterarischen Anstand" bezeichnet. Die geehrten Leser der „N. l. Bl." wissen aber jetzt, wie es mit dem „guten Geschmack" (!!!) des Grenzbotenredakteurs bestellt ist. Diese Probe desselben zeigt zugleich, welchen Wert man den Auslassungen der „Grenzboten" überhaupt beimessen darf. Ob *Gustav Freitag* wohl dieses Blatt, dem er einst mit so grossem Eifer vorstand, noch liest?

Br. F. H.

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. Juli 1894. Nr. 10.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12,** schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt" durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Bekenntnis einer schönen Seele.

Motto:

„Es muss auch solche Käuze geben."

Goethe, Faust I.

Unlängst kam in einer Gesellschaft auch die Rede auf die Litteratur der Gegenwart, und mit Wohlbehagen ward diese Gelegenheit benutzt, dem Herausgeber dieser Blätter mit zahmer Ironie, die sich leidlich in den Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit bewegte, zu zeigen, wie wenig man für seine Bestrebungen über habe. Ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen, — schliesslich habe ich das meine auch dabei gefunden. Aus der mehrstündigen Debatte sei folgender kurzer Dialog herausgegriffen.

Professor *X.* (Altphilologe; wie man sagt, auch heimlich in lateinischen Versen machend). Glauben Sie denn wirklich, dass Sie mit Ihren „N. l. Bl." *einen* Hund hinterm Ofen hervorlocken?

Ich. Abgesehen davon, verehrter Herr Professor, dass ein derartiges Bestreben mir fern liegt, möchte ich bemerken, dass ich zunächst *gar* nichts *glaube,* sondern der festen Hoffnung lebe, ein kleines Scherflein wenigstens zur Erweckung des litterarischen Interesses beitragen zu können, — ich meine des Interesses für unsere *gegenwärtige* Litteratur; denn das dasselbe für unser Schrifttum im allgemeinen vorhanden ist, sollte man billiger Weise bei jedem *Gebildeten* wenigstens voraussetzen können.

X. Nun ja, — es kommt darauf an, wie viel Sie verlangen. Unser Schrifttum hat eine wesentliche Bedeutung, — abgesehen von unseren Klassikern vielleicht — für uns *Männer* aber *nicht.* Wir haben den nie versiegenden Born der Schönheit in den unerschöpflichen Geistesschätzen des alten Griechenlands und Roms zu suchen. Für das weibliche Geschlecht mag Ihre Bemerkung zutreffend sein, das will lediglich unterhalten und allenfalls unterhaltend gebildet sein.

Ich. Dadurch sprechen Sie eigentlich unserer ganzen deutschen Litteratur, gelinde gesagt, das Todesurteil, und unsere Frauen werden Ihnen wenig Dank für das Kompliment wissen, das Sie ihnen eben gemacht haben. Aber Ihrer kategorischen Behauptung, Herr Professor, muss ich eine ebenso entschiedene Behauptung gegenüberstellen, und ich weiss, dass mir die Herren darin zum grossen Teil zustimmen werden, nämlich die Behauptung, dass Niemand den Geist seiner Zeit erfasst, der nicht auch das Schrifttum dieser Zeit geniesst und versteht...

X. Ihre Behauptung lässt an Kühnheit nichts zu wünschen übrig, denn....

Ich. Verzeihen Sie, ich war noch nicht mit derselben zu Ende, ich folgere eben daraus

auch, dass Niemand *unsere* Zeit versteht, der nicht auch unseren *gegenwärtig* schaffenden Dichtern und Schriftstellern ein warmes Verständnis entgegenbringt. (Ein Herr wagte Bravo zu rufen.)

X. Nun, da Sie Sich in einer Weise äussern, die für mich, ja für alle *wissenschaftlich* gebildeten Menschen beleidigend sein muss, so erkläre ich Ihnen, dass ich nicht gewillt bin, den Schmutz mit durchwaten zu helfen, in den uns unsere gegenwärtige Litteratur führt.

Ich. Es thut mir leid, dass Sie so erregt sind, obgleich ich Ihrer kühnen Behauptung, die Sie schwerlich werden beweisen können, nur eine Behauptung entgegenstellte, die Ihnen die Geschichte beweisen muss. Beweist uns nicht auch die Tagesgeschichte, wie wenig Verständnis man unter anderm für alle volkswirtschaftlichen Aufgaben, für das Leiden und auch die Freuden vieler unserer deutschen Brüder in den Kreisen findet, die sich als wissenschaftlich gebildet zu bezeichnen lieben? All das spiegelt sich in unserer gegenwärtigen Litteratur wieder, und das bezeichnen Sie als Schmutz?

X. Haben Sie denn nie von den Naturalisten und Realisten oder wie sie sonst heissen, gehört, wissen Sie denn nicht, wie es diesen nur daran liegt, die hässlichsten Gefühle im Menschen zu erregen, die Moral zu erschüttern und jede gute Sitte zu untergraben? Haben Sie noch nie von Zola gehört?

Ich. Gewiss, Herr Professor, ich glaube sagen zu dürfen, ohne als anmassend zu gelten, studiert. Darf ich fragen, ob auch Sie es thaten?

X. Ich, schämen Sie Sich nicht, mir so etwas zuzumuten?

Ich. Jawohl, Herr Professor, ich gestehe, dass ich mich schäme, ich hatte etwas zu viel vorausgesetzt. Aber Sie werden gestatten, dass ich die Debatte über ein Gebiet abbreche, das Sie leider nach eigenem Geständnis weder kennen, noch kennen zu lernen wünschen.

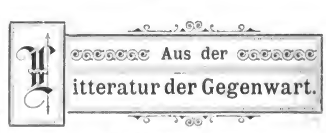
X. Soll das etwa eine Zumutung sein, Ihre Blätter zu lesen?

Ich. O bewahre, die wenden sich nicht an *wissenschaftlich* gebildete Männer, sie wollen sich vielmehr an Litteraturfreunde aller Kreise zu dem Ihnen schon angegebenen Zwecke wenden. Derselbe schliesst eine sogenannte Wissenschaftlichkeit in Ihrem Sinne aus; ich wollte nur, dass ich allen Kreisen, auch denjenigen, für die Sie vielleicht nur ein Naserümpfen haben, so verständlich wäre, wie es zu sein ich mich redlich bemühe. — —

Damit ward das Gespräch auf die Berechtigung solcher Bestrebungen geführt. Herr Professor *X.* beteiligte sich mit Aussprüchen nicht mehr daran, sondern zog es vor, mit römischer Ruhe seine Havannah zu prüfen und mit homerischem Gelächter einzufallen, wenn die Debatte für ihn gar zu unwissenschaftlich ward, und als sie sich schliesslich auf socialpolitisches Gebiet lenkte, zog er es vor, derartigen Auseinandersetzungen seine ganze Nichtachtung durch Verschwinden von der Bildfläche zu zeigen.

Sollte Herr *X.* nicht typisch für manche Gesellschaftsklassen sein? Augenblicklich soll er mit grösstem Fleisse, wie ich hörte, die „N. l. Bl." lesen. Nun, vielleicht erfährt man aus den „Grenzboten" und ähnlichen Blättern davon, denen meine gesunde Verdauung, — herzhaftes Lachen soll ja darin Grosses leisten. — so sehr am Herzen liegt.

Br. **F. H.**



Heldenseelen.

Psychodrama in freien Rythmen
aus den Trauertagen Przibrams am heiligen Berge
(31. Mai 1892).

Von **Franziskus Hähnel.**

Motto:

„. . . wahrlich, hohen Muts bedarf das Herz,
Wenn wild, wie Flut auf Flut zerschmolznen Golds
Feurig die Übermacht des Feindes naht! . . ."
— — — — — — — — — — — —
„. . . Nicht Einzelnen, — ich will's dem Volke künden."
Richard von Meerheimb.

Glück auf, Freund Goltz, und wohl bekomm's,
Was dir der Hausfrau Treu zum Vesper bot, —
Nein lasst, Frau Steigerin, ich danke schön,
Hab schon mein Teil, — ihr wisst, die alte Kortel
Sorgt für den Huckebein, den Junggesellen,
Wie ihr für euren Mann und eure Kleinen. . .
O, wie mir's doch so wohl ums Herze wird,
Wenn ich die ganze Schar am runden Tisch
Hier schmausen sehe. — — richtig, jetzt sind's acht, —
Zwei brave Jungens sind als Knapp im Stollen, —
Frau Steigerin, da fehl'n nur zwei zum Dutzend...
Ja lacht nur, lacht, der alte Humpelfuss,
Der Ausgediente, der am Fahrstuhl höchstens

Zur Anfahrt noch die Schelle schwingt, macht Scherz,
Wird jung bei euch! Freund Goltz, wie bist du glücklich!
Sieh, Poldi meint es auch, schlägt dich auf's Schurzfell,
Als ob die Händchen das Gezäh*) schon führten,
Ein Prachtbub, Goltz, er wird wie deine Grossen!
Komm, Poldi, komm zum Onkel Huckebein, —
Na, willst nicht? — „Tomm" doch, „tomm", —
Schau hier am Grubenlicht, da glänzt was —, siehste,
Da hab' ich ihn, — nun Poldi, sag mir's gleich, was willst
Denn werden, wenn du erst so gross, wie Vater, — —
Auch „Peckmann, Steiga?" — Das ist brav.
Wir Bergleut' steh'n bei dem dort droben
In ganz besondrer Gunst! Ich wär' nicht mehr,
Hätt' er mich nicht, als bei der Ausfahrt aus
Dem Annaschacht das rechte Bein mir zwischen
Der Förderschale**) und der Schachtwand blieb,
Durch deinen braven Vater — —
na, Goltz, warum
Denn sollen's deine Kinder nicht vernehmen,
Was du dem Josef Duschef that'st?
Mir ist's wie heut' — ich wähnt mein letztes Ständlein, —
Mir schwindelt schon vor Schmerz, — da springst du
Vom Fahrstuhl auf mich in den Stollen, reisst mich
Zurück — — ein Augenblick, auch du wärst —
Frau Steigerin, ja der dort oben gab uns Rettung!
Doch Goltz, wenn auch an meinem Leben Niemand
Sonst lag, ich kann's dir nie vergessen.
Wir Bergleut', die wir stündlich todumfangen,
Wir wissen, wie das Leben herrlich ist,
Da wir's uns täglich neu erringen.
Verzeiht, Frau Steigerin, ich komm ins Schwätzen,
Goltz ist zur Anfahrt für die Nacht gerüstet, —
Komm, ich begleit dich heut', — ich humpel gern
Zum alten Schacht „Marie'n" im Birkenberg-schen Werk,
Wo's Silber aus den Bleiglanzadern blinkt
Wie nirgends sonst im „heil'gen Berge". . . .
Glück auf, Frau Steigerin, heut' Abend komm
Ich auf ein Stündchen, wenn die Racker schlafen,
Zum Plaudern! — Was horchst du, Goltz?
Du blickst so ernst? Die Turmglock läutet Sturm?
In Przibram brennt's vielleicht, doch nein,
Auch von Werk Birkenberg da läutets,
Von allen Dörfern läutets, —
Heda, ihr Knappen sagt, — — was, Goltz?
Im Marienschacht — —

*) Gezäh — Werkzeuge, deren sich der Bergmann bei seiner Handarbeit bedient.

**) Förderschale oder Schale sind die Abteilungen in der Fahrkunst, sogenannte Fahrstühle, mit denen der Bergmann an- und ausfährt; die Förderschale beim Seilfahren hat z. B. die zulässige Geschwindigkeit von 3-6 m in der Sec., der Marienschacht im heiligen Berge besitzt allein eine Tiefe von 1120 m. — F. H.

O Herrgott hilf, — brennt das Gebälk, —
Komm, lass uns eilen, Goltz,
Zur Rettung der Belegschaft, —
Ich kann so schnell nicht, lauf nur zu, — — ich komm
Schon nachgehumpelt! — — Lasst mich, Mütterchen,
Im Birkenberg, da brennt's im Werk, —
Drei Jungens habt ihr drin? — Hilf Gott,
Ich, — jetzt lasst mich nur, — — heut'
Muss jeder helfen! — — Das alte Stelzbein
Bringt gar zu langsam mich vom Fleck,
Der Sonne letzte Strahlen golden schon
Die Berge. — Von Fackeln flammt es rings,
Da rennen sie und schreien, weinen, stöhnen
Um ihre Lieben unten in der Tiefe. —
Ich dank dir, Eugen Tauwitz, kann's gebrauchen,
Dass du mich stützst. — Lässt deinen Laden
Im Stich und eilst zum Werk? — Jawohl, ich hört's,
Gar grausig sei's. — doch nein, ich glaub' es nicht,
Ruchlose Hand, sagst du, hab Feuer an
Die Stützen im Schacht gelegt, — ruchlose —
O Herr des Himmels, heil'ge Mutter Gottes,
Wie wär' denn möglich solche Frevelthat!
Ich dank dir, Eugen, da ist schon der Schacht,
Will gleich zur Fahrkunst humpeln. —
Welch' ein Geschrei und ein Gewirr von Stimmen,
Schon sinkt die Nacht ins Thal und hüllt uns
In ihr grausig dunkles Wamms! —
Gebt eine Fackel mir. Dank sei dir, Knappe! —
Was, Obersteiger, die Schachte brennen alle,
Franz Josef-, Adalbert- und Annaschacht,
Hier ist's am schlimmsten, keine Rettung mehr?
O welch' ein Anblick, — umringt
Von Klagenden, von Wehdurchzuckten,
Ein Zug der Toten! — — O, ihr braven Knappen,
Die kaum noch kenntlich von der Feuerglut,
Ihr starbt den Tod der Pflicht! Goltz bracht sie?
Wo ist der Steiger? Hin zum Annaschacht,
Wo seine Jungen auf die Ausfahrt harren?
Wohlan, es gilt zu bergen, was wir der Tiefe
Entreissen können mit unsers Gottes Hilfe!
Wer ruft „Freiwillige vor, drei oder vier?"
Herr Obersteiger, wir alle gehen,
Sucht euch nur aus! O treue Jungens,
Echte Bergmannsseelen,
Da stürmen sie heran, die halb erstickt
Nach oben kamen und wollen mit.
O nehmt mich mit zum Annaschacht,
Kann mit der That nicht, kann mit Rat
Ich helfen, — wenn's Not thut, fährt
Der Stelzfuss auch noch an! — Die Fackeln hoch,
Es naht ein neuer Zug mit Leichen!
Vom Annaschacht schon, — auch dort
Die Hälfte der Belegschaft noch in
Der Tiefe?
Auch diese Toten holte Steiger Goltz
Mit seinen braven Knappen? —
Heldenseelen fürwahr, sie opfern sich
In reiner Menschenliebe
Für ihre Brüder!
Wer ruft mich, o so angstdurchzuckt, —
Was, ihr, Frau Steigerin und Poldi habt
Ihr auch im Arm? Der Bube wollt'

Zum Vater mit, indess die andern
Das Haus bewachen? Kommt, gebt
Ihn mir, — gleich sind wir da, man wird
Geschoben fast von der bestürzten Menge.
Ja, stark im Unglück sein, Frau Goltz,
Ich seh, ihr seid's! Ein Held ist euer Mann,
Schon zweimal fuhr er in die Tiefe ein,
Fuhr wieder aus und brachte Lebende — —
Und — Tote! Eure Jungens, Anton und Joss,
Sie sind im Stollen noch, o weint doch nicht,
Ihr Leben steht in unsers Gottes Hand! —
Jetzt bleibt zurück, ich will ans Sprachrohr eilen,
Das in die Tiefe führt zum letzten Stollen. . .
He, Obersteiger, lasst mich rufen
Nach Goltz, nach unserm braven Goltz!
Unmöglich ist's, da dringen keine Worte
Mehr nach unten, —
Sie hörens nicht im wilden Hilfeschrein!
Noch über hundert treue Bergleut unten,
Und Goltz noch nicht zurück von dritter Fahrt?
Ein Glück, dass hier der Abbau noch nicht brennt, —
Seht, Obersteiger, — sie läuten zur Ausfahrt, —
Lasst mich, Frau Steigerin, — Goltz kommt,
Kommt sicher, — Poldi, ruhig, Vater will Anton
Und Joss zur Ausfahrt führ'n! —
Drängt euch nicht vor, die Kinder fort,
Für sie ist's hier kein Anblick!
O herzzerreissend bebt das Geschrei
In meiner Brust! Da, — da — Goltz, Goltz,
Wir haben dich wieder, braver Held,
Und zwanzig Mann dem Tode abgerungen, —
— Nur Joss und Anton nicht! — —
Da ist dein Weib und Poldi! — —
So ist es recht, wischt ihm mit eurem
Von Thränen nassem Tuch die Augen, —
Ihr habt ihn wieder, haltet euch umschlungen,
Ihr treuen Seelen, — doch hinweg, man muss
Ersticken ja vor Rauch und — Blutgeruch, —
Kommt mit ins Freie, — — willst noch, Goltz,
Noch einmal in die Tiefe!? Bleib hier, mein Freund,
Ich will an deiner Statt nach Joss und Anton,
Der Obersteiger lässt mich mit, die Fahrkunst
Ist noch in bester Ordnung! —
O Himmel, — noch einen inn'gen Kuss —
Er reisst sich los, — —
Frau Goltz, Gott ist mit ihm! Die Armen, die
Dort unten hilflos schreien, sie sind
Dem edlen Herzen nah wie Weib und Kind.
Sind unsere Brüder, unser aller Brüder,
Sie schrei'n nach Hülfe, Joss und Anton auch,
Bleibt stark, wie er, bleibt stark,
Vertraut dem Höchsten! — —
Er fuhr zur vierten Fahrt mit drei Genossen an, —
Die Heldenseelen! — —
Und ich, der Krüppel, kann nichts thun!
Seht dort, welch Bild voll bittren Weh's und Leid's,
Dort auf des braven Dubec's Leiche ruht
Sein weinend Weib, in ihrer Hand bebt zitternd
Der letzte Gruss, den in der grausen Tiefe
Er kritzelte, bis ihn der Qualm erstickte.
Sein letztes Grüssen galt seinem Weibe!
Glaubt, Steigerin, auch Goltz denkt jetzt
An euch und eure Kinder mit treuer Liebe,
Doch tief, tief ist ihm die Menschenpflicht
Ins Herz gegraben. . . . .
Die Minuten eilen — — —
Sie werden uns zu Stunden. — — . . .
Die Fackeln leuchten schaurig durch die Nacht!
Lauter wird das Wimmern und Klagen
Um uns her! — Ja weint euch aus,
Die alles ihr verliert dort in der Tiefe. —
Es waren Heldenseelen darunter,
Die sich geopfert für die Brüder! —
Jetzt läutets wieder, — die Pfeife schrillt, —
Die Fahrkunst knarrt — —
Die Förderschale — — — o welch ein Anblick,
Das Antlitz weg, Frau Steigerin,
Leer ist die erste Schale, — Menschenglieder
Nur darauf, — im Schacht zerrissen,
Wie ich dereinst mein Bein verlor. — —
Jetzt die letzte Schale, — drei Halberstickte, —
Goltz nicht — — dabei? —
He, Jacob Stelzner, wo ist der Steiger, wo —
Noch — — unten? —
Herrgott, diesmal misslang sein Rettungswerk. —
Nein, Obersteiger, lass jetzt mich hinunter,
Ich wag's, — jetzt gilt's sein Leben retten,
Wie er das meine mir erhalten, —
Platz da, ich will hinab!
Frau Steigerin, auf Wiedersehen — —
Mit Goltz, — — sonst droben. . . . .
Nehmt mich mit auf die Schale, — los!
He — langsam, damit der Atem im Qualm
Uns nicht vergeht! — — Die Grubenlichte
Glühn — schwach wie Kohlen im erstickten Feuer. —
Mein Gott, der Krach — — —
Dort schwält auch das Gebälk!
Jetzt halt, — der Clarastollen — —
Leer schon, — — tiefer fahren, tiefer! — —
Jetzt steht die Schale; — sie klammern sich
Verzweifelnd d'ran, — — ich muss ersticken —
Goltz, — — wo bist du, Goltz? —
Da aus dem Stollen seine Stimme. —
Ich bin's, der Josef — —
Ich grüsse dich von Weib — und Kind! —
Hier ist's noch freier, — was, verwundet,
Verbrannt, zerquetscht, — — deine Jungens —
Tot? — Tot! — — Vergebens!
Komm Goltz, zur Auffahrt, — die Schale steigt, —
Ich halte dich — —
Hilf Himmel, — das Getöse, — ein Balken brach,
Das Seilwerk riss — —
Mit ihm der letzte Hoffnungsfaden! —
Goltz, wir sterben zusammen —
Bei deinen Jungens — — Goltz, deine Hand,
Glückauf! — — — Hier, — hier —
Der Rauch, — ich sehe nichts — — ersticke — —
— — — Goltz, — —
Lass uns — — be — — ten — — —
Auch du — — schon — — —
Es — geht zu En — — — de . . . . . .
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

....

Über den modernen Roman.

Man hat in den letzten Jahren viel von einem sogenannten Naturalismus in Deutschland gesprochen, obwohl eigentlich kein Mensch so recht wusste, was darunter zu verstehen sei. Die ersten Heisssporne der Richtung beschäftigten sich damit die letzten Lebensstunden eines sterbenden Hundes oder einer Katze minutiös genau zu schildern und erklärten, das sei die wahre Kunst, der Naturalismus. Diese Leute drangen nicht durch. Die nächstfolgenden waren klüger und wählten in Romanform pikante Abenteuer aus der Berliner Halbwelt, die mit Claurenscher Sentimentalität aufgeputzt waren. Diese Leute drangen durch — sie redeten nun dem Publikum ein, dies sei der echte, der wahre Naturalismus. Die Kritik urteilte, sobald in einem Roman eine Kellnerin oder eine sonstige nicht ganz einwandsfreie Dame vorkam, so sei derselbe naturalistisch, und war demzufolge zu behandeln. Man einigte sich schliesslich dahin, dass alles, was nicht korrekt-offiziell oder nicht akademisch schön war, als Naturalismus zu bezeichnen sei.

Dabei haben sich alle Teile gut gestanden. Den wirklichen, titanischen Naturalismus freilich, das Kunstwerk, das durch seine einschneidende Kritik die Tiefen von Welt und Gesellschaft blosslegt wie Zola's Germinal oder Maupassant's Bel-ami, das haben wir nicht gekriegt. Indess, wozu brauchen wir Deutschen das auch? Wir haben ja Ebers „unsterbliche“ Werke und N. von Eschstruths „Polnisch Blut“. Und jetzt, da die Romane von Tovote und Sudermann ins Publikum dringen, bildet man sich ein, dass mit diesen der Realismus wirklich schon grosse Aufgaben geleistet habe.

Für jeden, der genauer zusieht, liegt es auf der Hand, dass von einer wirklichen Wiedergabe deutschen Lebens der Gegenwart in all diesen Arbeiten noch gar nicht die Rede ist. Da überhaupt die Wenigsten in ihrem ganzen Umfange sich klar machen, wie sehr Deutschland und das ganze deutsche Geistesleben sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren verändert hat, so fehlt natürlich die Grundbedingung des realistischen Romans — nämlich eine neue Auffassung des neuen, des kaiserlichen Deutschlands. Der neue deutsche Roman wird das sein, was Balzacs „Comédie humaine“ für das Frankreich seiner Zeit war, nämlich ein Kulturpanorama, in dem jede Erscheinung, jeder Typus und jeder soziale Vorgang notiert wird. Er wird sich ebenso sehr mit dem ostpreussischen Bauer wie mit dem friesischen Schiffer, mit dem Münchener Künstler, wie mit dem Berliner Offizier beschäftigen. Der deutsche Roman von früher bewegte sich mit Vorliebe in romantischen Schlössern, idyllischen Waldthälern und kleinen Residenzen — der neue deutsche Roman würde sich in die Fabriken und Wiener Café's, in die Comptoire und Operettentheater, wohin auch immer die Wellen des modernen Lebens schlagen, begeben. Er würde vor allem nicht einseitig an Berlin kleben — er würde die ganze Culturarbeit der deutschen Raçe registrieren, und er würde vielleicht den Begriff des neuen, kaiserlichen Deutschlands erst schaffen im Volksbewusstsein.

Dies wäre eine Aufgabe für Realisten. Es wäre ihnen dann nur zu wünschen, dass sie auch Leser finden.

Bremen. Oscar Mysing (Otto Mora).

Friedrich Wilhelm Weber.

Ein Gedenkblatt von **Uhlmann-Bixterheide.**
(Hamm in Westfalen.)

Er ruht, der wegmüde, ernste Wanderer in seinem Heiland; ein schweres, ernstes, treues Westfalengemüt suchte wie ein gebräunter Weltfahrer die Heimat und hat sie nun gefunden. Der einsame, grünumrauschte, stille Friedhof des kleinen westfälischen Landortes hat ihn aufgenommen, den Menschen und Christen, der zu bescheiden war, sich einen Dichter zu nennen und zu tief religiös, um als konfessioneller Parteimann gelten zu können.

Der Dichter von „Dreizehnlinden“, F. W. Weber, ist abberufen worden von demjenigen, zu dem sein kindliches Dichtergemüt emporgeblickt hat in gläubigem Vertrauen ein reiches, arbeitgesegnetes Leben lang. —

Er ruht. —

Sein Dichtergeist aber wird fortleben in seinem Volke; so lange es Westfalen giebt, wird man von dem erzählen, dessen einziger Stolz darin lag, ein Westfale und ein treuer Sohn seiner Kirche zu sein.

„Rügt es nicht, wenn ich den Helden
In der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal euch ein Träumer,
Nun, er war ja ein Westfale.

— Zäh, doch bildsam, herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen,
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen.“

Das ist das Prototyp des Westfalen und das ist F. W. Weber.

Als einfacher Leute Kind, als der Sohn eines Försters, hat Weber den Lebensweg angetreten, von dem er selbst singt:

„Mir griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken,
Den Knaben hat es derb gezaust,
Hat ihn umsungen und umsaust,
Und wahrlich nicht mit Blütenflocken.“

und dann weiter:

„Und „schaffen“ rief's; „die Stunde flieht!“
Und trieb mich aus der Mutter Kammer;
„Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied,“
Ich weint' und fasste Zang' und Hammer.“

Und der Mensch und Arzt hat sich gemüht.

„Mit Not und Tod ein unablässig Kämpfen,
Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen
Durch Gottes Huld mit Sinn und leiser Hand;
Schlaflose Nächte, ruhelose Tage,
Dank, Undank auch; viel Harm und keine Klage.“

Das ist das Bild, das der Dichter von den besten Jahren seines Lebens entwirft.

Mit Lust und Liebe hat er sich dem arbeitsreichen, schweren Berufe hingegeben, stets zuletzt an sich gedacht, gedient, und der Lohn war Frieden.

Dann kommt der Dichter. — Erst 1878 zu einer Zeit, wo Weber schon nahezu 65 Jahre zählte, erschien „Dreizehnlinden", das seinen Verfasser mit einem Schlage in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichter stellte, und — wie mir Weber im vorigen Jahre noch selbst schrieb — in einem Zeitraum von 15 Jahren ausser zahlreichen Uebersetzungen 57 Auflagen erlebte. Und das will bei einer lyrisch-epischen Dichtung in unseren Tagen viel bedeuten. Über diese Dichtung weiteres zu sagen, ist wohl unnötig. Es ist das ausgereifte Lebenswerk eines grossen, gottbegnadeten Dichters, ein Festgeschenk der Muse voll von reichem Gemütsleben und goldklarer Poesie. Unbekümmert um die Wirren und Kämpfe seiner Zeit schreitet Weber in ihm seine stillen Dichterpfade. Ihm waren sie fremd und sind sie fremd geblieben die Schlagworte der sich befehdenden Geister. Er hat nicht rechts, er hat nichts links geschaut, er ist den Weg gegangen, den er in seinem Gedicht „Dem Wanderer" so köstlich zum Ausdruck bringt:

„Was kümmern dich die Wasser,
Die unter der Brücke fliessen?
Geh' deines Weg's hinüber,
Mag's diesen und den verdriessen.
— — — — Trag' du nur deine Bürde
Mit rüstigem Fürbassstreben;
Du sollst, so ist verordnet,
Auf eigne Rechnung leben.

Das ist der Grundcharakterzug des Dichters und des Menschen Weber. Er hat sich wenig darum gekümmert, was die Aussenwelt zu seinem Thun und Schaffen sagte, sondern ist unentwegt auf dem Pfade weiter geschritten, den ihm ein vom besten idealen Streben verklärtes Ziel vorzeichnete.

Schon vor Erscheinen des vorerwähnten Epos hatte sich Weber durch eine ebenso feinsinnige, wie geschickte Übersetzung von Tennyson's Enoch Arden in litterarischen Kreisen bekannt gemacht.

Doch in „Dreizehnlinden" und in seinen 1881 erschienenen Gedichtbuche zeigt er sich auf der Sonnenhöhe seines künstlerischen Schaffens.

Das ist alles Vollkraft, reiches übersprudelndes Können. Hier mutet uns alles an wie ein frischer, sonniger Frühlingstag, so maienjung, so quellenrein tritt uns hier überall die hehre keusche Muse Webers entgegen. Die stark ausgeprägte Individualität Webers ist sich ihrer Ziele wohlbewusst und so hat er es denn nach regem Fleiss auch erreicht das Ziel, nach welchem er in arbeitswachen Nächten und schweren Tagen gerungen hat. Freilich nicht mit einem fleissigen Wirbel auf der Reklametrommel. Nein, während seines ganzen Lebens ist er das gewesen, als was er zur Ruhe gegangen ist, ein stiller, einfacher Mann. Er hat die gewöhnlichen Machmittel zur Erlangung des Unsterblichkeitspatents verschmäht und hat in stolzer, sich selbst genügender Einsamkeit so geschaffen, wie er in seinem wunderherrlichen Gedicht „Traum" — das wohl als sein Schwanengesang gelten darf — erzählt:

„Oft, wenn ich Nachts durch Busch und Berge ritt,
Gethaner Arbeit froh, auf stiller Strasse,
Erquoll mir Reim auf Reim, und fest im Masse
Des Verses Klang, des Schimmels munt'rer Schritt.

Was nun die Poesie Webers so besonders stark hervorhebt und ihn Annette von Droste würdig zur Seite stellen lässt, ist das nur allen echten Poeten eigene grundtiefe Wurzeln im heimatlichen Boden. Aus Webers Dichtungen sehen wir sie sich hervorheben, die weiten sonnigen Triften, die braunen Heiden, die Roggen- und Weizenfelder und die hohen Eichen- und Buchengänge des südöstlichen Westfalen. Hier ist ihm kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm fremd, hier kennt er jeden Vogel in Wald und Feld, jedes grüne Fädchen, das des lieben Herrgotts Sonne bescheint. —

Wollte man Weber im Übrigen irgend einem „Ismus" zurechnen, so würde man ihm bitter unrecht thun. Er ist stets nur der stille Künstler seiner selbst gewesen, wie es auch weiter oben erwähnt wurde. —

Nun, da er still geworden und schlafen gegangen ist, bleibt es die Aufgabe der Westfalen, sich seines Vermächtnisses würdig zu zeigen. Webers Bücher sollten in keinem Hause, vom Palast bis zur Hütte fehlen. Ihr Segen wird ein bleibender sein. Das wäre die erste Ehrenschuld. Sodann möchte ich den Gedanken zur Errichtung eines Weberdenkmals angeregt haben. Ob's frommt? Vielleicht! Vielleicht auch nicht!

Das wäre ein äusserliches Zeichen der Liebe und Verehrung für den Mann, der sich in seinen Werken einen ideellen Gedenkstein errichtet hat, wenn er singt:

„Der Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
Und langen Reih'n verschollner Ahnen! —"

Berichtigung. In dem Gedichte **„Am Abend"** von **Gustav Falke** in der vorigen Nr. (S. 135) hat sich leider ein hässlicher Druckfehler eingeschlichen; es muss in der 1. Zeile der 2. Strofe **„Tänzerinnen"** statt „Jungerinnen" heissen.

Die Gedichte mussten aus technischen Gründen zurückgestellt werden.

Die Schriftleitung.

Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

XV. Arthur Pfungst.

Nur wenigen bedeutenden Dichtern unserer Tage ist es gelungen, so ungeteilt den Beifall des Publikums und der Presse zu erringen,

wie es Arthur Pfungst beschieden war. Als er unter dem Pseudonym *Arthur Cornelius* 1884 zuerst seine Gedichtssammlung „Lose Blätter", die drei Jahre später unter seinem wahren Namen in 2. Auflage erscheinen konnte, herausgab, da erkannte man bereits, dass ein ernster Dichter, der seinem Volke vieles zu sagen hatte, in kraftvollen, markigen Poesien sein Bestes gab. Und als seiner Sammlung 1890 der erste Teil seines gross angelegten Epos „Laskaris" (Laskaris Jugend)*) folgte, da hatte der Dichter gezeigt, dass er einer der wenigen war, die dem deutschen Epos wieder Freunde in den weitesten Kreisen erobern würden. Mit Erwartung sieht man dem letzten Teile dieses an Schönheiten so reichen Gedichtes (der II. Teil, „Der Alchimist", erschien 1893**) entgegen, da man weiss, dass Arthur Pfungst nichts veröffentlicht, was nicht in seinem Innern völlig ausgereift ist. In wenigen Wochen erscheint eine neue Gedichtssammlung, aus der die Leser der „N. l. Bl." bereits einige prächtige Perlen kennen gelernt haben. Ich werde bei der Besprechung derselben die Eigenart des Dichters zu charakterisieren suchen.

Dr. phil. Arthur Pfungst wurde am 6. März 1864 zu Frankfurt a. M. geboren, studierte 1882 auf dem Polytechnikum zu Hannover Mathematik und Naturwissenschaft, bestand dort auch als Externer sein Maturitätsexamen am Realgymnasium und bezog dann die Universität Leipzig, wo er 1886 auf Grund einer Arbeit aus dem Gebiete der organischen Chemie promovierte. Nach der Absolvierung seiner einjährigen Dienstpflicht ist er in die Fabrik seines Vaters eingetreten, für die er besonders auf vielen Reisen, die ihn bald nach Italien, bald nach Schweden führen, thätig ist. Seine Mussezeit in Frankfurt widmete er in den letzten Jahren mit grossem Erfolge der Gesellschaft zur Verbreitung ethischer Kultur; auch zu wissenschaftlichen Arbeiten hat er manches Stündchen abzuwinnen gewusst. 1886 veröffentlichte er seine Übersetzung von Edwin Arnolds berühmtem Epos „Die Leuchte Asiens", das in England bereits 24 Auflagen gefunden hatte. Als weitere Frucht des Studiums buddhistischer Poesie und Weisheit erschien 1889 die Übersetzung des 1. Teiles des ältesten kanonischen Buches der Inder „Die Sutta-Nipata Uragavagga und Kûlavagga", auch übersetzte er 1890 das kolonialpolitische Werk E. Bannings, Die politische Teilung Afrikas nach den neuesten internationalen Vereinbarungen.

XVI. Oscar Mysing (Otto Mora).

Wie Arthur Pfungst auf lyrischem und epischem Gebiete, so errang Otto Mora (Pseud. für Dr. Oscar Mysing) in kurzer Zeit als Romanschriftsteller in der gegenwärtigen Litteratur eine hochangesehene Stellung, die u. a. auch bereits von Otto von Leixner in seiner Litteraturgeschichte gebührend gewürdigt ward. Seine grosse realistische Darstellungskraft, sein tiefes Verständnis für alle Zeitbewegungen und der gesunde Flug seiner Phantasie zeigt besonders sein letzter grösserer Roman „Im Kampf der Gesellschaft" (1894), der auf S. 159 dieser Nr. ausführlicher gewürdigt ward. 1890 veröffentlichte er seinen ersten Roman „Der Reaktionär", dem 1891 die Novellensammlung „Heidnische Geschichten" und sein Roman „Überreif" folgten. Auch der letztere gab ein hervorragendes Zeugnis von seiner scharfen Beobachtungsgabe, die Gestalten aus dem wirklichen Leben mit grösster Treue dem Leser vorführt, und vorzüglich ist zugleich in „Überreif" das Leipziger Lokalkolorit, das Studententum in seinen verschiedenen Bestrebungen wiedergegeben. Ende 1892 erschien der bereits (Vergl. I. Jahrg. S. 41) besprochene Roman „Der Revolutionär". Im vergangenen Jahre veröffentlichte er ausserdem die fünf Novellen enthaltende Sammlung „Moderne Liebe" (Bremen, Verlag von Eduard Hampe) und nach seinem Romane „Im Kampf der Gesellschaft" die Erzählungen „Ein Kampf um Liebe" und „Satan auf Reisen" (Berlin, Verlag von Otto Janke). Während die letztere das Problem des Anachismus in geistvoller Weise zu beleuchten versucht, zeichnet er in „Ein Kampf um Liebe" in Herbert Nerdhoff eine echte Wikingnatur, eine Gestalt, wie sie der Griffel Mysings gern und kraftvoll entwirft. Auch die Novellen „Moderne Liebe" zeigen des Verfassers Beobachtungs- und Darstellungstalent aufs beste, wenn sie auch mit des Dichters grösseren Gaben einen Vergleich nicht bestehen können. Jedenfalls hat der deutsche Leser auf dem Gebiete des Romans von Oscar Mysing noch mehr zu erhoffen, als von denjenigen Romanciers, die augenblicklich noch im Vordergrunde des litterarischen Interesses stehen.

Dr. Oscar Mysing wurde am 1. November 1867 in Bremen als der Sohn eines dortigen Kaufmannes geboren. Er verlebte von 1872—82 seine Jugendzeit in Dresden, absolvierte von 1888—1891 seine Universitätsstudien in Berlin und Leipzig und machte darauf eine längere Reise nach Frankreich und im Sommer 1892 nach Österreich. Zu seinen grösseren Romanen macht Mysing die umfangreichsten Lokalstudien; sein nächster Roman, der das Münchener Leben zum Hintergrunde haben wird, ward in diesem Frühjahre in der bayrischen Hauptstadt von ihm vorbereitet. Mysing gehört nicht zu den Scheinmodernen, weder nach seinem Stil, der kraftvoll, klar und ungekünstelt ist, noch nach seinen Stoffen, die, wenn sie auch nicht immer soziale Probleme umfassen, doch aus dem Zeitgeist herausgeboren sind. Er hat deshalb auch weder nach einer sogenannten Schule, noch Richtung hin Anschluss gesucht, sondern geht unentwegt dem ihm vorschwebenden Ziele nach.

Arthur Pfungst sowohl, wie Oscar Mysing werden dem Litteraturhistoriker der Zukunft Veranlassung zu ihrer eingehendsten Würdigung geben. Aus den Dichtungen beider spiegelt ein gutes und echtes Stück Zeitgeschichte wieder.

*) Siehe „N. l. Bl." I. Jahrg. S. 40.
**) Siehe „N. l. Bl." I. Jahrg. S. 120.

Die „**Litterarische Rundschau**“ und die „**Zeitungsschau**“ mussten aus technischen Gründen für die nächste Nr. zurückgestellt werden.

Eingesandte Neuerscheinungen.

Wilhelm Emanuel Backhaus, Das Wesen des des Humors. Eine Untersuchung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig 1894. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Julius Hart, Geschichte der Weltlitteratur. I. Bd. (Lief. 1–21.) Berlin und Leipzig 1894. Verlag von W. Pauli's Nachf. (H. Serosch). Eleg. geb. Mk. 7.50. (Lief. 30 Pf.)

Konrad Telmann, Schattenpflanzen. Novellen. Dresden und Leipzig 1894. Verlag von Carl Reissner.

Paul Grotowsky, Der eiserne Kanzler im deutschen Lied. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Giessen 1894. Verlag von Carl Krebs.

Hermann Hartmann, Am römischen Grenzwalle. Altgermanische Erzählungen. Minden i./W. 1894. J. C. C. Bruns Verlag. Preis broch. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.—.

G. Plechanow, N. G. Tschernischewsky. Eine litterar-historische Studie. Stuttgart 1894. Verlag von J. H. W. Dietz. Preis. brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—.

Hermann Türck. Kuno Fischers kritische Methode. Jena 1894. Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk).

Grillparzers sämtliche Werke. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. Lief. 3—6. Preis à Lief. 40 Pf.

Hanz Benzmann, Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes. Grossenhain und Leipzig 1894. Verlag von Baumert & Ronge. Preis brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Johann Peter, Der Poet im Dorfschulhause. Ausgewählte Gedichte. Grossenhain und Leipzig 1894. Verlag von Baumert & Ronge. Preis brosch. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.50.

B. Perez Galdo's Freund Manso. Roman aus dem Spanischen, übersetzt von Freiherr E. von Buddenbrock. Berlin 1894. Verlag von Karl Sigismund. Preis Mk. 4.—.

Hans Lingk, Wintersaat. Lyrische Blätter. Leipzig 1894. Robert Claussners Verlag. Preis brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Theodor Renneberg, Gedichte. Wörmlitz b. Halle a. S. Selbstverlag des Verfassers. Preis Mk. 1.—.

H. Haug, Vergleichende Erdkunde und Alttestamentlich-geographische Weltgeschichte. Mit 10 Karten (8 in Farbendruck). Gotha 1894. Selbstverlag.

Hermann Kiehne. Die Deutschen Lyriker der Gegenwart. Ein Sammelwerk mit Quellenangabe und litterarisch-kritischem Begleitwort. Diamantausg. 1. Band. Nordhausen 1894. Selbstverlag des Verfassers.

Hermann Kiehne. Die Dorfprinzess. Volksstück in 1 Akt. Diamantausg. Nordhausen 1894. Selbstverlag des Verfassers.

Aus dem Verlage von *Wilhelm Friedrich*, Leipzig:

Peter Merwin, Ein Primaner-Proletarier und andere soziale Seelen-Dramen. Preis Mk. 1.50.

Oscar Panizza, Der heilige Staatsanwalt. Eine moralische Komödie in fünf Scenen. Preis Mk. 1.—.

Richard Wrede, Eine? Schauspiel. Mk. 3.—.

Walter Harlau, Sein Beruf. Schauspiel. Mk. 2.

Raimund Eckardt, Phantast. Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Preis Mk. 1.—.

Max Brehna, Zu spät! und andere Novellen. Preis Mk. 3.—.

Max Jahn, Ideale und Skeptizismen. Lyrische Gedichte. Preis Mk. 1.50.

Ladislaus Syrokomla, Hans vom Friedhof. Eine Dorfgeschichte. Aus dem Polnischen metrisch übertragen. Preis Mk. 1.—.

Bernhard Eulenstein, Henry George und die Bodenbesitzreform. Eine Abhandlung in zwei Repliken. Preis Mk. 1.—.

Aus dem Verlage von *Otto Janke*, Berlin:

Robert Schweichel, Der Axtschwinger. Roman aus den preussischen Hinterwäldern. 4. Aufl. Preis Mk. 2.

Franz Herczeg, Frau Lieutenant und andere Humoresken. Aus dem Ungarischen von Oskar von Krücken. Preis Mk. 1.—.

C. Eckberg, Heitere Grüsse. Humoresken. Preis Mk. 1.—.

Sandor Brody, Menschen. Humoresken aus dem Ungarischen von Oskar v. Krücken. Preis Mk. 1.—.

Aus dem Verlage von *S. Fischer*, Berlin:

Hermann Bahr, Caph. Novellen. Mit einer Zeichnung von Ferry Bératon. Preis Mk. 2.—.

Peter Nansen. Eine glückliche Ehe. Preis Mk. 2.

Stanislaw Przybyszewski. Das Werk des Edward Munch. Preis Mk. 1.—.

Aus *E. Pierson's Verlag*, Dresden und Leipzig:

Marie von Haugwitz (M. Manuela), Gedichte. Preis Mk. 2.—.

Anna Theiss. Saitenklänge. Dichtungen. Preis Mk. 1.50.

Rudolf Lothar, Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. Preis Ak. 2.—.

Wilhelm Wolters und **Karl Gjellerup**, Eine Million. Schauspiel in 3 Aufzügen. Preis Mk. 2.—.

An **Zeitschriften** gingen ein:

Die Gesellschaft. 10. Jahrgang. Hefte 4–5. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die Penaten. Eine Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Arnold Zschuppe. Dresden. Jahrg. 1894. Nrn. 6–8.

Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Herausgegeben von Eduard Fedor Kastner. Wien 1894, Nrn. 6—8.

Das zwanzigste Jahrhundert. Jahrg. 4, Hefte 7—8. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.
Schrattenthal's Frauen-Zeitung. 1. Jahrg., Nrn. 11—18. Pressburg.
Dresdener Hausfrauen-Zeitung. 7. Jahrg., Nrn. 7—13. Dresden.
Der Bildungs-Verein. 24. Jahrg., Nrn. 4—5. Berlin.
Der Zuschauer. Halbmonatschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben. Herausgegeben von *Otto Ernst* und *Konstantin Brunner*. 2. Jahrg., Nrn. 7—12. Hamburg.
Blätter für Deutsche Dichtung. Jahrbuch des Vereins „Ostarrichi". 2. Jahrg., Nrn. 4—5. Wien.
Gemeinnützige Rundschau. Nordwest. 18. Jahrg. Hefte 4—5. Bremerhaven und Leipzig. Verlag von Chr. G. Tienken.
Stern's Litterarisches Bulletin der Schweiz. Herausgeber und Redakteur: *Maurice Reinhold von Stern.* 2 Jahrg., Nrn. 10 bis 11. Zürich.
Die Romanwelt. Wochenschrift für erzählende Litteratur aller Völker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1. Jahrg., Hefte 26—37.
Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin *Bertha von Suttner*. Dresden, E. Pierson's Verlag. 3. Jahrg., Nrn. 3—5.
Das Land. Herausgegeben von *Heinrich Sohnrey*. Berlin, Verlag von Trowitsch & Sohn. 2. Jahrg., Nrn. 13—16.
Der Stein der Weisen. 6. Jahrg., Nrn. 8—12, Wien, A. Hartleben's Verlag.
Litteratur-Korrespondenz und **Kritische Rundschau.** Herausgeber und Redakteur: *Hugo C. Jüngst.* 1. Jahrg., Heft 3. Verlag von H. Reimes Nachf., Düsseldorf.
Der Menschenfreund. Centralorgan für gesundheitliche Reformen. 1. Jahrg., Nrn. 1—11. Herausgeber: *Ludwig Viereck* in Schöneberg bei Berlin.

Beurteilungen.

Neue Lyrik. Schon ehe es dem Frühling möglich war, hat uns Herr **Adolf Grimminger** durch den Verlag von Adolf Bonz & Comp. Stuttgart 336 Seiten „Sprossen und Blüten" geschickt. Eleganteste Ausstattung; Adolf Bonz & Comp. kann das wagen und der Dichter hat schon der Dedikationsexemplare wegen ein Recht darauf — er steht in Beziehung mit hohen, höheren, höchsten und, wie es scheint, sogar allerhöchsten Herrschaften, den Namen nach zu schliessen, die in dem Buch durch Ansingen verewigt sind. Individualität? Stoffe, Behandlungsweise, Sprache? — Bitte urteilen Sie selbst:

„Der Frühling kam
Als Bräutigam
Die Erde zu umfangen;
Da ist die Lust
An seiner Brust,
Das Herz ihr aufgegangen."

336 Seiten — und das deutsche Strafgesetzbuch hat keinen Paragraphen für litterarischen „groben Unfug". —

„Erste Veilchen" hat **Franz Litterscheid** zu einem Sträusschen gebunden und durch den Verlag von Eduard Moos — Zürich, Erfurt, Leipzig — der litterarischen Welt präsentirt. Als Dichter steht Litterscheid nicht gar hoch über Herrn Adolf Grimminger, aber eine schlichte, ideale Natur blickt uns aus dem bescheidenen Büchlein entgegen. Und wenn sich das Massliebchen nicht als Rose ausgiebt, soll es uns auch neben der Rose willkommen sein. —

Ein ernster, vornehmer Charakter ist **Peter Philipp**, dessen gesammelte Gedichte „Welt und Leben" bei E. Pierson — Dresden und Leipzig erschienen sind. Es kennzeichnet den Dichter schon, dass die Sammlung von nur 126 Seiten einen Entstehungszeitraum von 28 Jahren repräsentirt, wie im Vorwort erzählt wird.

Schon diese stolze Zurückhaltung in einer Zeit des litterarischen Schnellbetriebs machte mir den Dichter sympathisch. Diese Sympathie wuchs, als ich sah, dass Peter Philipp wirklich etwas zu sagen hatte.

„Mag die Welt auch froh erscheinen:
Wenn ich ihr ins Antlitz seh',
Hör' ich ein verhalt'nes Weinen
Wie von tief verborg'nem Weh."

Dieses Bekenntnis hat der Dichter seinem Büchlein als Motto vorangestellt und diese Stimmung klingt fast durch das ganze Büchlein hindurch. Kein titanischer Zweifler, kein kühner Verneiner, kein abgrundtiefer Denker ist Peter Philipp — eine sanfte Schwermut, hier und dort beleuchtet durch pessimistische Reflexionen, aber stets austönend in den versöhnenden Farbenton der Resignation. Der Cyklus „Stumme Liebe" hat mich ergriffen.

Auch Lebensfreude hat der Dichter besungen, — es mögen Stimmungen der Jugend sein, die aus den Liedern des „Fiedlers Felix" tönen.

Die Gegenüberstellung der beiden Stimmungswelten, der übersprudelnden Lebenslust und der sanften Schwermut giebt dem Büchlein einen eigentümlichen Reiz. Peter Philipp ist kein grosser Dichter, aber er ist ein Dichter und ergreift uns. Einige Lieder wie „Spielmannsglück", „Der Bundschuh von 1525", „Lied der deutschen Bauern von 1525" und das prächtige „Ein Sternlein sah ich am Himmel steh'n" treffen in glücklicher Weise den Ton des echten Volksliedes.

Ich wünsche dem Büchlein eine verständnisvolle Gemeinde. —

„Im Sommersturm". Gedichte von **Arthur von Wallpach.** (München, Dr. E. Albert & Comp. Separatkonto.)

Unter einer stolzen Flagge hat Wallpach seine Gedichte in das Meer litterarischer Erscheinungen hinausgeschickt. Und ein eigenherrlicher Mann, ein ernster Mann tritt uns aus den Gedichten entgegen. Nicht von ungefähr hat er den zwei Entwicklungsperioden

seines dichterischen Schaffens Mottis aus des genialen Individualisten Max Stirner philosophischem Revolutionsbuch „der Einzige und sein Eigentum“ vorangesetzt. Aber Wallpach ist eine kerngesunde Natur, keiner von den modernen Charlatanen, die durch eine aus unverstandenen Theorien zurechtgeleimte „Herrenmoral“ sich über ihre eigene lächerliche Kleinheit hinwegsetzen. Er hat ein stark entwickeltes Rassebewusstsein, wie wir es beispielsweise auch bei M. G. Conrad finden. Wallpach ist nationaler Sozialist. Ich habe hier nicht die Aufgabe, diese Weltanschauung kritisch zu betrachten, auf den inneren Widerspruch in derselben einzugehen, sondern vielmehr die Pflicht, festzustellen, wie Wallpach seiner Weltanschauung dichterisch Gestalt verliehen hat. Wallpach hat Phantasie, Wucht und Klang in der Sprache und manche eigene Farbe in Stimmung und Bild. Aber er hat auch Schwächen: vor allem eine Neigung zu dröhnender Rhetorik. — In dem reichen Kranz von Liedern der Liebe von denen ich noch nicht gesprochen, finden sich Perlen reinster Stimmung. Hie und da allerdings gewahrt man eine bedauerliche Neigung zu salopper Behandlung der Form — und darin hat Wallpach bei den modernen Dichtern leider viele Mitschuldige. —

Alles in Allem: wer einen stolzen, furchtlosen Charakter, eine ernste Gesinnung und edle Leidenschaft in einem Dichterwerke zu schätzen weiss, dem seien Wallpachs Gedichte aufs Beste empfohlen. —

Zürich. **Emil Hauth.**

Ferdinand Avenarius. *„Lebe!“* Eine Dichtung. Verlag von O. R. Reisland, Leipzig. 1894.

Das ist ein wunderherrlich-gewaltiges Buch! — Wenn je ein Poet in Versen von ergreifender, in origineller Schönheit des Gedankens und der Form das hohe Lied von Menschenglück und Menschenleid gesungen hat, so ist es Ferdinand Avenarius. Selten hat mich eine Dichtung so ergriffen, wie dies lyrisch-epische Seelendrama. Alles was die Seele eines Menschen an Hohem, Herrlichem, Himmlischem und Menschlichem, Irdischem erleben kann, klingt hier zusammen. Langsam habe ich Blatt um Blatt gewendet und mich an der Hand eines die intimsten Feinheiten der Sprache sowohl, wie die gewaltigsten Rythmen beherrschenden Dichters in die Seelenkämpfe eines einsamen starken Menschen vertieft. — Eine gedrängte Inhaltsangabe oder gar eine Wiedergabe von Bruchstücken würde das Ganze nur entweihen. Ein solches Andachtsbuch will in stillen Stunden gelesen sein. —

Hamm (Westfalen). **Uhlmann-Bixterheide.**

Benno Rüttenauer, *Unmoderne Geschichten.* Heidelberg. 1894. Georg Weiss Verlag.

Als ich mich unlängst (Siehe „N. l. Bl.“ S. 74) hoch erfreut über den „kleinen Rolland“ des Herrn Rüttenauer aussprechen durfte, — zum grössten Misbehagen der „Grenzboten“ — da war mir von dem Autor nur das klar, dass ich eine dichterische Kraft vor mir hatte, die ihr Bestes noch zu geben gedenkt. Heute weiss ich mehr; ich wollte, die „Grenzboten“ wüssten's auch: In dem Dichter Benno Rüttenauer erhält die deutsche Litteratur einen Autor, der nicht nur eine moderne, sondern auch eine durchaus eigenartige, starke, originelle ausgereifte Künstlernatur ist. Die verehrten Leser der „N. l. Bl.“ werden mir das glauben, den „Grenzboten“ muss ich das ad oculos demonstrieren. Ich muss deshalb die vorliegenden „unmodernen Geschichten“ noch einen Augenblick ruhen lassen.

Vor zehn Jahren gab Rüttenauer sein erstes Buch heraus „Siebenschön“, ein April-Mai-Märchen in Reimen (Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig) und 1889 die „optimitischen“ Geschichten „Sommerfarben“ (Leipzig, Ph. Reclam's Universalbibl. Nr. 2499). Ich habe das Märchen vom schönen Siebenschön und vom Prinzen Tannengrün, das in klangvollen flüssigen Reimen mir bald sich ins Herz einschmeichelte und die optimistischen Geschichten wie in einem Atemzuge gelesen. Und als ich von den letzteren die letzten Zeilen „Geschrieben am Feste der heiligen Madlene von Witscht im Jahre XVII des leider falschen tausendjährigen Reiches“ noch eben entziffert hatte, dar wars — Dämmerstunde geworden. Ich sah vom Buche auf und hinaus auf den vom Blütenschnee bedeckten Birnbaum vor meinem Fenster. Die Feder, die zeitweilig auf einem Blatte kurze Stenogramme gezirkelt hatte, wenn sie als gehorsame Dienerin des Kritikers glaubte, ihres Amtes warten zu sollen, entfiel der Hand. Ich lehnte mich zurück und harrte der kritischen Auslassungen, die eine gewisse Hand von einer gewissen Telegraphenstation erwartete. Ich harrte vergebens. Mancherlei Gestalten umgaukelten mich, freundlich neckend und grüssend: eine muntere Gesellschaft. Voran Tannengrün und Siebenschön mit dem Storche Gernehab, der mir erzählte, was sich mit „Siebenschön begab“, Johannes der Stillschweiger am Immenstein, der hochgelehrte Doktor Anton Pfeilschmitt, der auf seiner Wanderung durch die „mittäglichen Provinzen Frankreichs“ nicht nur träumt, sondern auch ein Abenteuer erlebt, der philosophische Steinklopfer und die heilige, dicke Madlene von Witscht. Es war eben Dämmerstunde. Vergessen waren die „Grenzboten“, die über diese Kritik einmal wieder radschlagen werden, vergessen, dass ich eigentlich den Herrn Rüttenauer unters Seziermesser, genannt „Perry-Pen“ nehmen wollte. — und doch, mir wars, als ob die luftigen Gestalten sich allgemach in die Birnbaumblüten zum Lenzschlummer zurückgezogen hätten und vor mir sich lächelnd, ach so froh-kindlich lächelnd der Dichter sich neigte. Da war ich wieder in der Litteratur der Gegenwart, die mich so ganz anders anmutet, wie gewissen Finsterlingen und Professoren. Ja, unter den Gestalten, die der Abglanz künftiger Unsterblichkeit verklärte, sah ich auch den Dichter, der mich nun schon in drei prächtigen Büchern gefangen und gefesselt hatte; ich sah auch, wodurch er sich von vielen andern unterschied. Begabt mit

einem reichen Wissen, mit einem Schatze von mannigfaltigsten Naturbeobachtungen, — der vom ersten Kindesalter bis zur Mannesreife stetig gefüllt erscheint, — mit dem Scharfblick des echten Dichters für das Leben und Regen der Volksseele, steht Rüttenauer ein köstliches Kleinod zur Verfügung, das den meisten neueren Erzählern abhanden gekommen zu sein scheint, jener echte, herzenswarme unter Thränen lachende Künstlerhumor, der oft in wenigen Worten dasjenige bietet, was von vielen Neueren nur mit einem umfangreichen Apparate psychologisch-sezierender Auseinandersetzungen geschildert werden kann. Damit verbindet sich glücklich und harmonisch bei ihm eine ursprüngliche Veranlagung zur Satire, die so poesieumhaucht ist, dass sie selbst dann nicht verletzt, wenn man ihre schneidende Schärfe zu fühlen wähnt. Rüttenauer schöpft aus dem tiefsten Innern seines Herzens und — seines Volkes. Wie weiss er die einfachste Legende, das anscheinend unbedeutendste Märchen der Muhme oder Urahne künstlerisch zu gestalten!

Dass dieses Bild des Dichters kein falsches war, zeigten mir bald die „Unmodernen Geschichten", die mich bis in die späte Mitternacht gefesselt hielten. Sie sind zum grössten Teile tiefer und künstlerisch ausgereifter, als die Novellen „Sommerfarben". Nach einer launigen Widmung an Frau Maria Jensen bietet Rüttenauer fünf Geschichten. Ja, sie sind wirklich unmodern, diese Geschichten. Schon der Stil, Rüttenauers Schreibweise hat nichts von dem telegraphischen, rätselbergenden Stil vieler unserer Modernen, auch nichts von der Schreibart, wie sie in Oberklassen höherer Töchterschulen üblich ist, nichts Gezwungenes und absichtlich Geistreichelndes, er ist eben nach gewissen Begriffen — unmodern. Sein Stil atmet eine gewisse Wucht und ist vor allem deutsch. Es ist der Stil eines echten Künstlers: der Inhalt des Satzes steht mit seiner äussern Form im engsten Zusammenhange. Man vergleiche daraufhin nur folgende Stellen: „Jeder Mensch von ausserordentlichen Anlagen, jeder Künstler vor allem, spürt einen doppelten Drang in sich. Er will ein Ideal, dass er, einer geheimnisvollen Blume, einer mystischen Rose gleich, in seiner Seele knospen fühlt, unter stillem in sich selbst Versenken, heimlich zur Blüte gedeihen und sich entfalten und ausgestalten lassen, recht als ein Wunder, zum Erstaunen und Entzücken der Welt. Und er will zugleich diese Welt, mit all ihren Breiten und Tiefen, all' ihrer Lust und all ihrem Schmerz, mit allen ihren Millionen Widersprüchen, fassen, begreifen, in sich aufnehmen — erleben, geniessen und in ihrem Genuss wachsen, gross weit unendlich; er ist ein Faust und möchte ein Prometheus sein." (S. 193.) Oder: „Man hatte den Vater zugedeckt mit einem grossen weissen Leilacken. Das sah fast komisch aus. Und als das Kind (— das „als" ist wohl nur als Setzfehler fortgeblieben —) die Basen sah, wie die in ihrem Weinen so grinsende Gesichter machten und von Zeit zu Zeit ein so ungehörtes Gestöhn von sich gaben, da musste das Kind die Zähne zusammen beissen, dass es nicht laut lachte. Das Kind wusste nichts vom Tod . . . (S. 58). Und nun der Inhalt. Auch er ist durchaus unmodern, wenn man unter modern eben noch immer die Marlitterei und die Bürstenbinderschreiberei in der erzählenden Litteratur versteht. Rüttenauer hat nicht ohne Absicht die Geschichten so getauft, seine Geschichten sollen nicht mit dem Theebrühenextrakt unserer Journale verwechselt werden. Auch nicht mit den „konsequenten" und inkonsequenten Realisten. Seine Geschichten sind so aus dem Innern heraus erlebt, so künstlerisch fein gestaltet, dass eine Einschachtelung nach irgend einer Richtung hin ein Unrecht wäre. Am bedeutendsten scheinen mir die Geschichten, man darf auch zu allen mit gutem Gewissen Novellen sagen, „Urahne" und „Der alte Tumichan" zu sein, sie enthalten ein gut Teil eignen Seelen- und Aussenlebens. Allen gemein, ebenso wie den optimistischen Geschichten „Sommerfarben" ist der romantische Zug im Innern des Dichters, ein echt deutscher Kern. Keine der Geschichten verleugnen Rüttenauers satirische Begabung, bald lugt sie nur halb versteckt zwischen den Zeilen hervor, bald mit grosser Feinheit unverhüllt und breit, wie z. B. in dem prächtigen Bilde aus unmoderner Zeit „Der Teufel in der Christnacht" S. 145—149 die Satire auf die Meister der Zunft. Die beiden letzten feingestimmten Geschichten des Buches „Anna von Ophem" und „Der Kampf mit dem Marmorbild", in der künstlerischen Ausführung sich ähnelnd, brachten mich zunächst auf den Gedanken, dass Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller mit ihren individuellen dichterischen Eigenheit in Rüttenauer sich zu einer neuen Wesenheit zusammengefügt hätten; doch der Dichter des „Tumichan" verleugnet sich in ihnen nicht. Hoffentlich bleibt diesem Werke die lange Wartezeit erspart, die C. F. Meyer ausharren musste, ehe er sein Publikum fand. Die „unmodernen Geschichten" verdienen es, in jeder gebildeten Familie, in der „modernes" Empfinden zum Menschentum gehört, mit Musse gelesen zu werden. Die erquicklichen Stunden, die man diesem quellfrischen Buche dann verdanken wird, werden dem einzelnen Leser zeigen, dass ein moderner deutscher Dichter, mit edelster Gestaltungskraft ausgerüstet, zu ihm sprach.

Hamburg. **Georg von Borry.**

Neue Novellen und Romane. Es hat langer Zeit bedurft, ehe ich mich durch die vorliegenden zweiundzwanzig Bände hindurchgearbeitet habe. Würde der verehrte Leser auf meinem Schreibtische die vielen Zettelchen mit Charakteristiken, Auszügen und Notizen aus diesen Büchern sehen, ich glaube, er würde mich bemitleiden. Doch es ist so arg nicht gewesen, nicht alle Bände bildeten Dutzendware und eitel Machwerk, und diejenigen, die gut waren, haben das Weh über die schlechten schnell vertrieben. Bei der ausserordentlichen Fülle auf dem Gebiete der gegenwärtigen Prosadichtung ist es unmöglich, in einem Blatte,

wie dem unsrigen, jeder neuen Erscheinung in grösster Ausführlichkeit gerecht zu werden; ich muss mich deshalb möglichst kurz fassen und mein nach langer Prüfung gewonnenes Urteil über die einzelnen Bücher summarisch behandeln.

In der Prosadichtung der Gegenwart treten so manche Widersprüche weit stärker hervor, als auf dem Gebiete der Lyrik und des Dramas. Weil dieselbe an und für sich populärer ist, ist es auch weit mehr erkennbar, welchen Einfluss, — meist recht wohlthätiger Art, — die litterarischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte gehabt haben. Die Einwirkung Zola's, Flaubert's, Balzac's und Daudet's ist bei vielen Prosadichtungen in gutem und schlechtem Sinne unverkennbar. Aber auch die Bewegungen des Nordens, der Einfluss Jacobsens u. a. in der sensitiven Stimmungsmalerei sind nicht ohne Folgen geblieben. Leider wirkt die allzustark noch immer hervortretende Absicht der Prosadichtung, lediglich Unterhaltungslektüre zu sein, noch allzu hemmend auf eine gedeihliche Entwicklung ein. Selten sind es deshalb, — dazu bedarf es eben weit grösserer Vorstudien und besonderer Gründlichkeit, — grosse, Zeit und Menschheit umfassende Vorwürfe, die von den Dichtern gewählt werden, selten Vorwürfe, die geeignet sind, Bausteine in dem gegenwärtigen sozialen Umbau der Menschheit zu werden. Unter den mir vorliegenden Bänden gehören hierher nur die Romane von Robert H. Cowdrey, R. von Seidlitz und Oscar Mysing. Man mag über die von modernen Romanschriftstellern gewählten Stoffe noch so verschiedener Meinung sein, es lässt sich nicht verkennen, dass fast allen modernen Romanen, die wirklich dichterische Erzeugnisse sind, ein ethischer Zug innewohnt, der aber weit entfernt von den Moraldichtungen früherer Jahrzehnte ist. Auch das Bestreben, aus der Wirklichkeit entnommene Charaktere, psychologisch tief und wahr zu zeichen, ihnen Fleisch und Blut zu geben, ist bei den meisten unverkennbar und bei vielen echt künstlerisch durchgeführt; auch eine liebevolle Kleinmalerei, das Schaffen anziehender Stimmungsbilder, ein treu wiedergegebenes bestimmtes Lokalkolorit ist der neueren Prosadichtung eigen. Dass aber nur selten vollständig Abgeklärtes geboten wird, zeigen mir die vorliegenden Bände, die teilweise das Ringen der modernen Schaffensart mit der alten Schablonenarbeit zeigen, zum Teil aber auch ganz in den Geleisen der letzteren wandeln. Ich habe die Betrachtung der neuen Schöpfungen Sudermann's, Wildenbruch's, Spielhagen's u. a. nicht in den Rahmen dieser Besprechung hineingezogen, da ich gerade an diesen in einem grösseren Aufsatze zeigen möchte, in wie weit manche als modern genannte Dichter wirklich in ihren Dichtungen modern sind, d. h. aus der Fülle der Gegenwart für die Zukunft schaffen. Wer aber in der gegenwärtigen Prosadichtung kaum eine namhafte Neuerscheinung unbeachtet lässt, wird nicht anders, als mit grösstem Hoffen in das neue Jahrhundert hineinblicken können, es wird ihm zur Gewissheit werden, dass auch Deutschland auf dem Gebiete der Prosadichtung eine Blüte erreichen wird, die ihren Einfluss auf die Zukunft der Weltlitteratur ausübt. Noch sind wir freilich davon ein gutes Stückchen entfernt. Es gehört dazu, dass Deutschland ein weit grösseres litteraturfreundliches Publikum erhält, als es gegenwärtig besitzt, dazu gehört, dass in den buchhändlerischen Vertriebsverhältnissen eine Wandlung eintritt, damit die Bücher wohlfeiler werden können, dazu gehört endlich eine Umgestaltung des ganzen Familienblattwesens, das von so unheilvollem Einflusse gerade auf unsere Prosadichtung geworden ist. Über das „Wie“ ein andermal; jetzt zu den einzelnen Bänden.

In der vornehmen Ausstattung der *G. Grote*'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin liegt **Ernst Eckstein's** neueste Novelle *„Der Mönch von Aventin“* (Preis Mk. 4) vor mir, die zu den besten Schöpfungen des Dichters gehört. Sie ist nicht eigentlich modern im Sinne des Schlagwortes, aber doch ein Kunstwerk von grosser Schönheit. Ein am Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt lebender Mönch bietet darin seine Aufzeichnungen, die eine ergreifende Erzählung aus dem Kampfe der letzten Kraftnaturen des verfallenen Roms zur Wiedererlangung der einstigen Grösse der Siebenhügelstadt zum Vorwurf haben. Julia Colonna ist prächtig und lebenswahr gezeichnet, und die Novelle ist eines bleibenden Eindrucks gewiss. Das kann ich von den *Neuen Novellen „Lori Bergmann“* u. a. von **Balduin Groller** (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, Preis Mk. 3) nicht behaupten. Das Talent des bekannten Erzählers ist unverkennbar, aber die gebotenen sechs Novellen sind nichts als Unterhaltungslektüre leichter Art. Selbst die zweite „Lori Bergmann“, nach der das ganze Buch genannt ward, hinterlässt zu sehr den Eindruck, als ob der Autor ein gewisses schriftstellerisches Pensum täglich zu erledigen hätte, es fehlen der Stimmungszauber und die echte, dichterische Vertiefung. — Als eine Dichterin von bedeutender Gestaltungskraft zeigt sich **Clara Eysell** in ihrer Novellensammlung *„Aus der Art geschlagen“* (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig, Preis Mk. 2), die sie ebenfalls nach der umfangreichsten des Buches benannt hat. Schade, dass der Band so nachlässig korrigiert ist. Clara Eysell versteht vor allem *wahre* Frauencharaktere zu zeichnen, es entgeht ihr kein Zug, der geeignet ist, die gewählten weiblichen Gestalten uns nahe zu bringen. Besonders gelungen sind ihre Therese in der Novelle „Aus der Art geschlagen“ und Frau Marie in „Abenddämmerung“. Verwandt mit dem Talente dieser begabten Schriftstellerin ist dasjenige von **Anna Croissant-Rust**. Sie bietet in ihrem neuen „Novellen- und Skizzenbuche“ *„Lebensstücke“* (München, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, Preis Mk. 2.) wieder hervorragende Proben desselben. Ihre Schreibweise ist abgeklärter, tiefgründiger, als bei Clara Eysell, atmet aber nicht die wohlthuende Ruhe wie bei jener. In

der Dialog-Novelle „Der Freund“ vibriert das Herz des Lesers unwillkürlich bei den ungehemmten Ausbrüchen einer Künstlerseele, die unter dem Fluche des „Nichtverstandenwerdens“ fast zusammenbricht und erst Kraft gewinnt, als sie ganz allein und verlassen auch von dem einzigen Freunde ist. Der Vorwurf ist kühn und wahr; die Dichterin zieht ihre Konsequenzen so scharf, — fast möchte ich sagen, mit solcher Grausamkeit, — dass sie den empfänglichen Leser packt, er mag wollen oder nicht. Da wirds freilich hapern, empfängliche Leser wird Frau Croissant-Rust leider noch nicht viele finden. Was die Dichterin zu leisten vermag, wird der Leser einsehen, wenn er nach der genannten Novelle die kurze kraftvolle Skizze „Mein Vetter“ oder die düstre Skizze „Ein Begräbnis“ auf sich einwirken lässt. Einen ebenso passenden Titel, wie die vorige hat **Edward Stilgebauer** für seine „Novellen neuer Folge“ mit *„Menschenschicksal“* (München, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 2) gewählt. Die fünf Novellen, die er bietet, sind von packender Realistik und geben Zeugnis von dem Scharfblicke des Verfassers, mit dem er Menschenherzen zu ergründen und zu verstehen bestrebt ist; besonders die letzte, „Der Wildhirt“, ist ein Kabinettstückchen seines Talentes. Von ihm hätte **Hans Land** in seiner neuen Novelle *„Mutterrecht“* (Berlin, S. Fischer's Verlag. Preis Mk. 1) etwas lernen können. Er versprach in seinem Vorworte mehr, als er gehalten hat; denn das heikle Problem aus dem Grossstadtleben, das er bietet, ist gar zu roh und fast berichterstattermässig trocken behandelt. Wenn der begabte Autor „seinem Volke“ (siehe Einleitung) die „Binde von einem seiner Schmerzensmale reissen“ wollte, so musste er eben einen ganz anderen Ton dazu finden, denn kein Arzt wird die Bedeckung einer Wunde mit einem Rucke fortnehmen, — und bei einer künstlerisch feinen Ausgestaltung wären dann auch einige Balsamtropfen zur Heilung dieser Wunde nicht fern geblieben. Sehr ungleich sind die unbedeutenden „novellistischen Nippes“ *„Amouretten“* von **A. von Vilámosy** (Leipzig, Verlag von Adolf Schumann. Preis Mk. 1.50). Einen schüchternen Anlauf zu einer psychologischen Vertiefung findet man nur in der siebenten Novellette „Mondenzauber“ und allenfalls in der „symbolistisch-magischen Bluette“ „Die Sünde“. Die meisten „Nippes“ in dem hübsch ausgestatteten Büchlein machen übrigens den Eindruck, als ob sie nur für lüsterne Männer — es brauchen nicht einmal Junggesellen zu sein, — geschrieben wären; deshalb auch wohl die Empfehlung der Langbein'schen Schwänke durch den Verleger. — Nachdem der rührige Verlag des „Vereins der Bücherfreunde“ (Berlin, Schall & Grund) unter dem Titel *„Norddeutsche Erzähler“* zuerst Novellen von Heiberg und Telmann gebracht hatte, bietet er jetzt in dem zweiten Bande (Preis Mk. 3.75 für Mitglieder) solche von **Wilhelm Jensen**, **Heinrich Seidel** und **Julius Stinde.** Der erstere versucht uns *„Altflorentinische Tage“* vorzuführen, aber Jensen scheint seiner Kunst genug gethan zu haben, das Bild, das er bietet, ist farblos und verschwommen und sein Stil oft barock und kraus, als ob mancher Gedanke gewaltsam in sein Wortwamms gezwängt sei. Daneben tritt *Seidel's* Novelle *„Die silberne Verlobung“* recht wohlthuend hervor. Da auch „Leberecht Hühnchen“ darin nicht fehlt, so weiss damit Jeder, dass der Dichter wieder eins seiner von Humor und praktischen Lebensfreudigkeit übersprudelnden Genrebildchen gegeben hat. Als dritter im Bunde hat *Julius Stinde* „eine Geschichte abseits der Heerstrasse“, *„Martinshagen“*, beigesteuert, die über die Hälfte des stattlichen Bandes beansprucht. Wie Martin Martinsen, der Pächter von Martinshagen, für seine beiden kleinen Töchter schweren Herzens eine Erzieherin nimmt, wie dann Fräulein Ida, die Heldin der Novelle, mit sich und ihrer Umgebung in tragikomische Konflikte gerät, das ist alles mit dem bekannten Humor gezeichnet, den die deutschen „Wilhelmine Buchholz-Leser“ so sehr an Stinde schätzen. — Reizende Bildchen aus dem Leben, zwar nicht sonderlich seelisch vertieft, aber dafür mit einem anspruchslosem, sonnigen Lächeln reicht **Hans Arnold** (Frau Babette von Bülow) in den neuen Novellen unter dem bezeichnenden Titel *„Aprilwetter“* (Verlag von Adolf Bonz & Comp. Stuttgart. Preis Mk. 4, geb. Mk. 5, mit Illustrationen von Wilhelm Schulz) der deutschen Leserwelt. Man lacht über diese neckischen Geschichtchen dieses Buches ebenso herzlich, wie man über so manche tragikomischen Erlebnisse des täglichen Lebens lacht, — — wenn man ihnen fern steht. Wer sich durch angenehme Plaudereien einmal etwas auffrischen will, der dürfte an diesem Buche seine Freude haben.

Auch unter den vor mir liegenden Romanen sieht man die grössten Gegensätze. Dass Marlitt und Werner noch immer Gefolgschaft besitzen (ein boshafter Freund meinte unlängst, die deutsche Damenwelt wolle es nicht besser), beweisen mir die ersten beiden Romane, die ich hernehme; zum Glück hat der Verleger den Preis so hoch gesetzt, dass sich dieselben höchstens in obscure Leihbibliotheken verirren.

Marie Bernhard, die ihr nicht abzuleugnendes Talent leider durch gewisse Familienblattansprüche verwässern lässt, stellt ihrem Roman *„Verkauft und verloren“* (Dresden und Leipzig, Verlag von E. Pierson, Preis Mk. 4) ein kurzes, in kaufmännisch-backfischartigem Deutsch geschriebenes Vorwort voran, in welchem sie sich entschuldigt, dass sie diesen Roman ihrer Jugend erst jetzt, nach 13 Jahren, biete. Das bewährte Recept dieses Romanfigurenragouts ist folgendes: Drei Liebespaare (nämlich ein Professor der Archäologie und eine berühmte Sängerin, die für ihre erste Ausbildung sich einem russischen Grafen als künftige Schwiegertochter verkauft, — unglückliches Paar, natürlich! — eine Nichte und ein Dr. phil., Kammerkätzchen und Professordiener, — glückliche Paare), — als Zuthat drei alte — — — Tanten und ein Hauptmann a. D. als Vergnügungsrat werden

in einem Ostseebadeorte tüchtig gerührt und dann möglichst warm serviert. Ob die Verfasserin für Verdauungsbeschwerden aufkommt, giebt sie nicht an. **Anny Wothe** ist in ihrem Romane „Auf Ruinen“ (Dresden und Leipzig, Verlag von E. Pierson. Preis Mk. 4) etwas stark romantisch angehaucht. Gar zu gern möchte ich einmal als warnendes Exempel die Unwahrheit der Charakterschilderung im Einzelnen ausführlich nachweisen, wenn's nicht zu schade um das Papier wäre. Es ist echte Dutzendware; zum Schlusse eilt die Verfasserin, schnell noch vier Paare glücklich zu machen; es geht beinah mit Dampf. S. 269 sagt Menta, ein echtes Marlittweib, dass sie vor *einer* Stunde eine vertrauliche Mittheilung erhalten habe, ob aber diese eine Stunde ausreicht, um in Wirklichkeit das auszuführen, was Anny Wothe der Menta zumutet, hat sie sich garnicht überlegt. S. 38 „verglomm der Sonne letzter Schein“, S. 114 „verglomm der Sonne letzter Strahl“. Himmlisch, furchtbar schön, nicht wahr, meine jungen schwärmenden Damen? Das Beste an dem Buche sind die einzelnen Mottis, d. h. zu den Kapiteln des 2. Bandes hat die Verfasserin so recht keine mehr aufstöbern können. Damit ich aber nicht in den Verdacht gerate, als ob ich in jeder Romanschriftstellerin eine Art Blaustrumpf wittere, stelle ich diesen beiden Bänden eine echte Dichtung gegenüber, die ich eigentlich mir zum Schluss aufbewahren wollte. Eine „Bauerngeschichte“ nennt **Martha Renate Fischer** ihren Roman „*Die Aufrichtigen*“ (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., Preis Mk. 3.60). Das machte mich erst stutzig, denn ich dachte an Dorfgeschichten à la Auerbach, an Modepuppen in Miedern u. dergl. Die Enttäuschung war um so angenehmer. Es war ein kostbares Stück Dichtergemüt, das mir die Verfasserin offenbart hatte. Wohl sind's zum grossen Teil Bauern, die sie uns vorführt, aber sie hat es verstanden, dieselben uns in ihrem Sinnen und Handeln so vorzuführen, dass man sie leibhaftig vor sich sieht, wenn die Dichterin es auch verschmäht, sie Dialekt reden zu lassen. Martha Renate Fischer weiss nicht nur grosse Leute zu zeichnen, ich habe lange nicht solche Kindergestalten schildern sehen, wie in diesem prächtigen Buche. Wie viele können das überhaupt? Ich will auch nicht behaupten, dass gerade jede Kinderscene in diesem Buche wirklichkeitsecht ist, aber das Kapitel, das den kleinen Konrad auf der Flucht vorführt, weil er seiner kleinen Gespielin Marianchen ihr Gebrechen, den Buckel, vorgeworfen hat, ist so künstlerisch gestaltet, und so fein beobachtet, dass man der Dichterin selbst die etwas verzeichnete Gestalt des jungen Kantors gern verzeiht. Der Roman ist von der ersten bis zur letzten Seite einfach und frisch geschrieben, nirgends findet sich etwas Erzwungenes. Gewaltsames im Stil auf den 306 Seiten. Er ist so recht geeignet, ein beliebtes Familienbuch für jung und alt zu werden. In vierter Auflage liegt der Roman „*Die kleine Miss*“ von **Frances Hodgson Burnett** (Frankfurt a. d. O., Verlag von Hugo Andres & Co.) vor mir. Der Roman verdient die Verbreitung, die er in England und Amerika gefunden hat; die Heldin „Johanna Lowrie“ ist eine prächtige, lebenswahre Figur. Die vorliegende Übersetzung von Charlotte Dannenberg ist freilich sehr mässig, stellenweise überhaupt nicht mehr deutsch. **Hans Wachenhusen** ist ein bekannter Erzähler, aber sein neues Musen(!)kind ist ein Monstrum. Es heisst „Thea“ (Berlin, Verlag von Otto Janke, Preis 1 Mark) Herr von Löwe, die Hauptperson, erzählt selbst, — an und für sich eine schwere Aufgabe, dann bei einer umfangreichen Handlung psychologisch wahr den Charakter zu zeichnen. Nach einem viel versprechenden Anfange artet alles in heillose Verwicklungen und Unwahrscheinlichkeiten aus. Die Gestalten haben Namen, aber weder Fleisch noch Knochen, nur Herr von Löwe hat ein Skelett, — aber es klappert bedenklich. Wie flüchtig das Buch gearbeitet ist, beweisen z. B. folgende Stellen. S. 17 heisst es von Thea, „sie schien (!) sich vorgenommen zu haben, noch schöner zu sein“, fünf Seiten weiter: „Thea war heute noch schöner“. Erkläret mir Graf Orindur u. s. w. Eine herzlich unerquickliche Lektüre bot mir der Roman „*Moderne Nomaden*“ von **Henry Kistemaecker** in einer trefflichen Übersetzung von *Ludwig Neustadt* (Neuwied und Leipzig, Verlag von August Schupp, Preis Mk. 4), in welchem mit konsequentestem Naturalismus das Treiben einer Theatertruppe in Belgien anschaulich vorgeführt und der Regisseur Sary, eine menschliche Bestie erster Güte, mit wahrer Gier gezeichnet wird. Der Schluss des Romans ist selbst für normale Nerven einfach ungeniessbar, wenn er auch psychologisch begründet ist. Die Ausstattung verdient besonders lobend hervorgehoben zu werden; die Korrektur hätte freilich sorgfältiger ausgeführt sein können. Wenn auch ganz in alten Bahnen sich bewegend, ist doch **Anton Ohorn's** Roman „*Wenn sich zwei Herzen scheiden*“ (Chemnitz, B. Richter's Verlag. Preis Mk. 4) ein Werk, das anregend und nachhaltig, wenn auch nicht stark, wie das vorige, auf den Leser einwirkt. Die gut erfundene Fabel führt uns nach Österreich in das Sturmjahr 1848. Die Charaktere sind mehr in leichten Farbentönen hingeworfen, als plastisch in satten Farben ausgeführt. Das Buch wird bei Niemanden Anstoss erregen, kein Gefühl verletzen, mehr als eine angenehme Lektüre, um zeitweilig die Nerven zu beruhigen, will es kaum sein. Der Roman „*Ein moderner Don Juan*“ von **Josef J. Brochet** (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag, Preis Mk. 4) wäre ein gutes Werk, wenn nicht die Reflexion sich allzu breit in demselben machte. Zwar trug die ganze Anlage des „Ichromans“ daran die Schuld; mit cynischer Offenheit lässt der Autor seinen Helden seinen Charakter darlegen und sezieren, stellenweise in edler Sprache und gut motiviert, aber eben diese fast wissenschaftliche, grausame Offenheit giebt dem Romane einen Stempel des

Unnatürlichen. Ist die Form „Wer hat sich das gelernt?“ (S. 467) wohl deutsch? — Spannend geschrieben und in seinen beiden Hauptpersonen echt realistisch geschildert ist der moderne Roman *„Plebejerblut“* von **Paul Raché** (2. Aufl. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, Preis Mk. 2). Dr. Bernhard, ein junger Mediziner, will ein Mädchen, das er auf der Strasse kennen gelernt hat, zu seiner Frau erziehen. Der Autor zeigt, wie wenig ihm dieses gelingt, da das Plebejerblut sich nicht verleugnet. Nun, es mag genug solcher Mädchen geben, wie die fein gezeichnete Lene, aber sie sind doch nur ein Beweis, wie unter den heutigen Verhältnissen die Grossstadtluft auf alle Kreise verderblich gewirkt hat. Und weil es eben Ausnahmen sind, ist die Tendenz vom Plebejerblut eine verwerfliche. Es ist zu beklagen, dass der Autor, der das Zeug dazu gehabt hätte, nicht an ein dankbareres Problem seine Kraft gewandt hat. Eine Geschichte ohne Handlung *„Die letzte Pflicht“* von **John Henry Mackay** (Berlin, S. Fischer, Verlag, Preis Mk. 2) entnimmt ebenfalls ihren Stoff dem Giftbrodeln der Grossstadt, ein nachtschwarzes Gemälde, das eben gewaltig durch die Einfachheit seines Vorwurfs wirkt. Ich habe das Buch bebenden Herzens gelesen, — die durch dasselbe erzeugte Stimmung hielt noch lange nachher an. Ich weiss nicht recht, was es war, aber Ekel war es nicht, dieses Vibrieren im Innern, eher ein endloses Mitleidsgefühl mit den Schiffbrüchigen des Lebens. Ein solches Buch wird man nicht zweimal lesen; denn wie bei einem das Herz ergreifende eigene Erlebnis bleiben hier Personen und Handlung im Gedächtnis. Mackay ist eben ein grosser Künstler. Wollte man seine Geschichte ohne Handlung, — in Wirklichkeit liegt aber gerade das Seelenpackende in den einfachen, mitgeteilten Thatsachen selbst, — inhaltlich wiedergeben, so würde man nur eine trockene Reporternotiz geben können. Es sollte aber kein Freund moderner, echt realistischer Erzählungskunst zu beachten versäumen, was Mackays Künstlerhand daraus gemacht hat. In einer vortrefflichen Übersetzung bietet *Leopold Katscher* den grossen sozialpolitischen Roman *„Millionär und Vagabund“* (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, Preis Mk. 2) von dem geistvollen Amerikaner **Robert H. Cowdrey**, durch den die Freilandbewegung zum ersten Male echt künstlerisch behandelt ward. Mag auch die wissenschaftliche Seite des Romans nicht völlig einwandfrei sein, so lässt es sich nicht verkennen, dass es dem Autor gelang, mit grossem Geschick, mit fesselnder Darstellung die Schädlichkeit der kapitalistischen Ausbeutungswirtschaft zu zeigen. Das Werk verdient von jedem Deutschen gelesen zu werden, es wirkt anregend nach mehr als einer Seite hin. Denjenigen Lesern aber, die um soziale Fragen herumgehen, wie die Katze um den heissen Brei, sei die Satire des achtzehnten Kapitels „In den Strassen Chicacos verhungert“ zu eingehendster Beherzigung empfohlen. Wenn auch nicht gerade in sozialpolitischem Sinne zeigt auch **R. von Seidlitz** in seinem „Roman aus der Münchener Brauwelt“, *„Der Kastl vom Hollerbräu“* (München, Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto. Preis Mk. 3) die Macht und den Fluch des Kapitals. In einem echten Kunstwerk, mit prächtigem Münchener Lokalkolorit, mit lebensvollen und lebenswarmen, oft echt humorvollen Gestalten bietet der Dichter ein Stückchen Münchener Volkslebens in so feiner realistischer Darstellung, dass jeder Leser den Roman, der durch den gewählten Stoff wirklich etwas Neues bietet, mit ganzer Befriedigung aus der Hand legen wird. Zu den bedeutendsten aller neueren Erscheinungen auf dem Felde der Prosadichtung gehört jedoch ohne Zweifel **Oscar Mysings** (Otto Mora) moderner Roman *„Im Kampf der Gesellschaft“*, ebenso packend durch die künstlerische Gestaltung wie durch die dichterische Behandlung grossartiger sozialer Probleme. Wer Mysings letzten grossen Roman „Der Revolutionär“ eingehend studierte, durfte sich von vornherein darauf gefasst machen, dass der Dichter unter dem obigen Titel geistreiche Zeichnungen sozialer Verhältnisse bieten würde. In der That! Oscar Mysing weiss wie kaum ein anderer unserer modernen Prosaschriftsteller das Leben der Gegenwart zu würdigen, er versteht, ins volle Menschenleben zu greifen und sich dort seine prägnanten, packenden Gestalten zu holen, er weiss der Zeit ihr Spiegelbild vor zu halten mit all ihren Fehlern, er besitzt aber auch den weitschauenden Künstlerblick, zu bauen, und es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Sozialpolitiker, aus Mysing's letzten beiden Romanen den eigentlichen Kern seiner Sozialreform zu suchen und zu untersuchen. Er ist leicht zu finden Sagt der Dichter doch „Im Kampf der Gesellschaft“ selbst auf S. 383 *„Und die Sonne hineinschaffen ins Leben — allen die atmen — das ist die Aufgabe, zu der der Mensch berufen ist.“* Fern im Osten sieht Mysing das Morgenrot einer glücklicheren neuen Zeit tagen und in die Dämmerung, die vorhergeht, stellt er uns die Menschen der untergehenden Zeit: einen Kurd Bahnsen, den nur sich selbst achtenden Herrenmenschen, daneben den selbstlosen, für das „ideale Volk“ unermüdlich thätigen, und der Zukunft vorarbeitenden Bruno Ellhorst. Mysings Frauen- und Männergestalten besitzen Mark und Leidenschaft, fast alle werden wie mit Meisselschlägen uns vorgezaubert, dazu so psychologisch fein in ihren einzelnen Charakterzügen motiviert, dass selbst die Nebenpersonen plastisch vor das Auge des Lesers treten. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter über die nordgermanische Volksrasse macht, zeugen ausserdem von seinem ungewöhnlichen völkerpsychologischen Scharfblicke. Wahre Goldkörner sozialer Weisheit enthält der Roman in der Schilderung von Bruno Ellhorst's Charakter (S. 148—150 und S. 190) und selbst ein Reaktionär ärgster Art würde diesen Aussprüchen kaum seine Anerkennung versagen dürfen. Die festgeschlossene, packende Handlung dieser

Dichtung hält von der ersten bis zur letzten Seite das Interesse des Lesers wach; das Hamburger Lokalkolorit, die Macht der Korruption in der alten Hansastadt, sind vorzüglich wiedergegeben. Möchten recht viele Leser nach der eingehendsten Lektüre dieses Romans erkennen, dass der Einzelne seinem Volke verantwortlich ist für alles Gute und Böse, das er thut, dass der Einzelne ferner sich selbst verantwortlich ist dafür, wie weit er die Arbeit der Gesamtheit fördert.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Berthold Litzmann. *Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart.* 2. Auflage. (Hamburg und Leipzig 1894, Verlag von Leopold Voss.)

Unter vorstehend angeführtem Titel bietet der Verfasser, welcher die Professur für neuere deutsche Litteraturgeschichte an der Universität Bonn bekleidet, die Vorlesung, womit er seine rheinische Lehrthätigkeit vor 2½ Jahren begann, einem weiteren Publikum dar.

Das Werk verdient in jeder Beziehung die vollste Beachtung, es ist durchaus originell und parteiunabhängig. Der Verfasser beschränkt sich darauf, einige Typen der neuesten Dramatiker seiner Kritik zu unterziehen und stellt als solche auf: Wildenbruch, Hauptmann, Sudermann. Um diese drei Figuren gruppiert sich der weitere Stoff, der ihm mannigfach Gelegenheit zu äusserst geistreichen Erörterungen litterarischer Tagesfragen giebt.

Besonders zu erwähnen ist, dass Litzmann in sehr energischer und überzeugender Weise den hie und da vielgeschmähten Ernst von Wildenbruch verteidigt, — und zwar nicht ohne gleichzeitig auch seinen Mängeln gerecht zu werden, und dass er sehr eingehend und freundlich sich mit Gerhard Hauptmann befasst, dessen Dramen er mit feinstem Verständniss zu erläutern weiss.

Die Form des Vortrags ist beibehalten. Aus diesem Grunde ohnehin schon lebhafter als die des Essay's, ist sie bei Litzmann, der über eine sehr warmherzige und frische Darstellungsweise verfügt, besonders fesselnd.

Die Summe der kritischen Betrachtung unserer neuesten Dramenlitteratur fasst sich in dem Satze zusammen: „Nicht danach bestimmt sich der Wert eines Kunstwerkes, ob es dem Ideal dieser oder jener Theorie entspricht oder nahekommt, sondern danach, wie stark und wie überzeugend darin die künstlerische Persönlichkeit des Urhebers zum Ausdrucke kommt."

Ein Wort, das gerechte und unabhängige Würdigung jeder ehrlichen und echten Künstlernatur verbürgt, das verdient, besonders von der jüngeren Generation, der künstlerisch schaffenden, wie der kritisierenden, mit Freude aufgenommen und befolgt zu werden!

Bonn. **Willy Hennighausen.**

Otto Julius Bierbaum. *Fritz von Uhde.* Mit dem Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Sambergers. München, Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt. Dr. E. Albert & Co. Preis brosch. Mk. 10.

Eine anziehende, liebevolle Monographie über den Meister Uhde, dessen Führerrolle im modernen Leben selbst der Gegner heute nicht mehr bestreitet, bietet der bekannte Lyriker und Kunstkritiker. Nach ebenso interessanter, wie treffender Darstellung der Freilichtbewegung giebt er ein Bild der Entwicklung des Meisters in ihren einzelnen Stufen und schliesst mit einer Einzelschilderung der Uhde'schen Evangelienbilder: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", „Komm Herr Jesu, sei unser Gast", „Das Abendmahl", „Die heilige Nacht", „Der Gang nach Bethlehem", „Die Verkündigung der Hirten" und „Ostermorgen". Nirgends verleugnet sich in der Darstellung der Dichter, der dem Künstler poetisch nachzufühlen verstand. Die Ausstattung ist, wie man es bei dem bekannten Kunstverlage von vornherein voraussetzen kann, eine mustergültige.

Br. **F. H.**

Adalbert Svoboda. *Illustrierte Musikgeschichte.* Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Brauer. II. Band. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag von Carl Grüninger 1894.

Dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Bande*) dieser mit grösster Sachkenntnis und besonders für das Studium in der Familie geeigneten Musikgeschichte schliesst sich der II. Band würdig an. Er behandelt in 22 Kapiteln, durch zahlreiche trefflich gewählte Musikbeispiele und Abbildungen unterstützt, die Entwicklung der Musik vom Mittelalter und der Renaissancezeit bis zur Gegenwart. In dem Abschnitte „Wie das Volk in Wort und Ton dichtet" werden in höchst anziehender Form die weit ins Mittelalter zurückgreifenden epischen und lyrischen Dichtungen der Völker Europas besprochen. Mustergültige musikalische Portraits bietet Svoboda in den Charakteristiken der Tonsetzer von Bach und Händel bis auf Wagner und Brahms. Besonders wird der Aufsatz über Richard Wagner so manches thörichte Vorurteil, aber auch die vielen masslosen Überschätzungen des Dichterkomponisten auf das richtige Mass zurückführen helfen. Dass der Wert dieses in volkstümlicher Darstellung gehaltenen musikgeschichtlichen Werkes bereits erkannt ward, beweist die in kurzer Zeit nötig gewordene zweite Auflage desselben. Möge es immermehr die Erkenntnis verbreiten helfen, der Svoboda zum Schlusse Ausdruck giebt: „In einer Zeit, in welcher Männer von dem hohen Range eines Johannes Brahms und Anton Rubinstein komponieren, braucht man von Dämmerungen und zusammenbrechenden Tempeln nicht zu reden."

Br. **F. H.**

*) Siehe „N. l. Bl." I. Jahrg. Nr. 1.

Zu gefl. Beachtung: Vom 13. Juli—10. August ist meine Adresse: **Hôtel zum Wülsdorfer Hof bei Rhöndorf a. Rhein.** Ich bitte, Manuscriptzusendungen während dieser Zeit nicht zu machen, da ausserdem noch Vorrat für mehrere Nummern vorhanden ist. Die Redaktion wird in Bremen von Herrn Johann Beyer, Werderufer 11, vertreten. **F. H.**

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.

2. Jahrgang. Bremen, den 1. August 1894. Nr. 11.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von **Franziskus Hähnel.**

Verlag von **J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.**

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** = **Fr. 3,75** = **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk.** 12, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt" durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Dilettanteninteresse.

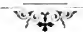
Motto:
Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
Schiller, Dilettant (Votivtafeln).

„Um Ihnen mein litterarisches Interesse zu beweisen, erlaube ich mir, beifolgend einige Gedichte beizufügen, die Sie demnächst veröffentlichen wollen", so schloss eine jener grausigen Episteln, mit denen mich männliche und weibliche Dilettanten noch immer tagtäglich trotz gelegentlicher Keulenschläge heimsuchen. Die oft recht unschuldigen Menschenkindlein, die erst gefährlich werden, wenn *sie* die „Muse zu küssen" versuchen, — denn das Umgekehrte findet nicht statt, — stellen bekanntlich einen grossen Prozentsatz der Leserkreise unserer litterarischen Zeitschriften, die der Lyrik eine Heimstatt boten. Wie sich das litterarische Interesse dieser Männlein und Weiblein äussert, zeigt obige Briefstelle. Sich gedruckt sehen um jeden Preis ist ihr einziges Bestreben, und lehnt der Redakteur unerbittlich ihre Reimereien ab, um so besser; denn nun haben sie doch einen Grund, die Verslein recht bald fein auf holzfreiem Papier gedruckt, in Goldschnitt gebunden, in die Welt zu senden. Sie wollen dem deutschen Publikum beweisen, dass die Redaktionen sie verkannten. Verleger giebt es ja heute genug, um diesen Dilettanten das litterarische Vernaschen ihres Taschengeldes zu erleichtern. Beinahe ist es da als ein Glück zu bezeichnen, dass wir für solche Zwecke kein kaufendes Publikum besitzen, — wenn es nicht zugleich so unendlich folgenschwer für all unsere wirklichen und bedeutenden Dichter wäre.

Dem oben bezeichneten Einsender habe ich folgende Antwort gesandt, — die Gedichte behielt ich in Abschrift zurück, da sie wertvolle Beiträge für eine Anthologie deutscher Eitelkeitsversifexe bildeten, weil ich der naiven Hoffnung lebte, ihn vielleicht retten zu können: „Das litterarische Interesse bethätigt sich nicht im Versemachen. Sie würden es darin zeigen, wenn Sie keine Gedichte zu schaffen versuchten, sondern die dazu aufgewendete Zeit und Mühe benutzten, um in ihrem Bekanntenkreise durch unermüdliche Hinweise auf die schönsten Schöpfungen unserer zeitgenössischen Litteratur, — die Sie, wie ich annehmen darf, gründlich kennen, — ihr eigenes Interesse an dem litterarischen Schaffen der Gegenwart zu beweisen. Durch einen einzigen Freund, den Sie empfänglich für die Gaben deutscher Schriftsteller machen, haben Sie unendlich mehr für die Unsterblichkeit gethan, als wenn Sie einige hundert Bogen mit

Versen beschreiben. Natürlich muss sich diese Empfänglichkeit dadurch offenbaren, dass der Geworbene auch geneigt ist, dann und wann einen Obulus zum Erwerbe eines guten Buches zu opfern. Doch das ist schwer. Sie können mir persönlich schon leichter Ihr litterarisches Interesse zeigen, wenn Sie mir zwölf neue Leser, die Sie für eine bekannte, gute litterarische Zeitschrift (die „N. l. Bl." schliesse ich selbstverständlich aus, um nicht in ein schlechtes Licht gestellt zu werden) angeworben haben, nachweisen würden." Die Folge dieses Schreibens hat mich angenehm enttäuscht, der Einsender schwieg und ward Abonnent der „N. l. Bl." Indem ich dieses hier, er wird's mir nicht verübeln, feststelle, bemerke ich zugleich, dass er also nicht zu jenen Dilettanten gehört, die nur für ihre eigenen Verse Interesse haben.

Br. F. H.





Bekenntnis der Seherin.

Psychodramatische Dichtung von **Emil Irmscher-Dresden.**

Motto:

. . . . Weit seh' ich voraus der Welt Untergang, der Asen Fall.
(Wöluspa-Edda.)

Hier, unter Wotans waldigem Wipfel,
Tret' ich, nach langem Wallen und Wandern
Über die endlos sich dehnende Erde,
Wieder, ihr Männer, in eure Mitte.
Ach, ich stehe verwaist und verlassen,
Seit meines Stammes sämtliche Sippe
Heim zu Hela hinuntergegangen!
Vater, Mutter, Geschwister schwanden,
Alle vom Strome der Zeiten bezwungen,
Trostlos weint' ich, da ich die Toten
Gramvoll in Erdas Grunde begraben.
So war übrig ein Sohn mir geblieben,
Sonnenhell leuchtenden, lichten Blickes,
Den ihr, da er noch Kind war, gekannt,
Den ihr geküsst oft, den ihr gekost!
Doch auch ihm, dem fröhlichen, frohen,
Letzten Recken des reisigen Stammes,
Loschen der Augen leuchtende Sonnen.
Aber nicht Gram grub sich in das Herz mir,
Thränen nicht rannen trostlos der Mutter
Über den Busen, da er erblichen —
Jauchzen in Wonne, mitten im Weh',
Hätt' ich gekonnt, da die Kraft ihm gebrochen,
Da ihm das Leben für immer verlosch,
Konnt' er doch schöneren Tod nicht erkiesen!
Ihr hebt die Schwerter, schwingt sie zum Beifall?
Es dröhnet das Erz und klirret voll Kraft?
Spart eure Freude. Wisset, mein Friedreich
Weilt nicht in Walhall, wie ihr wohl wähnet!
Ich kann nicht beten, ich kann nicht opfern
Zu euren Göttern, wie sonst ich gethan!
Vernehmt denn, welcher Wandel sich an mir vollzog.
Fragt nicht, Freunde, woher ich des Weges
Weither wandre, erfahret das Eine:
Einstmals kamen wir zu der Küste
Eines Landes, das fern von euch liegt,
Ein Paradies, wo Palmen rauschen,
Blumen blüh'n, wie nie ihr erblickt,
Wo hell der Himmel und blau sich wölbet,
Ewiger Lenz in Lieblichkeit lacht!
Söldner im Römerheer war hier mein Sohn.
Es kam ein Tag, dass seine Cohorte
Rüsten sich musste zum Gang nach dem Richtplatz.
Kennt ihr die Strafe des Todes am Kreuze?
Brauch ist's, dass der, dem es bestimmt ist,
Also zu sterben, selber den Kreuzstamm
Bis zur Stätte des Todes dahinträgt.
Trauer fasst mich, gedenk' ich des Tages,
Da aus Nazareth einer genaht,
Also, wie ich euch sagte, zu sterben.
Dornen drückten des Dulders Haupt,
Blut rann über den Rücken ihm nieder —
Starr war die Menge, die stumm ihn umstand,
Da er bleich zusammengebrochen.
Gab es keinen, fragt ihr, der kraftvoll
Ihm, dem Matten, mitleidig geholfen?
Trat aus Tausenden keiner vor,
Keiner, dem Armen die Leiden zu lindern?
Fremd dem Fremdling, nahte sich Friedreich,
Stützte den Strauchelnden, hob ihn zur Höh' auf,
Fasste das Kreuz, das dem Dulder entfallen,
Trug es ihm schweigend zur Stätte des Todes.
Halblaut hauchte der halb schon Tote:
„Folge mir nach, Freund! Was du gethan hast,
Wahrlich, ich will es noch heute dir lohnen!"
Was dann geschehen? . . . . .
Götter, ihr schwandet,
Nichtige Schemen, hin in ein Nichts!
Glaubt ihr, ich fürchte die Schärfe der Schwerter,
Die ihr im Zorne gegen mich zückt?
Hört mich zu Ende noch, Heiliges künd' ich!
Was ich des Weh's, so lange ich walle,
Auf dieser Erde ertragen, erduldet,
Gleichet in nichts dem, was hier geschah.
Das Kreuz war erhöhet, des Herrlichen Haupt
Sank zur Seite, er hatte vollbracht.
Zerknirscht vom Schmerze, standen wir sprachlos.
Da losch der Sonne leuchtender Strahl,
Felsen zerbarsten, die Erde zerriss,
Klaftertief gähnte es auf aus dem Grunde,
Gräber thaten sich auf, und Geister
Toter traten zu uns, die wir schauderten.

Heimwärts schritten wir beide, schweigend.
Als nun niedergesunken die Nacht,
Und wir zur Ruh' die Glieder gebettet,
Fuhr mein Friedreich frohlockend empor
Von seinem Lager — licht ward das Zimmer:
„Mutter", rief er, „Mutter, ich scheide!
Hätt'st du geschaut, was im Traum ich geschaut,
Wonne, wie nie sie auf Erden erschienen,
Ach du würdest den Weg mit mir wandeln,
Den mir zu wandeln mein Gott gebeut,
Mutter, zu ihm hin, dem Herrlichen, Hohen!"
Als mein Sohn so selig gestorben,
Litt's mich nicht mehr in dem fremden Lande,
Eines nur sann ich, eines, zu sterben!
Müh'voll wandert' ich meinen Weg,
Hoch über Pässe auf schwindlichtem Pfade,
Hitze und Frost, Durst, Hunger erduldend,
Einmal noch wollt' ich, ein einziges Mal
Wieder dem Weben des Waldes lauschen,
Der mich geboren, der mich gehegt,
Einmal noch euch, wie oft ich gethan,
Was in der Zukunft Schoss schläft, erschliessen,
Um in der Heimat bei euch hier zu sterben!
Letzte Nacht auf dem einsamen Lager
Traf mich im Traum das mahnende Wort:
„Mutter, was säumst du, so komme doch endlich!"
Seht, da schwor ich heiligen Eid,
Was ich mir längst gelobt, zu lösen,
Jenem Gotte ganz zu gehören,
Dessen Gewalt ich gefühlt und geschaut!
Wotan, Thor, ihr nichtigen Wesen,
Asen, wo bleibt eure Allgewalt?
Fället die Eichen, zertretet das Feuer
Dort auf dem Altar . . . Ruchloser Schütze . . .
Ein Pfeil mir im Busen! — Er — traf! — Heil mir!
Heiliger Gott, du hast mich erhört!
O ihr Verblendeten, euch sei vergeben . . . . .
Ha, wie wird mir, wie seh' ich so licht!
Roma, gerecht wirst du endlich gerichtet,
Längst schon wankstest du, aber vergebens
Bäumst du dich auf, du berstest und brichst;
Männer erblicke ich, blondgelockte,
Kämpfend erklimmend das Kapitol,
Tempel stürzen zusammen in Trümmern . . . .
Heil euch, ihr Helden, ihr haltet das Zepter
Weithin über die ganze Welt!
Heil euch, ihr Krieger, euch, Königen, Heil,
Heil euch, ihr beugtjetzt das Knie vor dem Kreuze!
Die Sinne schwinden — seliges Sterben —
Der Eichen Wipfel wachsen und weiten sich —
Auf zu dem Himmel hebt es mich leicht —
Friedreich, frohlocke! Meld' es, — die Mutter
Säumt nun — nicht länger, selig zu werden!

Ricarda Huch.

Zu den markantesten Erscheinungen in der neuen deutschen Dichtung gehört die junge Schweizerin Ricarda Huch. Unter dem Decknamen Richard Hugo liess sie im Jahre 1889 bei Pierson-Dresden ein Bändchen Gedichte erscheinen, die alles in den letzten Jahren, auch von anerkannten Grössen, Geschaffene hoch, sehr hoch überragte und die Dichterin mit einem Schlage in die Reihe derer stellte, mit denen die Litteraturgeschichte in Zukunft wird zu rechnen haben.

Warme Quellen persönlichen Empfindens durchrieseln ihre rein-lyrischen Poesien, während die balladesken Stücke durch Plastik und gedankenreiche Sprache sich in hohem Grade auszeichnen. Selten ist es einem Dichter gelungen, das Nahen des Alters mit seinem stillen Verzicht, mit dem schwermütigen Resignieren des wunschlosen Herzens so schön auszusprechen, als Ricarda Huch dies in ihrem Gedichte „Salomo" gethan hat.

Mein Haar ist grau, sprach Salomo im Harme,
Und lässig dünkt mich meiner Pulse Klopfen;
Die straffen Muskeln werden schlaff im Arme,
Das Blut, einst frischen Stromes, schleicht in Tropfen.
Ich hatte Tag für Tag an Lust und Schätzen,
Was Tyrus und was Indien auserlesen;
Mein war die Welt, die Sinne zu ergötzen —
Was ists gewesen?

Aber was besagt diese dürftige Probe, aus dem Zusammenhang gerissen? was sagt ein Blatt im Herbarium von Duft und Pracht der bunten lebenden Blume? Ich könnte jedes Gedicht der reichhaltigen Sammlung anführen und käme damit dem Zwecke nicht näher, dem Leser von der Güte, von der Bedeutung, von der reinen edeln Schönheit der Huch'schen Dichtungen eine Vorstellung zu geben. Aber eine Nennung der hervorragendsten Gedichte will ich nicht unterlassen: Peter der Grosse, Kolumbus, Salomo, die wunderbaren „Lieder des Raben", der Cyklus „Verunglückt" und vor allem mein Lieblingsgedicht, das unsagbar-schöne „Vergangenheit".

Wohin wandert' ich, des Wegs vergessen?
Staunend sah ich ragende Zypressen,
Sanft bewegt nach süsser Melodie.
Hier, von keinem Atemzug gehoben,
Schläft ein dunkler Teich und florumwoben
Dran ein Weib, den Arm gestützt aufs Knie.
— — — — — — — — — — — — — —

Alles, was sich einst der Sonne freute,
Fällt mir zu, das Morgen wie das Heute,
Und kein Gott beschwört es je zurück.
Sinken muss es in ein ew'ges Schweigen;
Ihm vorüber tanzt der Stunden Reigen
Und verteilt an andre Weh und Glück. — —

Besonders gut gelingen der Dichterin auch die kleinen sangbaren Lieder, ein Genre, das dem heranwachsenden Dichtergeschlechte recht schwer zu fallen scheint, da man es heutzutage nur selten antrifft: „Sturmnacht, Bestimmung Erinnerung" u. v. a. sind solche kleine Perlen.

Nun hat sich Ricarda Huch dramatisch versucht in ihrem 1893 bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung in Berlin) erschienenem „Evoë". Ein dramatisches Spiel in fünf Aufzügen nennt es die Verfasserin, die wir darin von einer neuen interessanten Seite kennen

lernen. Ist das Drama auch für eine Bühnenaufführung nicht zu brauchen — auch wohl zu diesem Zwecke nicht geschrieben — so ist es (eben deshalb!) für den Feiertag einer geniessenden Seele eine Perle entzückendster Unterhaltung.

Die Handlung spielt zur Zeit Leos X. und gruppiert sich in gefälligen abwechslungsreichen und stets hochpoetischen Szenen um das Liebespaar Paregrino-Felicia und um den edeln Colonna. Der Raum verbietet mir, näher auf das Drama einzugehen! es genüge die Versicherung, dass es ein Kunstwerk ersten Ranges ist. —

Es ist eine gute Taktik der Verfasserin, das Gute durch das Bessere vergessen zu machen, und so verfolgten wir bisher ihre Dichterbahn aufsteigenden Laufes mit Liebe und Anerkennung. In dem Romane „Erinnerungen Ludolf Urslen, des Jüngeren" (Wilh. Staz 1893 — Berlin) begegnen wir dem eigenartigsten Gebilde ihrer schweifenden Fantasie. Von welchen Seiten aus wir an den sogenannten „Roman" auch herantreten mögen, man kann ihn wohl packen, aber nicht halten: es ist ein nebliges zerflatterndes Etwas, vor dem die Gelehrten, die es gern in irgend einen Schubkasten ihrer Systeme einordnen möchten, ratlos und verwundernd dastehen. Das ganze Buch ist ein vollkommener Widerspruch, geheimnisvoll in gleichem Grade für Laien und Kundige. Aber die Verfasserin versteht es, mit unwiderstehlicher Gewalt den Leser in den Kreis ihrer Geister hineinzuziehen. Man ist gefesselt, ja mehr als das: man ist gebannt inmitten dieser unverständlichen Gesellschaft von Helden und Heldinnen, die sich teils Ibsenhaft-geheimnissend, teils romantisch-symbolisch-nebelhaft geben. Solche Figuren giebt es nicht, kann es nicht geben — aber während man sich mit ihnen beschäftigt glaubt man der Verfasserin willenlos. Der Kern ist dürftig. Wir werden in eine Patrizierfamilie Hamburgs eingeführt. Schon die Namen — Ludolf, Galeide, Ezard, Onkel Harre, Harreken und Haleike, — erwecken unbestimmte Ahnung des Mystischen. Wir sehen nichts von der wahlverwandtschaftlichen Liebe zwischen dem Kraftmenschen Ezard und der rätselvollen, hin- und herwogenden Galeide, die sich zuerst voneinander abgestossen fühlen, um nachher in uneindämmbarer, schrankenniederstossender Liebessehnsucht einander zuzustreben, als sie sich durch Ezards Heirat mit der jungen Schweizerin Luzile für immer verloren haben. Wir sehen nichts von ihrer sündigen Leidenschaft, von dem heimlichen Stelldichein im winterlich-nächtlichen Garten, von ihren Küssen und Umarmungen: aber wir fühlen die Glut, die in ihrem Blute brennt, wir hören ihr Herz klopfen — wir ahnen ihre sträfliche Neigung, doch alles sehen wir wie durch einen Nebel, aus dem hervor ihre schwankenden Gestalten winken und rufen. Tod und Selbstmord wandelt in langen dunkeln Gewändern durch das verstummte Haus — die schreckliche Seuche schleicht nächtlich durch die Strassen der alten Hansastadt und malt mit knöchernem Finger die Kreuze an jener Häuser Thüren, darin das Leben erlöschen soll. Auch Luzile stirbt. Nun können sich Ezard und Galeide angehören, der Strom verhaltener Leidenschaft kann in das Meer der Liebe einmünden. Da geschieht das Unerwartete. Galeide wird durch einen grässlichen Kobold beherrscht, gebannt; sein Wille hypnotisiert sie, unterjocht sie — „was soll ich für Sie thun? So sagen Sie es doch." — „Singen Sie" — sagte der Unhold. Galeide versuchte es; ihre Stimme brach aber schon nach den ersten Tönen ab: „ich kann nicht." — „Warum sagen Sie denn, Sie wollen alles thun, was ich will?" beharrte der Unhold. „Versuchen Sie es doch", erwiderte Galeide. „Sagen Sie, was Sie wollen! Soll ich mich aus dem Fenster stürzen?" — „Soll ich?" — Der Unhold erwidert nichts — Galeide steigt aufs Fensterbrett — soll ich? — Gaspard nickt: „oui, Mademoiselle" — ein leises Lachen — Galeide liegt zerschmettert im Garten, in Ezards Armen, der ihr goldiges Köpfchen an seine Brust bettet: ist es möglich? ist es möglich? —

Warum ich diese Szene herausgreife? Um zu zeigen, dass dieselbe Macht es ist, mit der die Dichterin über ihren Leser schaltet und ihn packt, festhält und mit sich fortreisst, mit der Gaspard Galeiden beherrscht.

Es ist kein Roman in landläufigem Sinne — es bedeuted für Ricarda Huch keinen Fortschritt auf dem Wege „Empor". Jedoch auch kein Rückschritt, sondern ein Schritt zur Seite, ab von der konventionellen Touristenstrasse, auf deren rasenlosem Staubpfade der Schwarm der meisten Romanschreiber dahintrottet. Es ist ein Streifzug ins Dickicht des unberührten geheimnisrauschenden Waldes, dahin selten ein Menschenfuss sich verirrt; wo wunderbare Blumen auf goldenen Stengeln sich wiegen, umkreist von schimmernden Phallänen, wo die Bäume sprechen, wo die Quellen reden für alle, welche zu hören verstehen. Aber derer sind wenige — die Sonntagskinder sind in der Minderzahl, und die Dichterin wird allein stehen, bald einsam sein, wenn sie sich auch in Zukunft dieser Einsamkeit ergiebt. Die Büsche schlagen hinter ihr zusammen, verranken und verästeln sich und die Mitlebenden verlieren die kühne Selbstpfadbahnerin aus den Augen. Und das wäre ein Verlust für die Deutsche Litteratur. Darum sei dieser eine gelungene Versuch genug. Und wir rufen dem Fräulein Doktor zu: Rückwärts ist vorwärts! Zurück von dem Wege, der nicht aufwärts führt! — Ob einer etwas kann, zeigt er erst, wenn er auch in Zukunft etwas kann!

Berlin. **Richard Zoozmann.**

Jene.

Den Daseinsfrohen, den wunschlos Lebenden,
Am Alltagskleide rüstig Webenden
Gehört die Welt mit goldnen Halmen;
Doch jene, die fröstelnd in Lebensmitten
Gedichtet, geliebt und an Heimweh gelitten,
Krönt nur der Tod mit Siegespalmen.

Haseldorf. **Emil von Schoenaich-Carolath.**

Vom Schmerz.

Sieh, ich ging auf dunklen Wegen,
Und der letzte Stern erblich,
Habe tief im Staub gelegen,
Und kein Gott erhörte mich.
Liebe, Lachen, Lust und Streben,
Alles schwand wie hingeweht,
Und ich fühlte, dass vom Leben
Ewig nur der Schmerz besteht.

Er allein, der finstre Recke,
Ragend über Raum und Zeit,
Schattet deine Lebensstrecke,
Bis ein Hügel dich befreit. —
Völker sterben still am Wege,
Kronen schlafen tief verstaubt,
Nur der Schmerz, der ewig rege,
Hebt das unbesiegte Haupt.

Zög' einst alles Weh nach oben,
Wie ein todeswunder Schrei,
Wär's mit eurem Glanz da droben,
Sel'ge Götterschar, vorbei.
Einsam würd' es in den Hallen,
Jedes Lächeln wär' verbannt,
Und die goldnen Szepter fallen,
Zitternd aus erschreckter Hand. . . .

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Trost.

Da ist das Kreuz am zweiten Kirchhofswege,
Hainmoos auf meiner Mutter Grabe schwillt,
Doch nicht um sie ich eine Blume lege
Heut auf des Heilands weisses Marmorbild.
Lenzlüfte einen frischen Kranz zerwehen,
Der Sturmwind knickte einen grünen Zweig.
Verzweifelnd frag' ich mich, wie es geschehen,
„Komm' wieder zu mir aus dem Himmelreich!"

Rotköpf'ger Mohn, von Wiesengras umkleidet,
Sich über einen frischen Hügel wiegt.
Wenn Liebe auf des Todes Schwingen scheidet,
Ihr rotes Band noch auf dem Grabe liegt.
Und wie ich weiter sinne, grüble, denke,
Da wird mein harter Weltschmerz thränenweich.
In Deine Liebe ich mich still versenke,
Und Du kommst zu mir aus dem Himmelreich.

Iserlohn. Carl Hülter.

Schönheit.

O glaub' nicht jedem Schlagwort der Modernen!
Begeistert preisen sie's als Geist der Zeit,
Aus aller Kunst das Schöne zu entfernen,
Nur „Wahrheit" gilt's und nackte Wirklichkeit.
— Absurdität ist's oft, was Geist sie nennen,
Und was als Phantasie sie stolz bekennen,
Ist Narrheit meist und Schrulle. Ewig blüht,
Was Herz und Sinn erhebt, nur im Gemüt.
Was uns entrückt der rauhen Wirklichkeit,
Empor uns führt zu lichten Regionen,
Das Schöne ist's und bleibt es allezeit,
Und nur im warmen Herzen mag es wohnen.

Bremen. Johann Beyer.

Einem Weggenossen.

Dir wand den Kranz voll lichter Blüten
Um's Haupt ein gold'ner Lebensmai,
Von Zukunftsträumen, die mir glühten,
Die schönsten brach der Lenz entzwei.

Dann fuhr des Lebens rauhes Werben
Mir wirr durch's braune Knabenhaar.
Das war ein allzufrühes Sterben
Des, was dem Träumer heilig war. —

— Da fand ich dich. — Mit neuem Hoffen
Hast du die junge Brust gefüllt,
Und, was mich todeswund getroffen,
In zarte Schleier eingehüllt.

Du lehrtest mich die Wege gehen,
Wo heisses Streben aufwärts trägt,
Du lehrtest mich die Welt verstehen,
An die der Zukunft Hammer schlägt.

Und wenn voll leuchtender Gestalten
Die Seele sich zum Himmel trug,
Du lehrtest mich die Wage halten
Vor allzukühnem Sonnenflug. —

— So will ich fürder mit dir stehen!
Stets hoch den Kopf! Stets schlagbereit!
Vereint soll unser Banner wehen
Für's heil'ge Recht der neuen Zeit! —

Hamm (Westfalen). Uhlmann-Bixterheide.

Einzig.

Wie ist durch's Leben weit der Weg,
Durch dicht' Gestrüpp von Lust und Schmerz! —
Doch auf dem letzten schwank'sten Steg
Bist froh du, wenn dir treu verblieb
Von all' den Menschen, die dir lieb
Ein einzig Herz, ein einzig Herz.

Eilt wo ein junger Wandersmann
Aus seiner trauten Heimat fort,
In der er eitel Lust gewann, —
Heil, wenn zum schönen, fernen Ziel
Ermutigend ein Wörtlein fiel,
Ein Freundeswort, ein einzig' Wort.

Und Heil dem Dichter, dreimal Heil,
Dem, wenn auch stets das Glück ihn mied,
Ward solche hohe Gunst zu teil,
Dass singt von ihm im Waldesgrund
In fernster Zeit ein Menschenmund
Ein einzig' Lied, ein einzig' Lied. —

Hellingen. Edmund Stubenrauch.

Lied des Soldaten.

Als ich vor Monden bestellte die Saat,
War ich noch Bauernknecht, heute Soldat.
Jetzt ist die Ernte da, Heimat liegt fern;
Wie meine Felder stehn, wüsst' ich zu gern.

Berlin. Georg Fernandes.

Der Summerwind.

(Schlesische Mundart.)

Guldgelbe Stoppeln weit und breet,
Der Summerwind giht drüber hien
Und sitt de ganze Herrlichkeet
Der Felder nu zu Reste gihn.

A singt a Liedel ei sen'n Boart,
A trauriges und leeft und rennt
Vo Reen zu Reen*), vo Foahrt zu Foahrt,
Mir scheint's wahrhoftlich goar — a flennt.

Warum denn nech, du lieber Goot?
De Blümel gelb und blo und rut,
Mit dan a sust geschäkert hot,
Die sein itz olle, olle — tut.

Nesselwitz bei Kosel (O.-S.). **C. Klings.**

Regenabend.

Die Pfützen schimmern silberblass
Auf regenfeuchter Heide,
Es seufzt und sinkt ohn' Unterlass
Das welke Laub der Weide.

Der Tag schon allgemach entschwand;
Im Nebelmeer, im feuchten,
Verrinnt so wie der Bach im Sand
Sein letztes, müdes Leuchten.

In Schaaren, kreischend, ziehen Kräh'n
Auf fernen Himmelsbahnen,
Und ihre mächt'gen Fittige weh'n
Wie schwarze Trauerfahnen.

Aschgraues Einerlei umschlingt
Die still geword'ne Erde,
Nur manchmal durch das Schweigen klingt
Das Wiehern ferner Pferde.

Die Weidenblätter, welk und fahl,
Aufseufzend niederfallen,
Und über's öde Heidethal
Die Nebelschauer wallen.

Horn (N.-Österr.) **Hanns Weber.**

Das einsame Haus.

Verwildert der Garten, verschlossen das Haus,
Verhangen, verödet die Räume;
Doch zieht's zu der Stelle mich immer hinaus,
Dort fesseln mich selige Träume!

Schwül war und prangend im Sommer ein Tag,
Es blühten die Rosen im Garten:
Aus glühender Linde klang Nachtigallschlag,
Als heiss wir einander erharrten!

Wir sassen im Garten, wir ruhten am Rain,
Wir ruhten im Kämmerlein drinnen;
Wir sahen, umlodert vom Abendrotschein,
Den heiligen Tag uns verrinnen!

*) Rain.

Verwildert der Garten, verschlossen das Haus,
Verlassen, verödet die Räume!
Verlassen nun wand're ich durch Winter und Graus
Zur einsamen Stelle, — und träume!

Münster i. W. **L. Rafael.**

Gebannt!

Halb geöffnet steht das kleine Fenster;
Kahle graue Mauern schau'n herein,
Und des schmalen Stübchens Räume füllet
Schon ein abendlicher Dämmerschein.

Und ich sitz' Dir gegenüber, blicke
Unverwandt Dir in das Angesicht, —
Unverwandt: scheint doch Dein lieblich Wesen
Mir wie ein lebendiges Gedicht.

That's das Jahr, das ich Dich nicht gesehen?
Oder hab' ich nie Dich noch gekannt?
Deine *blauen Kinderaugen* sind es
Und ihr Märchenglanz, der so mich bannt.

Dresden-A. **Karl Th. Schulz.**

Nimmer zu fassen.

Nimmer zu fassen,
Dass Du mich liebst,
Dass Du mir Liebe
Um Leiden giebst.

Nimmer zu sagen
Die ganze Lust,
Nimmer zu tragen
Von Menschenbrust.

Nimmer zu meiden
In Schuld und Schmerz,
Nimmer zu scheiden
Herz nun von Herz.

Höckerndorf. **Hermine von Preuschen.**

Mysterien.

Der alte Lindenbaum.

Was rauscht in unsre Küsse
Mit Geisterhauch
Der alte Lindenbaum?

Er rauscht des Todes Grüsse
Mit Geisterhauch
In unsern Liebestraum.

Um ein frühes Grab.

Mag der erste Schmerz verstummen
Um ein frühes Grab,
Ach, die Kronen seiner Blumen
Bricht kein Sturm mir ab.

Clair obscur.

Dunkler Nacht entsprossen,
Kommt's zu mir gesandt;
Ätherhaft ergossen,
Sonnenlicht durchflossen,
Drückt's mir sanft die Hand.

Ob ich sie erkenne?
Flüstert's über mir;
Keine Namen nenne,
Und kein Jenseits trenne
Mich von mir und Dir:

Im Traum.

Vor Schmerz noch rot die Augenlider?
Ich seh's Dir an,
Wie weh ich Dir im Traum gethan —
Du aber gingst und kamst nicht wieder.

Nachtwandelnd.

Seit Du von mir hinweg gegangen,
Hat sich mein Herz entzweit.
Im Dämmerschein, im ungewissen,
Ein Schatten huscht an mir vorüber,
Das Antlitz bleich, verfallen die Wangen;
Ich folg' ihm nach wie unbewusst;
Und wie das Mondlicht niederschauert,
Entzweit mit mir die eigne Seele
Seh' ich zu Deinem Grabe wandeln
In stummer Einsamkeit.

Jenseits.

Aus meines Grames Winternächten
Wie sehn' ich mich nach Dir!
Von Deines Jenseits Kinderfrieden
Nur einen leisen Schimmer mir!

Mit Auferstehungs-Lenzgedanken
Geht sternenwärts die Bahn;
Du aber hinter Rosenhecken,
Du schaust erschreckt und fremd mich an.

So spinne Du aus Sonnenfäden
Dein lichtes Himmelsglück —
Mit meines Grames Winternächten
Kehr' ich verbannt zu mir zurück.

Pleinair.

Ich bin erstanden. Schöpfer gewaltig,
Dem Lenze gleich mein Banner entfalt' ich.

Es klingt von Liedern, es regnet Gesänge,
Es wölbt zum Dom sich der Strom der Klänge;

Hoch über mir in Duft und Farben
Versprühend seines Lichtes Garben;

Aus meinem Blut und meinem Werde
Mein Himmel über *meiner* Erde.

Langquaid. Engelbert Albrecht.

Das Paradies.

Tief in mir lacht ein Frauenmund;
Zwei braune Augen seh'n hinab
In einen schlummerblauen Grund,
Da fliegen Falter auf und ab.

Da wachsen Blumen stumm und rein;
Ihr Duften macht das Herz gesund.
So froh, so froh und ganz allein, —
Tief in mir lacht ein Frauenmund.

Bonn. C. Ferdinands.

„Phantasieen".

I.

Zur Ruh ging alles schon. Nur ich bin wach
Und hänge sinnend meinen Träumen nach . . .
Durch's Fenster wogt die Nachtluft würzig schwer,
Und die Laterne von der Strasse her
Wirft irren Schein in mein Gemach . . . . .
— — — — — — — — — — —
Vorbei die Jugendlust, das kecke Wagen,
Vorbei nach Glück das fastnachtstolle Jagen,
Verbraust die Flammenglut im heissen Hirn! —
In meiner Brust wohnt jetzt ein kühl' Entsagen,
Und nur ein Traum aus fernen Jugendtagen
Küsst bebend manchmal meine Stirn. . .

II.

Blaudunkle Lenznacht. Veilchenduft im Park.
Der Waldbach glitzert wie ein Silberband.
Vom Fenster starr' ich träumend in das Land . . .
Und tote Liebe steigt aus ihrem Sarg . . .

Im roten Vollmondlicht, im Wellenblinken,
Aus düstrem Blattgewirr schau' ich sie winken.

Sie lacht und lockt. Sie sieht mich glühend an . . .
Es packt mich jäh dämonisch heisse Lust,
Und durch die müde, flammenleere Brust
Jagt wieder fieberheiss der alte Wahn . . .

Sondershausen i. Th. Theodor Freiberg.

Auf dem weissen Berge bei Prag.

Wo der Ahnherr sich, der Weib und Kind
Liess um Ruhm, den Adelsbrief geschrieben,
Eine blut'ge Schrift in Schwerteshieben,
Sitzt der Enkel nun und träumt und sinnt.

Längst vergangen ist die wilde Zeit,
Wo der Adel hing an Schwert und Rossen,
Eine neue Bahn ist uns erschlossen,
Auf zum Fechten, Ahn, ich bin bereit!

Nimmer will ich träge mich erfreu'n
Meines Erbes, Schlachten will ich schlagen,
Und wenn ich den Sieg davongetragen,
Darf ich deinen Adelsbrief erneu'n.

Schlacht am Berge! Wann ertönt dein Klang?
Sage mir's, mein Herz, sagt mir's, ihr Sterne!
Sehnend in die abendliche Ferne
Schau' ich, und mein Herz klopft ahnungsbang.

Merseburg. Kurt von Rohrscheid.

Federzeichnung.

Ein marokkanisch Wüstenweib
Zu Tanger sass im Zelte,
Das eine Ampel rosenrot
Nur matten Scheins erhellte.

Als wie ein blanker Jatagan,
Im Sonnenstrahl geschwungen,
So blitzte ihr schwarzes Augenpaar,
Vom schwarzen Haar umschlungen.

Wie eine Tigerkatze still,
Die auf die Beute lauert,
So sass sie auf geflocht'nem Stroh
Zum Sprung zusammen gekauert.

München. Heinrich von Reder.

Stumme Klage.

Die Becher gehen im Kreise,
Es strömt der schäumende Wein,
Und mitten ins Klirren der Gläser
Tönt wildes Lachen und Schrei'n.

Es glänzt das Auge der Männer,
Der Frauen Wange wird rot,
Nur eines der Weiber wird stiller
Und bleicher als wie der Tod.

Und trübe starren die Blicke
Ins Perlengewoge vom Sekt,
Als gält es, ein ewiges Rätsel
Zu lösen, das drin versteckt.

Dann setzt sie das Glas an die Lippen
Und leert es in einem Zug,
Mir war, als hört' ich sie murmeln
Dabei einen grässlichen Fluch.

Ein Strahl ihres sündigen Auges
Floss mir dabei in das Herz
Und klagte mit endlosem Jammer
Der Seele bittersten Schmerz.

Dresden. Ernst Roeder.

Drei Träume.

Ein breites Thal, von steiler Berge Wand
Umschlossen — aus des Thalgrunds Mitte stieg
Ein Hügel, d'rauf ein graues, altes Schloss,
Viereckig, einem Würfel gleich geformt,
Umsponnen ganz von Eppich und umflattert
Von blauer Falter ungezähltem Schwarm.
Und wie der Wind den bläulich dünnen Rauch
Von einem Schornstein niedertreibt aufs Dach,
So wehte unaufhörlich um das Schloss
Der blauen Falter ungezählter Schwarm.
Und in dem Traume sprach ich zu mir selbst:
„In diesem Schloss, im düstern Hofe dort,
Da ist ein Brunnen, schwarzen Wassers voll — -
Und an dem Rand des Brunnens sitzt er noch,
Der Drachenspross, der arge Lindwurmenkel,
Das ekle Untier, und bewegt sich nicht —
Mein böser Dämon, dorten droht er noch!“
Und eine Stimme sprach in meinen Traum:
„Du wirst ihn nimmer los!“ Und ich erwachte. —

Einsamer Bahnhof. Nacht. Der Steig ist leer.
Da drüben auf dem äussersten Geleise
Ein Erzross, dessen Lampen gelbes Licht
Auf Schnee und Schienen vor ihn werfen. Ruhig,
Mit angespanntem langen Lastenzug,
Still-dunkel steht es und bewegt sich nicht —
Ich aber wandre rastlos auf und ab,
Des Eilzugs harrend, der die Liebste bringt.
Doch rings bleibt Alles still, kein Licht blitzt auf,
Der Bahnsteig liegt in mattem Schimmer da,
Kein Glockenzeichen tönt, kein ferner Pfiff —
Das finstre Erzross steht und wirft den Schein
Auf Schnee und Schienen und bewegt sich nicht.—

Ein hoher Wald von Eichen, felsumstarrt
Und gänzlich abgeschlossen von der Welt —
Am Fuss der höchsten Eiche, in dem Grün
Des Rasens, zwischen ihren Riesenwurzeln,
Da lag ich ruhig und voll Seligkeit.
Ach längst war meine Liebste schon begraben —
Und nur die leisesten Erinnerungen
Umwehten mich mit einem süssen Hauch.
Im fernen grauen Leben irgendwo
Sass wohl der Dämon unbeweglich noch,
Allein ich lachte seiner fahlen Blicke.
Es war ja Friede längst in meiner Brust
Und Leid und Neid wie blasse Träume nur.
Der Eichenforst war weithin um mich her,
Und alle seine Blätter rauschten Frieden.
Das war ein unaussprechlich holder Traum,
Und diesen Traum, ich träum' ihn nimmermehr. —

Teplitz. Bodo Wildberg.

Die blaue Blume.

In meiner Brust, da brennt ein wildes Weh,
Das treibt mich fort in sehnsuchtsheissem Drange,
Dass ich die blaue Blume wiederseh',
Und sie fortan an meinem Herzen prange!

Ich sah sie einst! an jenes Berges Saum
In ihrer Märchenschönheit süssem Prangen,
Hört' ihre Glocken klingen wie im Traum,
Und wäre fast im Walde irrgegangen.

Denn immer, da ich wähnt', ihr nah zu sein,
Und heissen Sinns nach ihr die Blicke wandte,
Entschwand sie mir, und ich — ich stand allein,
Und wilder meiner Sehnsucht Flamme brannte!

— — Jetzt bin ich schon gewandert Jahr um Jahr,
Durch Sonnenglüh'n, durch nächtlich-kalten Schatten,

Und manche Blume süss und wunderbar
Pflückt ich beim Wandern mir auf grünen Matten.

Ihr holder Duft, ihr sanftes, reiches Blüh'n
Wohl freute mich's zu mancher guten Stunde, —
Doch *jener* blauen Blume Zauberglüh'n
Schlug mir die grosse, die geheime Wunde.

Sie heilte nie! Es ist ein eitler Wahn,
Ich *kann* die Wunderblume nie vergessen!
So hat das Glück mir's ewig angethan,
Das süsse Glück, das ich doch *nie* besessen!

Fordon. **Magda Fuss.**

Zwei Reiter.

Zwei Fürsten reiten über das Feld,
So blau ist der Himmel und goldig die Welt.

Der linke plaudert und lacht so hell
Wie die Sonne, ein junger herzlieber Gesell.

Und wo immer hinwärmt seiner Blicke Lauf,
Da spriessen viel prächtige Blumen auf.

Traut blinkt in der Ferne ein freundliches Haus,
Sein Liebchen schaut stockenden Herzens heraus.

Den rechten ärgert der Sonnenschein,
Schaut höhnisch, grimmigen Lächelns drein.

„Ha, Bruder“ — sein Mund läuft über vor Neid —
„Gemach, zum Glück ist's immer noch Zeit!“

Und langsam, als wäre die Last zu schwer,
Trabt sein Rösslein hinterher.

Doch jener, still lächelnd, reitet geschwind,
Und wärmer sein Blut durch die Adern rinnt.

Er jauchzt im drängenden Übermut —
Da packt den andern flammende Wut.

Er spornt seinen Renner zu Sturmesflug;
Des Huf die schönen Blumen erschlug.

Am reissenden Strome holt er ihn ein,
Sie setzen, sich messend, ins Wasser hinein.

Sie ringen heiss mit dem Wogengebraus —
Still blinkt in der Ferne ein freundliches Haus.

Der links auf erschöpftem Rosse versinkt,
Der rechte sich spottend auf's Ufer hinringt.

Er eilt zum lockenden Häuschen gleich,
Schleppt spottend die Maid in sein dunkles Reich.

Die Sonne geht unter wie Blut so rot:
Das blühende *Leben* besiegte der *Tod*.

Berlin. **Hanns Lingk.**

Nervös.

(Nach einem Gedichte in altbayrischer Mundart.)

Et mägt woll al sös Jahr her sin,
Dar weer so krank min Fro,
Dar bin ick hen na'n Doktor gan,
De weet doch Rat darto.

De Doktor fragt mi allerhand,
Wat denn min Fro woll fehlt,
Ob är denn noch dat Eten smeckt,
Un wat är sunst noch quält.

„Na, eten mag se bannig geern!“
Hew ick em dar vertellt,
„Doch is se jümmer slecht bi Lun
Un jümmer so vergrellt!“

„Wenn ick man blot en Wort är segg,
Denn fahrt är de Düwel int Liw,
Un gräsig mager is se worn,
Recht slimm is't mit min Wiw!“

„So, so“, hett dar de Doktor seggt,
„Weest du, de Sak' steit so:
Din Fro, de is nervös, versteist'?
Pass up un hör mi to!“

„Wenn se schall wedder bäter weer'n,
Musst'd allens don, wat se will.
Keen Wedderwort! Wat se ok seggt,
Holt Mul un swig ganz still!“

„Un wenn dat so en Titlang deist
— Et is woll'n bäten swär —
Denn ward se wedder dick un fett,
So wi se sunst woll weer!“

Na, ick hew't dan, hew't runnerslaken,
Wat ick är sä so geern,
Ick dacht', dat halst du wedder na,
Erst schall se beter weern.

— Gesund is se worn un dick und fett,
Aber eens is nich verdräben:
Ick mut noch jümmer don, wat se will,
De Krankheit is är bläben.

Bremen. **Johann Beyer.**

Nachklänge vom Schriftsteller- und Journalistentag in Hamburg

(28. Juni bis 3. Juli).

„Wenn Ihr nachher von uns einmal etwas berichtet,
Dann sei auch alles echt, womöglich nicht erdichtet!“

so rief der greise Alstergott dem lebenden Auszuge aus Kürschners Litteraturkalender zu, der staunend auf ihn und seine Alsternixen an dem Walküre-Denkmal am Alsterufer sah und schliesslich ganz vergass, weshalb er denn eigentlich nach der alten Hansestadt gekommen war. Ja, Fest reihte sich an Fest, eines schöner wie das andere, und der Hansestädte Ruhm, denn auch Lübeck hatte an den Festveranstaltungen hervorragenden Anteil, hallte durch ganz Deutschland in jenen Tagen. Wem würden auch die Glanzseiten jener Tage nicht dauernd in Erinnerung bleiben? Die Rundfahrt durch den Hafen, dessen zahlreiche Schiffe zu Ehren des Tages den reichsten Flaggenschmuck angelegt hatten, die feenhafte Beleuchtung des ganzen Elbufers von Blankenese bis Hamburg,

die reizende Korsofahrt auf der Alster, die von der hansestädtischen Bevölkerung so zahlreich in Augenschein genommen ward, wie es selbst bei Herrscherbesuchen noch nicht der Fall gewesen war, das Abendfest auf der „Alsterlust“, bei dem ein grossartiges Feuerwerk mit den Witzworten der Zuschauer um die Wette in Luft verpufft ward, die Festtafel im „zoologischen Garten“, die gastliche Bewirtung der Stadt Lübeck, die in ihrem Ratskeller wohl noch nie eine solche Stimmung hervorgebracht hatte, wie sie am 2. Juli dort herrschte, der Aufenthalt in dem idyllischen Schwachau, die Fahrt auf dem schwimmenden Palaste, der „Columbia“ nach Helgoland, — und dann das Meer, — das Meer, ja, Josef Feller hatte recht, wenn er schliesslich bei der Tafel seinen Gefühlen Ausdruck gab und in seinem herzigen Dialekt sagte:

„Und heut erst, du mei Gott,
Da lasst se goa net red'n,
So was Schö's und was Herrli's
Hat's auf der Welt no net geb'n.

Die deutschen Journalisten und Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die all diese Herrlichkeiten mit genossen haben, werden in ihrer Erinnerung noch lange daran zehren. Unvergessen werden auch die Stunden bleiben, in denen sich Herz zum Herzen gab, in denen sich so manche persönliche Annäherung zwischen sich lange gegenseitig hochachtenden Kollegen stattfand, die oft folgenschwer fürs ganze Leben bleibt. Zwar war man nur eigentlich am Empfangsabend „unter sich“, und auch da noch nicht einmal, aber wer wäre imstande, hier die Spreu vom Weizen zu sondern? Es hatte wiederum auch etwas Erheiterndes, zu beobachten, wie unsere anerkanntesten „Grössen“ umschwärmt wurden von denjenigen Litteraten an, die „in der glücklichen Lage sind, einige tausend Mark jährlich litterarisch vernaschen zu dürfen“ und ihre „Werke“ in feinsten Damastbändchen in allen Taschen trugen und freigebig unters „Volk“ brachten, bis zu jenen gefährlichen Dilettanten hin, die schon beleidigt sind, dass man ihre „ungedruckten“ Werke(!) nicht kennt. Wenn ich dann an unsern prächtigen Michael Georg Conrad denke, der mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Erwin mehr als einmal der Mittelpunkt solcher Vorstellungen und Begrüssungen war und dessen echtdeutsches, herzliches „Grüss Gott“ wie ein frischer Hauch aus den Alpen in aller Herzen drang, so ist's mir noch immer, als ob gerade die „Moderne“ die grösste Anziehungskraft besessen hätte.

Doch eigentlich war man zu sehr ernsten Arbeiten nach Hamburg gekommen. Als jedoch im Prinzip wenigstens ein allgemeiner Verband, der die deutschen journalistischen und schriftstellerischen Vereinigungen des Reiches wie des Auslandes vereinigen sollte, in der ersten Hauptsitzung begründet war, war es auch mit dem allgemeinen Interesse an den weiteren Verhandlungen des Tages vorbei. Bei den festlichen Mahlzeiten ist dann noch manche Rede vom Stapel gelassen, die nicht nur Verständnis für die schriftstellerischen Interessen offenbarte, sondern auch von einem aufrichtigen Wohlwollen für den ganzen Schriftsteller- und Journalistenstand diktiert war, aber auch manche Rede, die nur imaginäre Freiheiten unserer reformbedürftigen Presse pries und wieder andere, die mindestens überflüssig waren. Wer dann etwas hinter die Knlisssen geschaut hat, der wird schnell sein Auge betrübt gewendet haben; denn die Einigkeit, die man so sehr pries, war leider für die einzelnen schriftstellerischen Vereinigungen nicht immer vorhanden, und die Anregung, die mancher in Hamburg gewann, dass noch manches anders und besser werden muss, ist nicht die schlechteste, die er heimbrachte. Hoffentlich trägt die sich ausserordentlich gut entwickelnde Journalisten- und Schriftsteller-Pensionsanstalt (A. V.) dazu bei, alle deutschen Schriftsteller, mögen sie nun sogenannte „Verbändler“ oder „Genossenschaftler“ sein, immer enger aneinander zu schliessen. Dann werden die „Tagungen“ auch in absehbarer Zeit die Früchte bringen, die man erwartet und der Glanz und die Pracht ausgewähltester Festlichkeiten wird nicht durch Wehmutsgedanken auf Minuten getrübt werden, wie es bei vielen von uns in Hamburg der Fall war.

Br. **F. H.**

Ein deutsches Mustertheater.

Unlängst hielt Direktor *Adam Müller-Guttenbrunn* in einer Versammlung des Raimund-Theaters in Wien eine längere Rede, aus der folgende Stellen von allgemeinem Interesse sein dürften und zugleich beweisen, mit welchem hohen idealen und künstlerischen Ernste dieses Theater begründet und bisher geleitet ward:

„Ich will Ihnen heute ein Geheimnis verraten, das noch niemand kennt. *Sämtliche Novitäten* des Raimund-Theaters — ich nehme keine einzige aus! — waren Stücke, *die von den anderen Wiener Bühnen früher abgelehnt worden* sind. Sie wissen, dass alle diese Stücke im Raimund-Theater gefallen haben, dass in unserem Theater überhaupt noch kein Zischlaut ertönte, und ich kann Ihnen auch anvertrauen, dass wir mit diesen Stücken in sechs Monaten rund 200 000 fl. eingenommen haben. Es gehört zu den erfreulichen Erfahrungen, welche die ersten sechs Spielmonate mir gebracht haben, dass unser Publikum gerade die Stücke, die sich durch *einen gewissen poetischen Gehalt* auszeichneten, durch seinen Besuch förderte und die minderwertigen alsbald fallen liess. Es lebt ein *gesunder Instinkt für das Gute in Ernst und Scherz* und ein gewisser *Durst nach Romantik im Wiener Publikum,* der am lebhaftesten in feinen tieferen Schichten zum Ausdruck kommt. Der Wiener will nichts wissen vom *Proletarier-Drama,* es widerstrebt seiner innersten Natur. Er ist teils zu *wehleidig,* teils zu *lebensfroh,*

zu sinnenfreudig, um im Theater die Wahrheit in anderer Form als im *Gewande der Schönheit oder des Humors* zu ertragen. Diese Erkenntnis bestärkt mich in dem Glauben an die *Zukunft der höheren modernen und der klassischen Dichtungsform im Raimund-Theater*. Das Raimund-Theater hat unter nicht sehr guten Verhältnissen in den ersten sechs Monaten seines Bestandes *etwas mehr als* 200 000 fl. eingenommen und es war nicht die beste Theaterzeit, die uns zur Verfügung stand. Mein Gagenetat geht mehr in die Breite als in die Höhe, d. h. ich habe keine übermässig grossen, aber sehr viele mittlere und kleine Gagen zu zahlen, denn mein Personal ist zahlreich, weil das Programm des Theaters sich fast über alle theatralischen Gattungen erstreckt. Wer die deutschen Theaterverhältnisse nur ein bischen kennt, der weiss, dass es Bühnen giebt, an denen eine ganze Anzahl bedeutender Schauspieler wirkt und die doch keine abgerundeten Vorstellungen zustandebringen. . . . . Der *Personen-Kultus* hat im Raimund-Theater bisher keine Stätte gefunden, und ich werde ihn niemals grossziehen, denn er schädigt die Kunst und rächt sich schliesslich immer auch wirtschaftlich."

Gewiss werden diese Worte, die den lebhaftesten Beifall hervorriefen, jeden Bühnenfreund auf das freudigste berühren. Möge das Raimund-Theater sich auch fernerhin unter der Leitung seines kunstsinnigen Direktors zu einer deutschen Musterbühne entwickeln. Die Leser der „N. l. Bl." werden über dasselbe wie bisher auf dem Laufenden erhalten werden, soweit es der beschränkte Raum gestattet.

Br. F. H.



Litterarische Rundschau.

In *Mödling* bei Wien starb am 26. Mai der Schriftsteller *Oskar Welten* (Georg Dolesal), der einst als „der deutsche Zola" bezeichnet ward. Seine 1883 erschienene Schrift „Zola-Abende bei Frau v. S." ist nicht ohne Einfluss auf die naturalistische Bewegung in der Litteratur der Gegenwart gewesen.

Am 4. Juni starb in *Leipzig* der bekannte Nationalökonom *Wilhelm Roscher*.

Die *Witwe* Fritz Reuters ist am 10. Juni in ihrer Villa am Fusse der Wartburg gestorben. Seit 1863 lebte sie dort an der Seite ihres Gatten als seine treue Lebensgefährtin und als aufopfernde Pflegerin des Dichters in seinen letzten Lebensjahren. In pietätvoller Verehrung des Andenkens ihres grossen Gatten hat sie den Rest ihrer Tage zugebracht und sich durch ihren wohlthätigen Sinn viel Liebe erworben.

Eine *Tochter* des Dichters *Otto Ludwig* hat dem Direktor Müller-Guttenbrunn eine von ihr selbst besorgte Bearbeitung des Dramas „*Der Engel von Augsburg*" überreicht.

Der bekannte Litteraturhistoriker *Franz Brümmer* fordert alle Schriftsteller auf, ihm für die Neubearbeitung der drei Bände seines bekannten „Lexikons der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts" biographisches und bibliographisches Material einzusenden. Der Druck der neuen Bearbeitung wird Anfang 1895 beginnen.

Das diesjährige *Preisausschreiben* der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama" hat leider zu einer Preiszuerkennung nicht geführt. Von den elf zur Preisbewerbung eingelaufenen Dichtungen ward von fünf Stimmen des Preisrichterkollegiums das Manuskript „Künstlerblut" als das den Anforderungen des Ausschreibens am meisten entsprechend bezeichnet. Herr Richard Schmidt-Cabanis wies jedoch darauf hin, dass die zur Bearbeitung gekommene reizende Idee bereits von Ludwig Tieck in der Novelle „Des Lebens Überfluss" gegeben war. Der Autor von „Künstlerblut" hat nach Mitteilung dieser Thatsache, die ihm nicht bekannt war, darauf sein Manuskript zurückgezogen. Als des Abdrucks würdig wurden vom Preisrichterkollegium die Dichtungen „Intermezzo", „Frau Eva", „Karl der Grosse und seine Edlen" und „Frühlingsgewitter" bezeichnet. Ein neues Preisausschreiben wird demnächst erlassen werden.

Als „eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht" ist dieser Tage beim Amtsgericht I Berlin unter dem Namen *Pan* eine künstlerische Gesellschaft registriert worden, die ihren Zweck in erster Reihe in der Herausgabe einer illustrierten Monatsschrift *Pan* sieht. Im *Pan* werden sowohl unveröffentlichte alte Kunstwerke wie Proben zeitgenössischer Kunst mustergiltig reproduziert erscheinen in Verbindung mit Dichtungen moderner Autoren. Der Vorstand und die Redaktion des künftigen Journals besteht aus den beiden Schriftstellern *O. J. Bierbaum* und *Meier-Graefe*. Als Aufsichtsräte fungieren: Professor *R. Begas*, Geheimrat *Bode*, Direktor des alten Museum, Professor *A. Boecklin*, Dr. Freiherr *v. Bodenhausen*, Dr. *Richard Dehmel*, *Holger Drachmann*, *Arne Garborg*, Dr. *R. Graul*, Dr. *Max Halbe*, *Otto Erich Hartleben*, *Hildebrandt*, *L. v. Hofmann*, Professsor Graf *L. v. Kalckreuth*, Prof. *Albin Keller*, *Max Klinger*, Prof. *K. Köppring*, Prof. *G. Kühl*, *Max Liebermann*, Freiherr *v. Liliencron*, Prof. *Maison*, Prof. *Gabriel Max*, Freiherr *v. Ompteda*, *W. v. Polenz*, *St. Przybys-*

zewski, Oberregierungsrat *W. v. Seidlitz*, Prof. *Skarbina*, Prof. *F. v. Uhde*, Prof. *W. Unger*, Prof. *W. Weigand*, Prof. *Wörmann*, Direktor der Dresdener Gallerie. Das erste Heft der Monatsschrift *Pan* soll noch in diesem Jahre erscheinen.

Eine *interessante Bühnenbearbeitung* eines Stückes, dessen litterarischer Wert ihm bisher noch keinen Eingang in die Theater verschaffen konnte, ist gegenwärtig von einer bekannten Berliner Theater-Agentur in Vertrieb genommen worden. Es handelt sich um *Grabbe's „Napoleon."* Das grossartige Geschichtsgemälde, das dieser wildgeniale Dichter hier entworfen hat, bot für die Bühne bisher unüberwindliche Schwierigkeiten dar, wesentlich dadurch, dass der allzu häufige Wechsel der Szenerie und die Aufbietung ungeheurer Massen ganz eminente Anforderungen an den Bühnenapparat und an die Leistungen der Statisten stellten. In dieser neuesten, von *Max Halpern* herrührenden Bearbeitung sind diese Schwierigkeiten zwar nicht ganz überwunden, aber doch auf ein Mass reduziert, das bei der fortgeschrittenen Bühnentechnik in der Praxis leicht erreichbar ist.

Die *„epischen und dramatischen Dichtungen"* von *Otto Weddigen* sind in zweiter und vermehrter Auflage erschienen. (Wiesbaden 1894, Verlag von Rud. Bechtold & Co.) — *Wilhelm Jensens* Roman mit dem Titel *„Die Namenlosen"* ist im Verlage von Karl Reissner in Leipzig in zweiter Auflage erschienen. — *Maria Janitscheks „Gesammelte Gedichte"* sind in zweiter vermehrter Auflage erschienen (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, deutsche Verlagsgesellschaft).

Von der Cotta'schen *„Romanwelt"* liegt nunmehr der *erste Band* vollständig vor, welcher den ersten halben Jahrgang dieser neuen belletristischen Zeitschrift enthält. Der stattliche Band beweist durch seinen reichen und interessanten Inhalt, dass es der Redaktion und der Verlagshandlung gelungen ist, ihre Versprechungen einzulösen, in dem neu begründeten Unternehmen den Meistern des Romans eine Bahn zu eröffnen für freie, künstlerische Behandlung wichtiger und interessanter Probleme des Lebens und die hervorragendsten neuen Werke der deutschen und der ausländischen Erzählungskunst in der „Romanwelt" zur Veröffentlichung zu bringen.

Der *erste Band* der *„Romanwelt"* enthält die abgeschlossenen Romane von *H. Sudermann:* „Es war"; *E. v. Wildenbruch:* „Schwester-Seele"; *P. Loti:* „Mein Bruder Yves"; *J. Lemaitre:* „Die Könige"; *L. Fuldas* Novelle „Die Hochzeitsreise nach Rom" und viele reizende kleinere Erzählungen und Aufsätze vermischten Inhalts. Der Band bietet also so viel Lesestoff, wie eine ganze Reihe von Romanbänden, bringt durchweg Vorzügliches und ist zum Preise von 8 Mk. 50 Pfg. in elegantem, geschmackvollem Einbande durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Eine Freie Volksbühne nach dem Muster der Berliner Freien Volksbühne ist jetzt auch in Kiel begründet worden. Der Verein hat sich, wie von dort gemeldet wird, in einer öffentlichen Volksversammlung konstituiert und sich zur Aufgabe gestellt, nur für die Kunst zu streben und keine Politik zu treiben.



Dichter der Gegenwart.

Biographische Skizzen vom Herausgeber.

XVII. Albert Moeser.

Albert Moeser ist einer jener wenigen Dichter der Gegenwart, der das Gute der Schule Platens mit den Forderungen unserer Zeit zu vereinigen sucht. Seine hohe Auffassung von der Würde und Bedeutung der Kunst, in Verbindung mit seinem ausserordentlich fein entwickelten Sprachgefühl und seiner grossen Beherrschung der dichterischen Formen verleiht seiner Poesie, besonders aber seinen Oden, Kanzonen und Hymnen einen aristokratischen Charakter. Die Formen- und Gedankenschönheit ist es, die uns diesen Dichter so wert gemacht hat. Aber auch in vielen seiner Gedichte pulsiert das Leben der Gegenwart, und fast alle legen Zeugnis von dem Streben nach Vollendung ab, das besonders, seit der Dichter nicht mehr von Schopenhauers Lehre in dem Masse beeinflusst ist, wie es in seinen ersten Sammlungen der Fall war, in einer hoffnungsfreudigen Stimmung zum Ausdruck kommt:

„Und ob Vollendung jetzt nur selten
Uns zauberreich das Herz bezwingt,
Vielleicht, dass sie im Kreis der Welten
Allwaltend einst den Sieg erringt."

Wie Moeser selbst ein grosser Freund der Idylle ist, so hat er sich zur Einführung in Deutschland auch einen Dichter erwählt, der ein Meister auf diesem Gebiete ist, den flämischen Dichter *Pol de Mont.*

Albert Moeser wurde in Göttingen am 7. Mai 1835 geboren. Er besuchte hier das Gymnasium und studierte daselbst auch bis 1862 Jura, Philologie und Philosophie. Ostern 1862 wurde er Dozent der klassischen Sprachen und der deutschen Litteratur an der Krause'schen Lehr- und Erziehungsanstalt in Dresden, unterbrach 1868 diese Thätigkeit durch eine kurze Wirksamkeit als Lehrer am Gymnasium in Bielefeld, kehrte aber schon 1869 an die zuerst erwählte Wirkungsstätte zurück. 1878

vermählte Albert Moeser sich mit Anna Schönberger, die unter dem Pseudonym Elly Gregor gleichfalls dichterisch thätig ist. Der Dichter ist gegenwärtig noch als Gymnasialoberlehrer in Dresden thätig. Seine erste Sammlung „Gedichte" erschien 1864, in dritter Auflage 1889. Ihnen folgten: 1866 Neue Sonette und die Kanzone „An den Tod", 1870 die Kanzone „Totenopfer", 1872 „Nacht und Sterne" (Neue Gedichte), 1875 „Idyllen", 1881 die Gedichtsammlung „Schauen und Schaffen", 1889 „Kaiserlieder" und „Singen und Sagen", 1890 „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich", 1893 die Gedichtssammlung „Aus der Mansarde"*) und die Nachdichtung der „Idyllen" von Pol de Mont**).



Litterarische Zeitungsschau.

Otto Ernst, Das litterarische Banausentum. Der Zuschauer, 2. Jahrg., Nrn. 9 u. 10.

Der hervorragende Satiriker geisselt in diesem mit der ganzen Schärfe seines Geistes niedergeschriebenen Aufsatze schonungslos jene handwerksmässige Auffassung von Kunst und Wissenschaft, die in philiströsen Publikumkreisen sich leider noch immer überall zum Schaden unseres Schrifttums breitmacht.

S. J. David, Aus dem Leben eines Dichters. Das Magazin für Litteratur, 63. Jahrg., Nr. 25.

Der Verfasser zeichnet in kurzen Zügen die dichterische Individualität Franz Nissels († am 20. Juli 1893).

Paul Elsner, Friedrich Dukmeyer. Glückliche Fahrt. 2. Jahrg., Nrn. 12 u. 13.

Eine biographisch-kritische Skizze über den 1864 in Livland geborenen kraftvollen Dichter Friedrich Dukmeyer.

J. E. Freiherrn von Grotthuss, Über den Geist der baltisch-deutschen Dichtung und den Lokalismus in der Lyrik. Das zwanzigste Jahrhundert, Nrn. 7 u. 8.

Ausgehend von dem Wirken verschiedener baltischer Dichter giebt der Verfasser treffende Bemerkungen über den Lokalismus in der Lyrik, der mit Provinzialismus nichts zu thun habe. Die Bemerkungen über die Kritik lyrischer Gedichte sollten von allen Rezensenten beherzigt werden.

Gustav Falke, Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel. Die Gesellschaft, 10. Jahrg., Heft 7.

Mit liebevollstem Verständnis giebt Falke ein Bild der starken dichterischen Eigenart Dehmels.



*) Vergl. Besprechung „N. l. Bl." II. Jahrg. S. 46.
**) Vergl. Besprechung „N. l. Bl." II. Jahrg. S. 14.

Eingesandte Neuerscheinungen.

Fritz Mauthner, Die Geisterseher. Humorist. Roman. Berlin 1694, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis geb. Mk. 4.

Arthur Pfungst, Neue Gedichte. Leipzig 1894, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Kurt von Rohrscheidt, Satans Erlösung. Dichtung in 6 Gesängen. Leipzig 1894, Verlag von A. G. Liebeskind. Preis eleg. geb. Mk. 2,50.

Margarete Sommer, Si j'etais Roi! Neue Parabeln und Skizzen. Mit dem Bilde der Verfasserin. Strassburg i. E. und Leipzig 1894, Verlag von G. L. Kattentidt.

Jung-Deutschlands Musenalmanach, 1. Jahrg. 1894. Strassburg i. E. und Leipzig, Verlag von G. L. Kattentidt.

Wilhelm Fischer, Die „Moderne." Ein Beitrag zur Theatergeschichte der Gegenwart. Mit fünf Abbildungen. Wiesbaden 1894, Verlag von Jurany & Hensel's Nachf.

Max Dittrich, Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen. Ein Lebensbild. Rathenow, Verlag von Max Babenzien. Preis 30 Pfg.

Carl Pitlik, Sonnenschein und Wetterwolken. Linz 1894, Verlag von E. Mareis.

Wilhelm Oesterhaus, Odemissen. Roman. Berlin 1894, Verlag von Otto Janke.

Gustav Kopal, Am Alsterufer. Roman. Berlin 1894, Verlag von Otto Janke.

Graf Leo N. Tolstoi, Gottes Reich ist in Euch. Vollständige, vom Verfasser genehmigte Übersetzung des russischen Original-Mannskriptes von L. A. Hauff. Preis Mk. 2.

Graf Leo N. Tolstoi, Die Hungersnot in Russland. Mit einem Nachwort. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin 1894, Verlag von Otto Janke. Preis Mk. 1.—.

Ferdinand Krüger, Hempelmann's Smiede. Ein westfälischer Roman aus der „guten alten Zeit" in münsterländisch-niederdeutscher Sprache. 3. Band. Leipzig, Verlag von Otto Lenz. Preis Mk. 3.—.

Dr. O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensage. Sammlung Göschen. Bd. 32. Stuttgart 1894, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Preis 80 Pfg.

J. G. Herder, Der Cid. Herausgegeben von Dr. E. Naumann. Sammlung Göschen. Bd. 36. Stuttgart 1894, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. Preis 80 Pfg.

H. Schillmann, Geschichte des deutschen Reiches. Berlin C., Verlag von W. & S. Loewenthal.

Paul Grotowsky, Gedichte. Grossenhain und Leipzig 1894, Verlag von Baumert & Ronge (Heinrich Ronge).

Holger Drachmann, Schneefrid. Melodrama in zwei Handlungen. Genehmigte deutsche Bühnenbearbeitung von *Heinrich Zschalig*.

Dresden 1894, Verlag von O. Molchel's Buchhandlung (O. Schumann). Preis 50 Pfg.

Hilger Drachmann, Es war einmal ... Märchenlustspiel in 7 Bildern. Genehmigte deutsche Bühnenbearbeitung von *Heinrich Zschalig*. Dresden 1894, Verlag von Morchel's Buchhandlung (O. Schumann). Preis Mk. 1,20.

Albert Mombert, Tag und Nacht. Gedichte. Heidelberg 1894, Verlag von J. Hörning. Preis Mk. 2.

Aus einer modernen Junggesellenklause. Eine Inventur. 2. Auflage. Leipzig 1894, C. F. Müller's Verlag. Preis Mk. 1.—.

Internationale Litteraturberichte. 2. Quartal. Leipzig 1894. C. F. Müller's Verlag. Preis Mk. 2.

Victor Ottmann, Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. Leipzig 1894, C. F. Müllers Verlag. Preis Mk. 2.50.

P. K. Rosegger, Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhange: Ausflüge in die Fremde. Wien 1894, A. Hartleben's Verlag. Preis Mk. 5.20.

Heinrich Stümcke, Litterarische Sünden und Herzenssachen. Berlin 1894, Verlag von Eduard Rentzel. Preis 60 Pfg.

Dr. Justus vom Berg. Wann haben wir noch eine Zukunft? Unparteiische Vorschläge. Hagen i. W. 1894, Verlag von Hermann Risel & Co. Preis 50 Pfg.



Beurteilungen.

Paul Remer. Unterm Regenbogen. Berlin. Verlagsabteilung der deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. 1894.

Motto: Im Kopf ein neuer, ein freier Mensch sein, im Herzen Kind und gläubig bleiben. — Die Erfüllung dieser Forderung scheint sich Paul Remer in seiner ersten Sammlung zum Ziele gemacht zu haben. Die Verbindung des Alten und Neuen ist aber nicht chemisch geworden. Wenn er in kleinen novelettenartigen Gedichten eine Episode auslebt, so weiss er einen wunderbaren Schimmer des Traurigfröhlichen, der lachenden Thräne darüber auszubreiten. „Ungeboren", „Das Märchen von der Milchstrasse", „Die Sonntagspuppe" und noch einige andere Gedichte kann man den Schöpfungen Andersens an die Seite stellen. Es sind eigentlich Volkslieder in Prosa; in dieser Art scheint mir die Zukunft des Dichters zu liegen. Weniger gut ist es mit dem neuen Menschen bestellt; er ist eben leider nur im *Kopfe*. Alles rein Moderne, was wir etwa bei Bierbaum und Schlaf als Ausfluss einer machtvollen, nackten Individualität bewundern und geniessen können, erscheint uns bei P. R. als Künstelei. Die Stimmungsfeinheit, das Durchfühlen der Naturtiefen kommt bei ihm nicht naiv, sondern gesucht heraus, fast möchte ich journalistisch sagen. Es spricht eben der neue Mensch noch aus dem Kopfe. In solchen Gedichten sucht sich das arme Gehirn, das denken, aber nicht fühlen kann, durch wunderbare Sprünge zu retten. Das ist an jenen Stellen, wo uns plötzlich jener kaltglänzende, französische Esprit entgegentritt, der uns daran zweifeln lässt, dass derselbe Dichter auch die „Sonntagspuppe" schreiben konnte. Eine einzige derartige Sünde kann vollständig die Suggestion der Stimmung hindern. Es geht uns ähnlich, wie bei Meister Hendrich, wo uns der eine unselige Palmzweig den Genuss der gewaltigen Phantasie „Ruhm" zu vernichten droht.

Ich hoffe, dass P. R. das Prosavolkslied aus *eigener* Individualität *weiter*entwickeln wird; wir haben dann von ihm viel zu erwarten.

Bonn. Ferdinands.

Richard Schaukal. *Rückkehr.* Ein Akt. Dresden und Leipzig 1894. E. Pierson's Verlag.

Vor 20 Jahren verheiratete sich Frau Marianne mit Herrn Seewald. Nach einem Jahre wird ihnen die, jetzt neunzehnjährige, sehr naseweise Dora geboren. Nach drei Jahren ist Herr Seewald seiner hervorragend schönen Frau überdrüssig und sucht Liebe bei anderen. Als Revanche findet Frau Marianne einen Hausfreund. Ein Jahr darauf beschenkt sie ihren Gatten mit einer zweiten Tochter, deren eigentlicher Vater der Hausfreund ist, während Herr Seewald *sich* für den Erzeuger hält. Der Hausfreund verlässt nach der Geburt seiner Tochter Europa, um nach 17 Jahren Geliebte und Kind wieder aufzusuchen. Hier setzt das Drama ein. Dramatischbelebte Szenen sind nicht vorhanden. Möglich, dass Schaukal die Charaktere seiner Helden psychologisch entwickeln wollte — gethan hat er's nicht. Die Figur der Frau Marianne ist total verzeichnet. Entweder ist diese Frau bei der Begegnung mit dem einstigen Geliebten, man bedenke die 17 Jahre, „kühl bis an's Herz hinan", oder sie reisst das, durch die Jahre fest gelöste Eheband mit einem Ruck auseinander. Schwankt sie aber zwischen Angst vor Schande und Pflichtgefühl einerseits, und zwischen dem heissen Verlangen der Liebe andererseits, hin und her, hat sie nicht den Mut mit dem Geliebten auf und davon zu gehen, und sträubt sich doch ihre Natur dagegen noch länger mit dem von ihr verachteten Gatten zusammen zu leben, so muss dieser psychologische Vorgang markiger, glühender — dramatischer geschildert werden. Bis zu dem, nicht befriedigendem Schluss hätte Schaukal den Leser im Zweifel lassen müssen, welchen Weg Frau Marianne nehmen wird; aber schon nach ihren ersten Gesprächen mit dem Zurückgekehrten wissen wir, dass sie garnicht die Kraft haben kann, eine grosse That zu begehen. Mindestens einmal hätte Herr Schaukal die Situation so zuspitzen müssen, dass es nur einer Anregung bedurft hätte, und die gequälte Gattin wäre mit dem Geliebten sogar nach Indien gegangen.

Berlin. Georg Fernandes.

Adalbert Meinhardt, *Heinz Kirchner.* Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Meinhardt gehört zu den geistvollsten Novellisten der Gegenwart. Die neue Novelle „Heinz Kirchner" verrät schon in der Form den feinsinnigen Künstler. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter spiegelt sich das ganze Werden und das arbeitsreiche Schicksal eines hochbegabten Sohnes wieder. Wie fein gearbeitete Glieder einer kunstvollen Kette schliesst sich Brief an Brief, und jeder offenbart zugleich das grosse Geschick des Verfassers, einer Mutter tiefgründiges Schauen wieder zu geben. Nichts von falscher Sentimentalität, von frauenhafter Überschwänglichkeit ist in diesen Briefen, aus denen auch nur dasjenige gegeben ist, was sich unmittelbar auf Heinz bezieht, um ihn uns menschlich nahe zu bringen. Die Novelle ist der „Freien und Hansestadt Hamburg" zugeeignet; es wäre zu wünschen, wenn man dort an leitender Stelle nicht ohne besondere Erwägungen des Autors Absichten äussern hörte. Das prächtige Buch ist nicht nur für jede gebildete Mutter ein Werk hohen Genusses, es verdient überall gelesen zu werden, wo man den edelsten Trunk in einem Kristallpokale zu geniessen liebt.

Bremen. **Erich Bardewiek.**

Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. Wiener Sittenbilder von Dr. *Leop. Florian Meissner.* 4 Bdchen. Leipzig. Reclam.

Ein Büchlein, das so anspruchslos genommen werden muss wie es sich giebt. In einfacher Form und bescheidenem Stile führt der Verfasser eine Anzahl von Selbsterlebnissen vor, teils Amtsstubenreminiszenzen, teils Fälle aus der Beamtenpraxis, die, an sich ziemlich gewöhnlich, intimeren Reiz wohl nur für den Verfasser selbst besitzen. Mit Ausnahme einiger charakteristischer Streiflichter auf manche Typen der spezifisch österreichischen Beamtenschaft wird dem Kenner der Wiener Verhältnisse kaum etwas Neues, dem Nichtkenner nur unwesentliche Aufklärung geboten.

Wien. **Karl Magaziner.**

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten herausgegeben von Elias, Herrmann, Szamatólski. 2. Bd. 1891. Stuttgart, Göschen 1893.

Von dem hochbedeutenden Werke, das im wahrsten Sinne des Worts eine oft schmerzlich empfundene Lücke in unserem Schrifttum auszufüllen bestimmt ist, liegt jetzt der zweite, die litterarische Produktion Deutschlands im Jahre 1891 behandelnde Band im stattlichen Lexikon-Gross-Oktavformat vor. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist in der richtigen Erkenntnis, dass ein Einzelner die litterarische Ausbeute auch nur eines Jahres heute nicht mehr zu bemeistern vermag, in ebenso umsichtiger wie umfassender Weise hier in Anwendung gebracht, und jedes der 34 Kapitel, in das die beiden Halbbände zerfallen, einem Bearbeiter, der seine besondere Vertrautheit mit dem Stoff durch Spezialarbeiten schon dargethan, überwiesen worden. So berichtet z. B. Prof. R. M. Werner über Poetik und ihre Geschichte, Erich Schmidt über Lessing, Geiger über Goethe's Leben, Muncker über das Epos, G. Kawerau über Luther, um nur einige Namen aus dem reichen Kranze hervorragender Fachgelehrten, die ihre Kräfte in den Dienst des neuen Unternehmens gestellt haben, aufzuzählen. Dem vereinten Spürsinn ist kaum ein Journal und Zeitungsartikel, geschweige denn ein Buch entgangen, das auf den betreffenden Zeitraum Bezug hat. Neben der Vollständigkeit, systematischen Gruppierung des Stoffes und bibliographischen Genauigkeit (auch der Preis der zitierten Werke ist angegeben) sollen die einzelnen Kapitel in knappen, aber das Wesentliche mehr oder minder scharf hervorhebenden, gelegentlich auch scharf polemisierenden Referaten den Leser über Richtung, Ideengang und wissenschaftlichen Wert der einzelnen Schriften orientieren. Ein vierfaches ungemein sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert die Auffindung jedes einzelnen Buchtitels oder Autorennamens. Wer künftig eine Spezialarbeit unternimmt, übersieht im Zeitraum weniger Minuten, was im Jahre 1891 an einschlägigem Material geliefert ist und die Referate geben ihm einen Fingerzeig, welche der betr. Schriften durch Eigenart oder neue Gesichtspunkte und Materialien eingehendere Berücksichtigung verdient. Wer einmal die gewaltigen Bände der Bücherlexica von Heinsius & Kaiser, die Bibliothekskatalog-Folianten und Jahrgänge der Fachblätter mit heissem Bemühen durchstöbert hat, um ein paar Dutzend bibliographische Notizen zu erhalten, wird die Vorteile, die die neuen Jahresberichte fortan bieten, dankbar zu würdigen wissen. Für frühere Jahrzehnte muss Goedecke's altbekannter Grundriss genügen, dessen zweite zum Teil von denselben Herren, die an den Jahresberichten thätig sind, neubearbeitete Auflage hoffentlich bis zum Jahre 1890 fortgeführt werden wird, und sei es für die letzte Zeit auch nur rein bibliographisch-biographisch unter Verzicht auf abschliessendes Urteil und kritisches Raisonnement.

Im Rahmen unseres Blattes sind die von Werner, Muncker, Roethe und Meyer bearbeiteten Kapitel, die sich mit der Litteratur der Gegenwart beschäftigen, vornehmlich von Interesse. Die alte und meist sehr berechtigte Klage, dass die akademische Gelahrtheit alles Nichtzünftige vornehm ignoriert oder a priori verdammt, muss hier verstummen, denn die Referenten haben mit demselben Spür- und Sammeleifer die Aufsätze der „Preussischen Jahrbücher" und „Deutschen Rundschau" wie die der „Gesell-

schaft" und „Freien Bühne" bis auf ganz ephemere journalistische Versuche herab, durchforscht. Bahr hat jetzt in Prof. Werner einen sehr wohlwollenden Beurteiler gefunden; Roethe lässt die lyrischen Leistungen in den Sammelbüchern der Münchener Modernen gern gelten; auch Muncker bemüht sich, seine Animosität gegen die jüngstdeutsche Richtung möglichst zu unterdrücken. Was die Urteile über Poeten älterer Richtung angeht, so stimmt Referent mit Roethe's freimütiger Aufdeckung der zahlreichen Mängel in Gottschalls vielgepriesener Litteraturgeschichte völlig überein; mit Dahn's Memoiren geht Roethe jedoch zu scharf ins Gericht; es sind trotz aller Längen und dem allzusehr in den Vordergrund Treten der Persönlichkeit des Erzählers ebenso unterhaltende wie belehrende Schilderungen. — Wir können an dieser Stelle uns natürlich auf keine Kritik der Einzelheiten einlassen, sondern wollen nur unsere Leser auf dieses ebenso brauchbare wie unentbehrliche Hilfsmittel bei Studien und eigner Produktion gebührend hingewiesen haben.

Berlin. **H. Stümcke.**

Grillparzers sämtliche Werke. Herausgegeben von *A. Sauer. Neue Lieferungs-Ausgabe.* Erscheint vollständig in 40 Lieferungen zu 40 Pfg., alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Langsam, aber sicher hat *Grillparzer* seinen Weg gemacht. Der Stein, den ehedem die litterarhistorischen Bauleute verworfen hatten, ist zum Eckstein, und das Bewusstsein von seiner Bedeutung zum Gemeingut geworden. Nichts beweist diese Thatsache schlagender als die Zahl der Auflagen seiner *Sämtlichen Werke:* zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tode ist eine fünfte Auflage nötig geworden. Seit der ersten, die von den berufensten Händen veranstaltet war, ist die Verlagshandlung unablässig bemüht gewesen, Grillparzers Werken all die Sorgfalt angedeihen zu lassen, durch welche die *Cotta'schen Klassiker-Ausgaben* ihren Weltruf erlangt haben. In der neuen Auflage ist alles irgend Erreichbare aus des Dichters Nachlass mit aufgenommen, der Text mit echter Philologentreue behandelt und angeordnet, durch vorzügliche Einleitungen dem Verständnis zu Hilfe gekommen, kurz äussere Vollständigkeit und innere Vollkommenheit erstrebt — und das mit glücklichstem Erfolg; dafür bürgt schon der Name des Herausgebers, als ersten Grillparzerkenners der Gegenwart. Dass diese schöne, zwanzigbändige Ausgabe in Lieferungen zu ungemein billigem Preis ausgegeben wird, kommt sicherlich den Wünschen vieler entgegen.

Die beiden *ersten Lieferungen* sendet auf Verlangen jede Buchhandlung *zur Ansicht.*

Das zwanzigste Jahrhundert. 4. Jahrgang Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W. 3(Elssholzstr. 2. Preis vierteljährl. Mk. 2.5(Heft 8 des laufenden Jahrgangs enthält:

Miquel oder Caprivi? — Werde Herr im eigene Hause! Von Armin Freigang. — Die Vernichtun des Antisemitismus. — Unser Nachwächter. Ein heitere Geschichte aus dem Elsass. — Jüdisch Sommerfrischen. Ein Notruf aus Österreich Einiges über Geschichtsunterricht. Von Pro Dr. Littmann. — Über den Geist der baltisc deutschen Dichtung und den Lokalismus in de Lyrik. (Schluss). Von J. E. Freiherrn von Grot kuss. — Militarische Selbstmordsstatistiker un die germanische Gemüts-Veranlagung. — Deutsch Aussprache. — Deutsche Bausteine. — Auf deutsche Hochwacht. — Zeitschau. — Vom Büchertisch. Briefkasten.

Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 10. Jahrg. Hef 7 enthält:

Das Bildnis des Grafen Leo Tolstoi und eine Wurdigung seiner Wirksamkeit von Dr. **M. Schwann** **Tolstoi** selbst lieferte in diesem interessante Hefte einen Beitrag „Gedanken über Henr Georges Reformbestrebungen. — Gedichte finde sich von Heinrich von Reder, Richard Dehmel Karl Bleibtreu, Ottokar Stauf von der March Gustav Adolf Erdmann, A. von Kraue, Gusta Falke, Wilhelm Weigand.

Das Land. Zeischrift für die sozialen un volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande Organ für die gesamte ländliche Wohlfahrtspflege (Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin 2. Jahrgang, Nr. 20 enthält:

Das Land, ein Kraftquell und Jungbrunnen fu das gesamte Volk. Von Dr. G. Oertel, Leipig (Fortsetzung.) — Woran leidet der Landarbeiterstand der östlichen Provinzen und mit welche Mitteln ist ihm zu helfen? Von H. Wittenberg Swantow (Rügen). (Schluss.) — Die Lüneburge Heide. Von Direktor C. Sonntag in Berlin-Schöneberg. (Schluss.) — Klagen über die Unfallversicherungsgesetze — Umschau: „Wie kan die Einrichtung von Häuslerstellen in Mecklenburg gefördert werden?" — Die Steuern in landwirtschaftlichen Erzeugnissen entrichten. — Schaffung kleineren Grundbesitzes. — Die Raiffeisen'schen Darlehnskassen-Vereine. — Kolonisation. — Über ländliche Fortbildungsschulen. — Aus dem Brunnen der Vergangenheit. — Tagelöhne. — Über Misserfolge der sozialdemokratischen Agitation auf dem Lande. — Einen „Notschrei der Ausgestossenen!" — Die Nachrichte aus Sizilien. — Ein bemerkenswertes Beispie praktischer Wohlthätigkeit. — Obstverwertung 43 000 Schauerromankolporteure. — Die Regelung des bäuerlichen Erbrechts. — Lehrer-Cölibat au dem Lande? — Unter der Dorflinde; Bilde aus der Mappe eines Dorfpfarrers. Von P. G Heims. — Gestichte Volkspoesie. Von E. Sigeru in Hermannstadt. — Briefkasten.

Zu gefl. Beachtung: Des Herausgebers Adr ist bis zum 10. August **Hôtel zum Wülsdorfer Hof bei Königswinter a. Rhein.**

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Johann Beyer, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof

2. Jahrgang. Bremen, den 1. September 1894. Nr. 12.

Neue litterarische Blätter.

Zeitschrift
für
Freunde zeitgenössischer Litteratur.

Herausgegeben von Franziskus Hähnel.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter) in Bremen.

Die „Neuen litterarischen Blätter" erscheinen monatlich und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt durch die Geschäftsstelle zu beziehen. Bezugspreis jährlich **Mk. 3** — **Fr. 3,75** — **Fl. 1,85.** Einzelnummern **30 Pfg.** Anzeigen werden mit **20 Pfg.** die gespaltene Kleinzeile, mit **Mk. 18** die ganze Seite, mit **Mk. 10** die Spalte, Beilagen bis 10 gr. mit **Mk. 12**, schwerer nach Vereinbarung, berechnet. Anzeigen sind direkt an die Verlagsbuchhandlung zu richten. An die Mitglieder der „Litterarischen Gesellschaft Psychodrama", deren Organ die „N. l. Bl." sind, wird die Zeitschrift frei mit der Sonderbeilage „Psychodramenwelt" durch die Geschäftsführung der Gesellschaft versandt. — Nr. **4662** der Zeitungspreisliste der Post für 1894.

Zwei Jahre im Kampfe!

Motto:

Einzelne Kräfte nur wirken bei jeglichem Schaffen des Geistes,
Doch in dem Dienste der Kunst wirken sie alle vereint.

Ernst Ziel, Gedichte (2. Aufl.)

Wenn der Herausgeber am Schlusse des ersten Jahrganges seinen Mitarbeitern und Lesern herzliche Dankesworte einmal für die Unterstützung und zum andern für die Nachsicht, mit der man seine Bestrebungen aufnahm, widmete, so fühlt er sich diesmal besonders dazu verpflichtet. Mehr als mancher Leser es geahnt haben wird, musste die Thätigkeit des Herausgebers eine kämpfende sein. Er hatte zu kämpfen gegen jene Elemente unseres Volkslebens, denen eine allgemeine Anteilnahme des Volkes an dem Schaffen unserer Schriftsteller als vom Übel erscheint, zu kämpfen gegen jene, die entweder seine Bestrebungen nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, zu kämpfen gegen das Philistertum, dem Skat und Würfelspiel weit edlere Beschäftigungen und Erholungen bilden, als die Hingabe zur deutschen Poesie, zu kämpfen auch mit so manchen Schwierigkeiten, die eben aus der betrübenden Thatsache hervorgingen, dass Deutsche weit eher ihren Obulus dem Gambrinus opfern, als dem Apoll. Der Herausgeber kann nicht umhin, auch allen zu danken, die ihn in diese Kampfstellung drängten; denn durch dieselbe sind ihm Kraft, Mut und Hoffen gewachsen. Er kann deshalb für den neubeginnenden Jahrgang Versprechungen machen, durch deren Erfüllung die Freunde der „N. l. Bl." erfreut sein werden. Zunächst wird der Herausgeber die Redaktion in *bewährte Hände* niederlegen, um sich ganz den im Flugblatt der vorigen Nr. ausgesprochenen Bestrebungen widmen zu können. Wenn auch aus praktischen Gründen, um Vierteljahrsbezug etc. einführen zu können, der Preis der „N. l. Bl." um 1 Mk. jährl. erhöht werden muss — sie bleiben trotzdem die billigste litt. Zeitschrift — so werden die Leser doch vollkommen durch die Erweiterung des Inhaltes für diese kaum merkliche Erhöhung von viertelj. 25 Pfg. entschädigt werden, wird doch unter anderen im neuen Jahrgange (auf vielfachen Wunsch) auch die psychologische Skizze und Kurzgeschichte gepflegt werden. Der litterarhistorische Teil wird vor allem vertieft werden, damit die Leser der „N. l. Bl." *vollkommen* über alle Erscheinungen und Vorkommnisse in der gegenwärtigen Litteratur *auf dem Laufenden erhalten werden* und die poetischen Beiträge werden einer weit strengeren Auswahl unterworfen werden, als es bisher der

Fall sein konnte. Um nur aus dem reichen Inhalt der Oktobernummer etwas zu verraten, sei erwähnt, dass dieselbe u. a. den 1. Gesang aus Arthur Pfungst's „Laskaris“ (III. Teil) bringen wird, der ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellt; demselben werden sich *Beiträge unserer hervorragendsten zeitgenössischen Schriftsteller* anschliessen. Der Herausgeber wird deshalb sicher keine Fehlbitte thun, wenn er ersucht, das Wohlwollen, das man ihm bewiesen, nicht nur auf seinen Nachfolger zu übertragen, sondern auch ihm selbst fernerhin zu erhalten, indem man seine Bestrebungen, das Interesse an unserer Litteratur in den weitesten Volkskreisen wecken zu helfen, wie bisher durch Zuführung zahlreicher neuer Freunde u. s. w. unterstützt. Diesen Bestrebungen werden sich die „Neuen litter. Bl.“ thatkräftig, wie bisher zu widmen suchen: näheres darüber werden die demnächst erscheinenden Prospekte enthalten. Der Herausgeber bittet *jeden* Leser dringend, ihm recht bald zahlreiche, *geeignete* Adressen zur *Probesendung der Oktobernummer* aufzugeben. Wenn alle Litteraturfreunde im Dienste der Kunst vereint wirken, dann wird der Segen nicht ausbleiben, und was die Hebung der Volksbildung in der gegenwärtigen ernsten Zeit bedeutet, das wird jeder Gebildete wissen.

Br. F. H.

Aus der Litteratur der Gegenwart.

Des Dramas letzter Akt.

Psychodrama von H. P. Appiani-Potsdam.

— — — — — — — — — — — — — —

Fahrt schneller, Kutscher! Schneller! Schneller! Jagt!
Zeigt eure Kunst! Verdoppelt eure Kräfte!
Der Preis ist kostbar, denn es gilt ein Leben,
Ein teures Leben mir zu retten. Fahrt
Nur gradezu den stein'gen Weg. Ich kann
Nicht irren in der angegeb'nen Richtung. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Gott gieb mir Kraft, auf dass nicht weiblich Zagen
Mich fasst, wenn ich den Schauplatz blut'ger Thaten
Erreiche. Wenn ich vor die Mündung mich
Der Waffen werfe. — — —
Kutscher, fahrt doch zu!!! — — —
Wie Schneckengang! O könnten doch Gedanken
Uns an das Endziel uns'rer Wünsche tragen.

— — — — — — — — — — — — — —

Da horch! Ein ferner Knall. Es folgt ein zweiter,
Der hinrollt mit dem ersten eng verschmolzen.
Es stockt mein Blut; ein Guss wie Blei
Scheint durch die Adern mir zu rinnen.
Und bleiern, schwer hängt sich's an meine Füsse.
Nur jetzt nicht schwach. Göttliche Kraft
Umgieb mich doch. — — —
Fahrt Kutscher zu!!!
Dort in der Richtung! Dort! Dort wo die Männer!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich weiss welch' blut'ges Spiel sie treiben. Dort!
Mein Roderich! Umhüllt von Pulverdampf.
Halt ein! Zurück! O könnt' ich meine Stimme,
Die ungehört verhallt, zehnfach verdoppeln.
Umsonst! O ew'ger Gott beschütze ihn!
Es richten sich schon wieder ihre Waffen.
Schon blitzt es auf. Ein Knall, ein einz'ger nur.
Er steht noch fest. Allmächt'ger, habe Dank.

— — — — — — — — — — — — — —

Dort noch die Biegung. Kutscher, dann hab' ich
Mein Ziel erreicht, mir meinen Roderich
Erkämpft. Sein teures Leben mir gerettet.

— — — — — — — — — — — — — —

Halt, Kutscher, halt! Den Richtweg durchs Gestrüpp
Will ich zu Fuss mir bahnen, wenn es auch
Sekunden nur wohl näher. Hundert Schritt'
Kaum bin ich noch entfernt. — — —
Halt ein! Zurück!
Da blitzt es wieder auf und er, er wendet
Den Kopf zu mir, erkennt mich, lässt die Waffe
Zu Boden fallen, streckt mir seine Hand
Entgegen. Himmlische Barmherzigkeit!
Er wankt. Ein Schmerzenszug umspielt die Lippen,
Die plötzlich sich vom Blute purpur'n färben.
Er fällt. O ew'ger, gnadenreicher Gott!
Zurück! Berühr' ihn niemand, denn nur ich,
Nur ich; in meinen Armen nur . . . .
— — — Der Arzt?
Nun wohl. Ja diesem will ich es gestatten.
Doch hier an seiner Seite will ich knieen,
Will beten, fleh'n zum Himmel, dass er Gnade,
Barmherzigkeit mir sende. — — Guter Mann!
O schafft doch Hülfe, sucht ihn mir zu retten.
Sucht gut zu machen doch den sünd'gen Frevel,
Den jene dort verübt. — — —
Was wollt denn Ihr?
An Eurer Stirne haftet noch das Blut
Des Gegners und doch wagt Ihr's mir zu sprechen
Von Ehrenkränkung und Beleidigung.
Von Liebe sprecht Ihr nichts. Ich bin die Braut,
Ich liebe ihn und Euch verachte ich. —
Spart weit're Müh'! Verachtung jedem Wort,
Mit dem Ihr Eure That zu heil'gen sucht. —
So zwangt Ihr ihn, sich Euch zu stellen,
Sein Leben, das nur mir gehört, zu opfern
Für eine Sache, die vielleicht entsprungen
Im Jugendübermute, oder die
Ein flücht'ger Rausch im Zorn heraufbeschworen.

— — — — — — — — — — — — — —

Doch Gott! Welch Schrecknis liegt in Euren Blicken?
Wie soll ich diese stummen Mienen deuten?

Was sagt Ihr, Doktor? Tot und keine Hilfe?
Das Leben ist entfloh'n? — — —
Erbärmlich Handwerk?
Zerstören könnt Ihr ein Gebäude wohl
Im Augenblick; dass alle Eure Kunst,
Dass alle grosse Weisheit Euch nichts nützt,
Um es von neuem wieder aufzubauen!
Kennt Ihr Barmherzigkeit?! O kennt Ihr Gnade?!
Sucht nach, ob eine Kugel noch geblieben.
Die schenkt mir jetzt, denn ich, ich kann nicht leben,
Da Ihr mit kaltem Blut mir den Geliebten
Gemordet und zugleich auch mich vernichtet.
— — — — — — — — — — — — — — —
Vor meinen Augen flimmert's. Es wird Nacht.
Ich sehe dunkelrotes Blut; die Füsse,
Sie wanken, können mich nicht länger tragen.
Hier lasst mich ruh'n zur Seite dieses Toten,
Am Grabe meiner Zukunft, meiner Hoffnung.
Die Ohnmacht fasst mich an, o wäre es
Doch ein Entschlafen aus der öden Welt.
Ein — Schlaf — für — ewig! —

Graf Emerich von Stadion.

Von **Franz Jedrzejewski** in **Gorzno** (Westpreussen).

„Fast mit Spott begegnet die Welt dem ernsten, wirklichen Dichter.

Unverstanden, grollend, das Herz verödet, Diesem dampfkraftfrohen Geschlecht ein Fremdling,
Schreitet er durch's Leben, wie fluchbeladen . . . . Freudlos und einsam!"

Diese Worte Heinrich Leuthold's kommen mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an den Grafen Stadion denke. „Wer ist Stadion?" wurde ich öfter staunend gefragt. Was Wunder, wenn man ihn nicht kennt. Interessiert sich das Publikum für seine Dichter? Nein! Blinkende Säbel und Gewehrläufe, Krupp'sche Kanonen: das sind Dinge, die imponieren; denn sie wissen sich meisterlich Erfolg zu verschaffen. Wie konkret nimmt sich ein Schanzensturm gegen eine Dichtung aus!" (Otto Ernst.) Und dann: Stadion verschmäht es, und es ist ihm geradezu zuwider, die Trommel der Reklame für sich zu schlagen, in jedem Blatte und Blättchen sein Konterfei zu bringen und dergleichen mehr. Er ist eben Dichter und Künstler, ein *echter* und *wahrer* Künstler, der nicht äusserer Erfolge wegen schafft. Die Gemeinde, die um den Grafen Stadion sich geschart hat, hängt mit desto innigerer und entzückenderer Liebe und Treue an ihm. In dieser seiner Gemeinde wandelt unser Dichter nicht „freudlos und einsam" einher, wohl aber ist er ein Fremdling selbst denjenigen, bei denen Kenntnis der Stadionschen Werke mit Recht vorausgesetzt werden dürfte. Zahllose, dicke Bände hat Stadion allerdings nicht geschrieben; was er aber geschrieben, ist *Gold, echtes* Gold.

Graf Emerich von Stadion wurde am 17. Februar 1838 in Bellatinez in Ungarn geboren. Sein Vater war der Graf Damian von Stadion zu Stadion und Thannhausen und der hohe Gönner Grillparzer's, der im Jahre 1824 verstorbene österreichische Minister Graf Philipp von Stadion, des Dichters Oheim. Seine zärtlich liebende Mutter, geborene Fürstin Ghika, kann Stadion nicht vergessen. In vielen seiner Poeme hat er ihr ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Früh trat er in das österreichische Heer ein. Als Offizier bei den Kaiserjägern verkehrte er viel mit dem Dichter und Feldmarschallleutnant Wilhelm von Marsano, wovon er uns in seinem Buche „Tote Blätter"*) so rührend zu erzählen weiss. Nachdem er seinen Abschied genommen, wohnt er, ein „fahrender Sänger", bald hier bald dort in Österreich, überall liebevollst umsorgt von seinem Patenkinde, seinem treuen Franzi, dem „guten Engel seines Lebens." Jetzt hat er in Hainfeld in Niederösterreich, einem im Hochgebirge verlorenen Städtlein, sein Wanderzelt aufgeschlagen, welches Asyl — sein Bild liegt vor mir — für einen Musensohn, namentlich für eine so tief empfindende Natur wie Stadion wie geschaffen zu sein scheint. Um Stadion als Dichter ganz zu verstehen und zu würdigen, muss noch erwähnt werden, dass seine im Jahre 1867 in Wiesbaden mit einer russischen Gräfin geschlossene Ehe nach acht Monaten getrennt wurde.

Im Sommer 1869, also genau vor 25 Jahren, erschien bei Gustav Heckenast in Pest das erste Werk Stadion's, der zweibändige Roman: „Dornen", weshalb unser Dichter mit Fug und Recht jetzt sein 25jähriges Dichterjubiläum feiern kann. Die „Dornen" haben den grossen, leider nicht mehr unter uns weilenden Romancier Emil Mario Vacano zum Mitverfasser. Kein Geringerer als der Dichter Karl Beck, Sänger des „Janko" der „Lieder vom armen Mann" u. a., urteilte über die „Dornen": „Der Roman ist bedeutend, geradezu sensationell und dass ihn unsere Kritik totschweigt, ist für ihn das beste Zeugnis. Tendenz und Stil meisterhaft, psychologisch richtig durch und durch."

Im Gegensatz zu seinem Landsmanne Nikolaus Lenau, welcher ein Meister auf der Violine war, ist Graf Stadion Künstler auf dem Klavier, und zwar Virtuose und Komponist. Wer ihn als solchen kennen lernen will, lese „Asta's Lieder"**), Herzensgeschichte einer Gräfin, ein eigenartiges Buch, das Stadion ebenfalls zusammen mit seinem teuren, unvergesslichen Freunde Vacano, dem „Bruder seiner Phantasie", geschrieben und das schwer verständliche, höchst originelle Kompositionen von Stadion enthält.

Ausser einer Reihe bühnengewandter Bluetten, welche vor Jahren in Berlin***) erschienen und dort mit Erfolg aufgeführt worden sind, besitzen wir von Stadion die Dramen: „Das Leben ein Lied", „Die Gräfin Egon Lohhausen"****), „Isfried von der Düne"*****) und „Die Schwalbe"******). Dieselben gingen an grossen Theatern (in Hamburg, Strassburg i. E.,

*) Wolfert's Verlag in Leipzig.
**) Verlag: S. Schottländer in Breslau.
***) A. Kuhling's Theaterbuchhandlung.
****) Wallishauser'sche Buchhandlung (Jos. Klemm) in Wien.
*****) J. C. C. Bruns in Minden in Westf.
******) Gustav Körner in Leipzig.

Würzburg, Wiesbaden u. s. w.) über die Bühne und eroberten überall feinsinnige Herzen. Ein schönheitsgläubiger Poet tritt uns in diesen Dramen entgegen, ein Mann mit Geist und Gemüt, eine seltene Natur, die trotz aller Kümmernisse und Enttäuschungen den Glauben an seine heiligen und heiligsten Ideale sich nicht rauben lässt. Die Dramen enthalten wie alle in Prosa geschriebenen Werke Stadion's mehr Poesie als 100 Gedichtbände zusammen, die jahraus, jahrein auf dem „deutschen Parnass“ erscheinen. Stadion's Sprache ist Musik, die selbst unempfängliche Leser mit sich fortreisst. Allerdings sind seine Dramen vielfach bekritelt, namentlich wird das Romantische in denselben „streng gerügt!“ Überschwengliche Phantastereien wollen wir durchaus nicht. *Gesunde Romantik* indessen – und *nur* eine *solche* finden wir in den *Erzeugnissen Stadion's* — wird niemand imstande sein, von *wahrer* Kunst zu trennen. Man denke an die grössten Werke unserer ersten Dichter, an Hamlet, die Jungfrau von Orleans, Faust u. s. w. Wie sagt doch *Grillparzer*, jener „Wiener Grieche“, so schön:

„Romantik weicht von der Dichtkunst nie,
Sie ist ihre Mutter, die Phantasie!“

Am höchsten erscheint mir Graf Stadion in seiner Lyrik, die einzig dasteht und über die ich nur Rudolf von Gottschall's Worte setzen kann: „Der Stil des echten Lyrikers ist *einzig* und, weil er *einzig* ist, unerklärbar. Hier beginnt das Irrationale, das sich in keine Formel bringen lässt: das Geheimnis des Genius.“ Stadion ist entschieden der *grösste Elegiker* der Gegenwart. In seinen sämtlichen Werken, insbesondere in seinen *Gedichten* „enthüllt sich ein reiches Herz, das unsagbar litt, und eine mutige Seele, die unablässig ringt, eben dies Leid zu tragen. — — Es stehen ihm in der Sprache Töne und Tinten zu Gebote von so wunderbarer Harmonie, Feinheit und zugleich intensiver Glut, wie sie eben nur jenes von der heutigen Welt verleugnete und verachtete Ding, das Herz, zu finden vermag. Wie Orangenblütenduft strömt es uns entgegen, berauschend und süss zugleich. Ein Sohn der wunderbaren Pussta, gemahnt seine Poesie an jene berückend leidenschaftliche Zigeunermusik seines Landes, deren Zauber sich nicht definieren, nur eben empfinden lässt.“ (Elise Polko.)*)

Als Dichter gross und eigenartig, ist Stadion als Mensch von selten reizender, durchaus *ungeschminkter* Liebenswürdigkeit mit frauenhaft zarten Empfindungen. Jeder Muskel, jede Faser bei ihm ist *Herz*. Ein geborener Aristokrat ist er in *erster* Linie Aristokrat der *Gesinnung*, keinen Unterschied der gesellschaftlichen Stände kennend. In allen seinen Werken spiegeln sich diese Charaktereigenschaften wieder, wie man überhaupt gerade auf den Grafen Stadion die Worte Lenau's anwenden kann: „Meine sämtlichen Schriften sind mein sämtliches Leben!“*)

*) Engel's Verl. in Wien: „Zigeunerreime aus dem Wanderbuche meines Lebens“; J. C. C. Bruns' Verl. in Minden: „Einsame Lieder“ und „In Duft und Schnee“; J. Hauler's Verl. in Wien: „Christbaumflitter“ und „Frauenblumen“; Schaumburg-Fleischer's und Wolfgang Schaumburg's Verl. in Leipzig resp. Wien: „Sub spinis florens!“ Vergl. Besprechung S. 31 d. Bl.

*) Ausser den genannten sind noch folgende Bücher unseres Dichters, meist Aphorismen, Übersetzungen und Lebenserinnerungen enthaltend zu nennen: „Vitae damnata“, „Schatten im Licht“ (Karl Prochaska in Wien), „Rhapsodieen eines Heimatlosen im Herzen“ (Hoffmann & Campe in Hamburg) und „Vom Baume der Träume“ (Stahel in Würzburg).

Délibáb!

Kennst Du der Pussta holdberückend Luftgespenst,
Das wie ein Rausch des Schönen die Besinnung raubt,
Und rettungslos ins morgenrote Nichts uns lockt —?
Du schweigst — ungläubig schüttelnd Dein verträumtes Haupt;
Verhehlst Dir Armer! *immer* noch, dass *jenes* Weib,
Das reizumblüht zu allen Stunden Dich umwaltet,
Ein irres Licht der Liebe nur, das Dich bethört,
Der Pussta Trugbild selber ist, als Weib gestaltet:
Des Ungarlandes wilde Lurley: „*Délibáb*“,
Die morgenrotumstrahlt Dich zieht ins Grab?!

Hainfeld. Graf Emerich von Stadion.

Zur Rose spricht die Nachtigall.

Zur Rose spricht die Nachtigall:
„All' meine Sänge, meine Lieder,
In deinen Kelch leg' ich sie nieder,
Dass, wenn du innig sie geküsst,
Der Frühlingswind dahin sie trage,
Und jeder jungen Seele sage,
Wie wundersüss die Liebe ist!“

Zittau. Anna Dix.

Wie einst.

Ist's wahr, dass wir uns trennen müssen? . .
Du beugst Dein blondes Haupt — Du weinst?
Du strafst mich nicht mit heissen Küssen —
Wie einst?

Mein Herz vermag es nicht zu fassen,
Dass Du die Frage nicht verneinst!
So bin ich einsam und verlassen —
Wie einst?

O löse mich vom düster'n Harme,
Und sag' dass Du nur traurig *scheinst!*
O komm' in meine treuen Arme —
Wie einst!

Du winkst — ich sehe Dich erblassen —
Du senkst Dein schönes Haupt — Du weinst!
So bin ich einsam und verlassen —
Wie einst.

Berlin. Christian Otto Morgenstern.

Am Abend.

Die Schwäne halten süsse Liebesrast,
Am Abendhimmel flammen Purpurgluten;

Des Weissdorns düfteschwere Blütenlast
Neigt sich beseligt in die Silberfluten.

Von ferne tönt der Grossstadt altes Lied,
Und Lust und Leid schwingt sich zur stummen Ferne;
Ein ernstes Mahnen geht durch Busch und Ried,
Ein jedes Herz hat seine eignen Sterne!

Hamburg. Emil Möbis.

Abendfarben.

Violette Schatten
Auf grünem Gras,
Rote, hüpfende Lichter
Darüber hin.
Und am Himmel ein Glänzen
Purpurn, gülden,
Mit schwefelgelben Rändern.
Schwarzer Raben
Unruhig Geflatter,
Weisser Tauben
Ängstliches Flirren,
Grauer Nebel
Verschleiernd Steigen,
Brauner Eulen
Kreischender Ruf.
Farben vermischen sich
Farben verwischen sich
Farben verschwinden
In düsterem Grau —
Abend. — —

Weimar. Hans von Basedow.

Ostseelied.

Nun ade, du sanft errötendes Land
Im erwachenden Morgengrauen;
Wir steuern in See und spähen von Bord,
Ein neues Eiland zu schauen.

Wie weht erfrischend der herbe Nordwest!
Spannt straffer die Segel, ihr Jungen!
Hoch bäumt sich das Meer in schäumendem Gischt,
Nun ein Lied zum Abschied gesungen.

Hoch Deutschland! Wir grüssen dich blauendes Meer,
Deine Wogen in blindem Vertrauen;
Wir steuern in See und spähen von Bord
Ein neues Eiland zu schauen.

Kiel. Johannes Krüger.

Gebet.

Gieb mir ein grosses Glück, ein grosses Leid!
Die Keime wollen sich zu Blüten dehnen;
Die Erde schmachtet, meine Seele schreit:
Gieb mir ein grosses Glück, ein grosses Leid!
Lass Regen fruchten, sende Thränen, Thränen!

Wien. Paul Wertheimer.

Sturmflut.

Hell funkeln die Wogen in sonnigem Glanz,
Die Winde umschmeicheln mit Kosen
Schön Hildens Gewänder und spielen im Kranz
Von Perlen im Haar ihr, im losen.

Sie starrt in die glitzernde, gleissende Flut,
Versunken in düsteres Sinnen,
Heiss kreist in den Adern ihr fiebernd das Blut,
Traumbilder sie gaukelnd umspinnen.

Von seligem Hoffen und qualvoller Pein
Erzählen die lockeren, losen,
Von zärtlichem Schäckern und Schwelgen zu Zwei'n,
Und — von zertretenen Rosen.

Vom Kirchlein herüber das Glöcklein erschallt,
Die Töne der Orgel erbrausen,
Sie sieht, wie zum Altar der Hochzeitszug wallt —
Da packt sie's wie eisiges Grausen.

So ist es denn Wirklichkeit, ist es denn wahr,
Dass sie ihn auf immer verloren?
Den Perlenkranz zerrt sie sich wild aus dem Haar,
Den er ihr als Schmuck einst erkoren.

Weit schleudert sie ihn in die Wogen hinein:
„Dir geb' ich durch ihn mich zu Eigen,
„O Meer, Du gewaltiges Meer, ich bin Dein,
„Schwing' Du mich in bräutlichem Reigen!“

„Doch fordere Eins, o gewaltiges Meer,
„Von Dir ich als Hochzeitsgeschmeide:
„Der glühend'sten, schrecklichsten Rache Gewähr,
„Des süssesten Trostes im Leide!“

„Zerstörender Fluten vernichtende Wuth
„Send' gegen die Schutzwehr, die feste,
„Zertrümm're die Kirche, ertränke die Brut,
„Sie sei zu der Hochzeit uns Gäste!“

„Wohlauf denn zur Rache!“ — Da ballt sich's zu Hauf
Mit grollendem Murren und Stöhnen,
Schwarz steigt es am Himmel, dem klaren, herauf,
Dumpfrollende Donner erdröhnen.

Und plötzlich, hui, saust es und braust es daher,
Mit Heulen und Wimmern und Toben,
Gigantische Kräfte an wuchtiger Wehr
In mächtigem Stoss zu erproben.

Hoch schnellt sich's an Quadern und Balken empor,
Dringt winselnd in Ritzen und Rinnen,
Schiesst, weichend, aus Fugen und Löchern hervor,
Auf's Neue den Kampf zu beginnen.

Doch fest steht die wackre, die wuchtige Wehr,
Trotz beut sie den stürmenden Wellen,
Bald rollen sie schwächer und matter daher,
Ohnmächtig am Stein zu zerschellen.

Da schallt durch die rauschenden Lüfte ein Schrei,
Hohnlachend, ein rasender, krasser,
Mit fliegendem Atem eilt Hilde herbei
Und ruft in die weichenden Wasser:

„Vergebens das Ringen, vergeblich der Streit,
„Dies Haus steht in höh'ren Gewalten,
„Empfange, o Meer, denn die bräutliche Maid,
„Halt fest an der Brust mich, der kalten.

„Und Seetang umwinde, statt Myrthe, mein Haar,
„Und Muschel den Hals mir, den bleichen,
„Dann lass am korallenumsäumten Altar
„Zum Bunde die Hand mich Dir reichen."

„Wohlauf denn zur Hochzeit!" — Das Meer, es erbraust,
Aufsprüht es, wie leuchtende Funken,
Und hungrig die Möve im Kreise umsaust
Die Stelle, wo Hilde versunken. —

Frankfurt a. M. **Eugen Hané.**

Federzeichnung.

Pfeift Einer auf dem letzten Loch,
Geht bald sein Lied zu Ende,
Dann legt er seine Schwegelpfeif
Getrost in andrer Hände.

Die pfeifen auf dem ersten Loch
In neuer Tonart weiter,
Im Röhricht lacht dazu der Pan,
Der alte, göttlich heiter.

Wer je den alten Pan gehört,
Der ist von ihm begeistert,
Nur sieben Töne hat sein Lied,
Das alle Welt bemeistert.

München. **Heinrich v. Reder.**

Aphorismen.

Die sogenannte Weltklugheit ist im Grunde nichts anderes, als eine der Eigenliebe schmeichelnde Umschreibung des Wortes Charakterlosigkeit.

* * *

Gleichmut ist der Gipfel aller Weltweisheit; nichts ist kleinlicher, als der Zorn.

* * *

Jeder Fanatismus setzt eine gewisse Beschränktheit in der Lebensauffassung voraus.

* * *

Unsere Kunst wird niemals eine reine Wahrheitsdichtung sein, denn jeder Künstler sieht die Welt durch die Gläser seiner Individualität, und nur in der künstlerisch individualisierten Wiedergabe der von der erregten Psyche aufgenommenen Lebenserscheinungen kann der Endzweck eines jeden künstlerischen Schaffens gefunden werden.

* * *

Eine Kinderseele gleicht einem Schmetterlinge. Die plumpen Hände des Lebens rauben ihr den Farbenschmelz.

Hamm (Westfalen). **Uhlmann-Bixterheide.**

Eingesandte Neuerscheinungen.

Robert Schweichel, Sein oder Nichtsein. Roman. Berlin 1894, Verlag von Otto Janke. Preis Mk. 5.

G. W. Gessmann, Die Männerhand. Berlin 1694, Verlag von Karl Sigismund. Preis Mk. 1.

G. W. Gessmann, Die Kinderhand. Berlin 1894, Verlag von Karl Sigismund. Preis Mk. 1.

Cäsar Flaischlen, Im Schloss der Zeit. Eine Sylvester-Paraphrase in sieben Bildern. Berlin W. 1894. F. Fontane & Co.

R. Ed. Liesegang, Rhapsodie. Düsseldorf 1894, Ed. Liesegang's Verlag. Preis Mk. 2.

Eugen Raspi, Emanzipiert. Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Soziologie für eine Dame des XX. Jahrhunderts. Zürich 1895, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.

Julius Gersdorff, Eliana. Symphonie. Dresden 1894. Verlag von Moritz Kätze.

Julius Gersdorff, Natur und Welt. Gedichte. Dresden 1894, Verlag von Moritz Kätze.

Karl Knortz. Neue Gedichte. Glarus, Verlag von J. Vogel.

Otto von Leixner. Laien-Predigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Berlin 1894, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis geheft. Mk. 4, geb. Mk. 4,75.

Theodor Maurer, Zeit-Sonette. Worms 1894. Verlag der H. Kraeuter'schen Buchhandlg., Julius Stern.

Heinrich Stümcke, Richard Zoozmann. Ein Beitrag zur Psychologie der modernen Lyrik. Düsseldorf 1894, Verlag der „Litteratur-Correspondence."

Karl Alb. Burgherr, St. Jakob an der Birs. Ein patriotisches Gedicht. Basel 1894. Verlag von Adolf Geering.

Arthur Bornstein, Klippen. Novellen. Berlin 1894, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Verlagsabteilung. Preis Mk. 1.

Wilhelm Emanuel Backhaus, Vom rechten Staate. Sechs staatsphilosohpische Abhandlungen. Braunschweig 1894, Verlag von Albert Limbach.

Max Wagner, Die wilde Rose. Hundert und ein Gedicht. Grossenhain und Leipzig 1894, Verlag von Baumert und Ronge. Preis eleg. geb. Mk. 2 50.

Dr. **Gustav Ad. Müller**, Aus deutscher Brust. Fliegende Blätter für Geist und Gemüt. Frankfurt a. M., Verlag von Gebrüder Knauer. Nr. 1 1. August 1894.

Dr. **Grabowsky**. Litterarisches Jahrbuch 1894. Leipzig, Verlag von Max Spohr.

Beurteilungen.

1. **Paul Cassirer:** *Fritz Reiner der Maler.* Studie nach dem Leben. 4 Akte. Dresden, E. Pierson. 2. **Richard Fischer:** *Antoniusfeuer.* Familiendrama in 3 Aufzügen. Ebenda. 3. **Berthold Weiss:** *Caesar Borgia.* Schauspiel in 4 Aufzügen. *Atheisten.* Schauspiel in 3 Aufzügen. Zürich, Verlags-Magazin.

Der Form nach sind die obengenannten Werke dramatische, und bei dramatischen Werken muss man sich stets die Vorfrage stellen: welchen Nutzen bedeutet das Werk für die Bühne, für

die jetzige Geschäfts-, für die kommende moderne Kunstbühne? Muss man antworten: keinen Nutzen, so verweist man das Werk, wenn es überhaupt ernst zu nehmen ist, in das Gebiet des Buchdramas, das unter einem ganz anderen Gesichtswinkel zu betrachten ist, wie das Bühnendrama. Das Buchdrama ist eine Zwittergattung, die scheinbar keine Existenzberechtigung hat, ich sage scheinbar, denn es ist eine Notwendigkeit, die ihren Platz in der Litteratur vollberechtigt einnimmt. Es giebt eben Dramatiker, die sich durchaus nicht an die Regeln der Bühne binden können, die ihre Werke gedanklich vertiefen und erweitern wollen, so dass sie über die Bühnenwirksamkeit hinaus ausgedehnt werden, oder die in scharf umrissenem dramatischen Können ohne inneren Zusammenhang ein Stück Geschichte entrollen, eine Tendenz verfechten wollen — das müssen aber eben echte Dramatiker sein. Das ist von den drei obengenannten Autoren nur *einer*, und auch nicht widerspruchslos: Paul Cassirer. Richard Fischer hat die dramatische Form anektiert, ohne sie mit eignem Geist und Leben zu erfüllen; — Weiss hingegen schreibt nur dialogisierte Leitartikel.

Damit wäre eigentlich schon in grossen Zügen das Urteil über diese drei Dramatiker gegeben, dennoch erscheint es mir nötig, einzelnes herauszuheben. „Fritz Reiner", die „Studie nach dem Leben" ist ein interessantes, scharf umrissenes Augenblicks-Charakterbild aus der Grossstadt. Durchaus fin-de-siècle. *Der* Held eine angekränkelt-nervöse Künstlernatur, Zwillingsbruder von Willy Janikow und Oswald, mit einer starken Dosis Berliner Schnoddrigkeit und einem gewissen Kokettieren mit dem Weltschmerz. Solche Leute habe ich in Berlin oft gesehen, — sie gedeihen nur auf dem Pflaster der Grossstädte, bei Absinth, elektrischem Licht und Konfektioneusen. Der Charakter ist gut geschildert, mit feinen psychologischen Zügen, — wie auch die modernen Figuren ziemlich scharf umrissen und charakterisiert sind. Dennoch spürt man, dass oft das eigentliche Leben fehlt. — Die Figuren sind gezwungen, es ist nicht immer eine Notwendigkeit da, sondern oft das rein äusserliche „Muss" des Dichters, der aus einer bestimmten Tendenz heraus bestimmte Situationen schaffen wollte. Und das bedaure ich, denn durch das Bestreben, eine moderne Tendenz zu erzielen, ist der Held oft unnatürlich. Trotzdem ist es das Werk eines Talentes, das bei Ausreifung manch tüchtige Frucht noch zeitigen kann, die für die Bühne von Nutzen ist.

Dass Richard Fischer ein Talent ist, kann man nach „Antoniusfeuer" nicht behaupten. Das Werk besteht eigentlich nur darin, in ein schlechtes Clichée von Ibsen's „Gespenstern" vier jener Züge hineingezeichnet zu haben, die dasselbe entstellen. Die Charaktere sind verzerrt und übertrieben, die Sprache ist geschraubt und schwulstig, der dramatische Aufbau, die Entwickelung ungespickt und ohne innere Notwendigkeit — kurz: eine Pflanze, die nur Dilettantismus zeitigen konnte, der sich an gewissen Werken in gewisse Situationen hineingelesen hatte.

Berthold Weiss bietet zwei Werke, die Kraft und Saft haben — aber weder poetische, noch dramatische Werke sind. Warum er sie in dramatischer Form ausgestaltet, wenn er sie Schauspiele genannt hat, ist unklar. Das sind sie nicht — und nicht einmal Buchdramen, denn Berthold Weiss ist nicht Dramatiker. Das Wesen des Drama's, — dass ich den veralteten Schulbegriff nenne, in den Verdacht kann ich gar nicht kommen — ist ganz ausser Acht gelassen. Dialoge sind allerdings da — aber so lose, so tendenziös gefärbt aneinandergesetzt, Charaktere sind allerdings da, aber so tendenziös durchgeführt, dass der Begriff: „Drama" gar nicht aufkommen kann. Wie gesagt: treffliche Modengeschichten und als solche vollster Beachtung wert, darüber hinaus sind sie nichts.

Weimar. **Hans von Basedow.**

Am Märchenbrunnen. Neue Märchen und Skizzen von *Kurt von Rohrscheidt*. Halle a./S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1893. 8°, 179 S.

Kurt von Rohrscheidt, der sinnige Märchenerzähler und durch seine Beiträge in Anthologieen und litterarischen Blättern in weiteren Kreisen bekannte Lyriker, hat uns einen neuen Band Märchen unter dem Titel: „Am Märchenbrunnen" beschert. Ebenso wie seine früher erschienenen Büchlein: „Sinnen und Weben" und „Am deutschen Herd" zeichnet sich auch der neue Band durch Tiefe der Empfindung und gedankenreiche Symbolik aus. Schwebt auch der Geist Hans Christian Andersen's über diesen Schöpfungen, der grosse dänische Märchendichter kann sich seines deutschen Schülers von Herzen freuen: denn in tiefer Symbolik kommt Kurt von Rohrscheidt ihm völlig nahe und dazu tritt der urfrische, gesunde, echtdeutsche Gemütshauch, der aus jedem Wort uns entgegenweht. Von den zwölf Märchen seien hier hervorgehoben: Die schalkhaft neckische Geschichte von dem Schulkobold, im Gegensatz dazu die traurig-wehmütige von dem alten Musikanten: Die alte Uhr, und schliesslich: Der Engel auf der Wanderschaft! Letztere hat uns mit am meisten angesprochen, denn sie ist von tief ethischem Gehalt. Solcher Engel mit verstutzten Flügeln wallen viele durchs Erdenthal. Sie müssen ihr Schwingenpaar bergen vor den Augen der blöden Menge und gelten gar als Krüppel. Ihr Lebensodem aber ist die heilige, hilfreiche Liebe. Sie trägt sie glorreich durch Not und Fährnis und zuletzt wieder empor in jenes Reich erfüllter Ideale, woher sie kamen, in den — Himmel! Auch die drei letzten Skizzen aus germanischer Vorzeit haben uns recht gefallen. Wir wünschen dem Büchlein recht viele Leser, denn in in unserer hastenden, realistischen Zeit thut es wahrlich not, dass wir auch einmal zu unserer Erholung und Erquickung einen Ritt unternehmen „ins alte romantische Land" und mit dem Dichter der Zaubersagen singen:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt.
Steige auf in alter Pracht!“ —

Leipzig **Paul Grotowsky.**

M. G. Conrad, Wahlfahrten. Marie Conrad-Ramlo, Feuer! Eine Klostergeschichte. Dr. E. Albert & Co., München.

Diese letzten Gaben des Münchner Künstlerpaares werden jeden Leser durch den warmen Herzton der Sprache, die gesunde Natürlichkeit, die ja einen Hauptcharakterzug der Conradschen Schriften durchweg bildet, angenehm fesseln.

Conrad schildert sein Debut in der Politik zur Zeit der letzten Reichstagswahl, wie er in seinem fränkischen Heimatskreise candidierte und auch mehrere 1000 Stimmen erhielt, wenn es ihm auch nicht gelang, das feste Bollwerk des Centrums im ersten Anlauf zu sprengen. Der Münchner Dichter hat sich der süddeutschen Volkspartei angeschlossen, weil er hier noch am wenigsten von Parteischablone und Parteidisziplin zu finden glaubt. Es widerstreht seiner Eigenart, sich auf ein strenges Parteiprogramm einschwören zu lassen, er hat auch keine Panazeen für die Übel der Zeit bei der Hand und macht keine grossen Versprechungen; aber er sagt frei heraus, wie er es in den Briefen an die deutsche Nation und in seinen Kampfschriften der 70er Jahre schon gethan, wo etwas faul ist und wo man helfen muss.

Für die Landwirtschaft zeigt er ein warmes Herz; er möchte selbst ländlicher Patriarch sein, frei, den Pflug in der Faust und den Jungen im Arm, wie Liliencron singt. Er sagt stolz mit dem Reformator: Meine Vorfahren sind echte, rechte Bauern gewesen, und er weiss die Leute seiner fränkischen Heimat an der rechten Stelle zu packen. Hörern und Lesern wird das Herz warm, wie er von der Fahrt im gesegneten Maingau am taublitzenden Frühlingsmorgen erzählt. Individualitäten, die fest wollen und sich nicht gleich ducken lassen, sind auch im Hause der Volksvertreter an der Leipziger Strasse wahrlich nicht überflüssig; vor allem würde mit Conrad eine Persönlichkeit in den Reichstag kommen, die sich der vor dem hohen Hause meist so stiefmütterlich behandelten Kunst annehmen könnte und würde; der verstorbene von Meyer-Arnswald, dessen Wahlkreis Herrn Ahlwardt die politischen Lorbeern übermachte, war einer der wenigen, die mehr als ein durch keinerlei Sachkenntnis und viel Gleichgültigkeit getrübtes Urteil in Sachen der Kunst abzugeben pflegten. Der fränkische Volksmann hätte freilich einen schweren Stand bei so viel Lauheit und Flauheit, aber er forcht sich nit und wird sich auch als homo novus an der Spree nicht verblüffen lassen. —

Frau Ramlo erzählt in „Feuer“ eine schlichte Klostergeschichte, aber die einzelnen Nönnchen sind sicher charakterisiert und die Katastrophe, der Ausbruch des Feuers, bei dem die junge fürs Klosterleben nicht geschaffene Hilaria die Freiheit und das Eheglück erlangt, mit Verve geschildert. Die Dichterin hat über die Gestalt dieser Hilaria einen Hauch lieblicher Anmut und mädchenhafter Keuschheit zu breiten gewusst und mit feinem Pinsel das Erwachen der Liebessehnsucht in der unter der Kutte künstlich erstarrten jungen Mädchenbrust geschildert. Nur Er, nämlich der junge Graf, dessen Mutter die obdachlosen Nonnen beherbergt und den Hilarias Anmut besiegt, ist noch zu sehr nach der Schablone der alten Schule, Theaterprinz mit einem Tropfen Birch-Pfeiferschen Öles gesalbt, und bei seiner Charakteristik zeigt sich die treffliche Münchner Künstlerin minder sicher.

Heinrich Stümcke. **Berlin.**

Wiener Typen von *Vincenz Chiavacci.* Verlag von Bonz & Co., Stuttgart.

Chiavacci's Eigenart ist bekannt, sie spiegelt sich in dem vorliegenden Buche wieder.

Er ist ein Dichter, der unter die Feuilletonisten geraten ist; ohne diesen Missfall würde er ein Künstler sein.

Das ist beklagenswert. Er hat das Zeug zu einem Fritz Reuter. Aber das Zeug ist verschnitten. Er hat alles, was zum echten Dichter gehört, von der naiven Feinfühligkeit bis zur ursprünglichen Plumpheit — aber alles mit der feuilletonistischen Nüance.

Er hat einen prächtigen, tiefgründigen Humor, der in diesem Buche z. B. in der Skizze „Blauer Montag“ zum Durchbruch kommt. Mit diesem Humor könnte er uns durch und durchschütteln. Er thut es nicht. Er ist ihm nur Spielzeug, mit dem er oberflächliche Wirkungen erzielt. Er kitzelt uns und wir lachen.

Das ist die Manier gewisser seichter geistreichelnder Feuilletonschmierer, eine Manier, die eines Chiavacci nicht würdig ist, der in Gemeinschaft mit *Eduard Pötzl* die geistige Erbschaft *Friedr. Schlögl's* angetreten hat.

Noch eins: Beim Durchlesen mancher Skizzen hatte ich die Empfindung, dass Chiavacci Vielschreiber sei. Ich weiss nicht, ob das zutrifft, aber die stellenweise bemerkbare Abspannung und Schlaffheit deutet darauf hin. Die Plastik fehlt. Seine ausserordentliche Beobachtungsgabe und sein Darstellungstalent zeigen sich natürlich auch hier noch. — — —

Diese Schwächen, die ich da alle genannt habe, werden Vorzüge sein für das grosse Publikum, das lieber unterhalten, als gefesselt sein will. Es will sich amüsieren. Das kann es. Die Wiener Typen, mit ihrem gut getroffenen Volkston eignen sich dazu. Und wer mehr sucht und höhere Ansprüche stellt, wird mir ebenfalls dankbar sein, wenn ich ihm dieses Buch empfehle, denn er findet darin eine Persönlichkeit ausgesprochen, die zu den originellsten Vertretern des Wiener Schrifttums gehört: einen Girardi der Feder!

München. **Hugo Gerlach.**

Verantwortl. Schriftleiter: Franziskus Hähnel, Bremen. Druck von Homeyer & Meyer, Bremen, Rutenhof.



